
TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA





Nachgelassene Schriften

von

Ludwig Börne.

Herausgegeben

von den Erben des literarischen Nachlasses.

Fünfter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Bassermann.

1850.

Anhang
zu den
Briefen aus Paris.

Briefe aus der Schweiz.
1830. 1831. 1832. 1833.

Von
Ludwig Börne.

Herausgegeben
von den Erben des literarischen Nachlasses.

Erster Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Bassermann.

1850.


TAYLOR INSTITUTION
30 JUL 1974

Inhalt des V. Bandes.

Anhang zu den Briefen aus Paris.

1830.

Seite

Aus Darmstadt 3
„ Carlsruhe 4
„ Straßburg 6
„ Paris 7

1831.

Aus Paris 25
„ Ferté-sous-Jouarre 41
„ Bar-le-Duc 42
„ Straßburg 43
„ Carlsruhe 43
„ Paris 46

1832.

Aus Paris 133
„ Chalons 200
„ Verdun 204
„ Straßburg 205
„ Stollhofen 213



	Seite
Aus Carlsruhe	216
„ Baden	223
„ Neustadt an der Haardt	233

Briefe aus der Schweiz.

1832.

Erster Brief.	Aus Freiburg im Breisgau	243
Zweiter Brief.	„ „ „ „	245
Dritter Brief.	„ „ „ „	248
Vierter Brief.	„ „ „ „	255
Fünfter Brief.	„ „ „ „	257
Sechster Brief.	„ „ „ „	262
Siebenter Brief.	Aus St. Blasien . .	265
Achter Brief.	Aus Zürich	267
Neunter Brief.	„ „	273
Zehnter Brief.	Aus Mariahalden. .	291
Elfter Brief.	„ „ . .	298
Zwölfter Brief.	„ „ . .	303
Dreizehnter Brief.	Aus Zürich	307
Vierzehnter Brief.	Aus Mariahalden. .	313
Fünfzehnter Brief.	„ „ . .	316
Sechszehnter Brief.	„ „ . .	324
Siebenzehnter Brief.	Aus Zürich	328
Achtzehnter Brief.	Aus Mariahalden. .	332
Neunzehnter Brief.	Aus Zürich	338
Zwanzigster Brief.	Aus Mariahalden. .	341

Seite

Einundzwanzigster Brief. Aus Zürich . . 344
Zweiundzwanzigster Brief. Aus Aarau . . 346
Dreiundzwanzigster Brief. „ „ . . 354
Vierundzwanzigster Brief. „ „ . . 361
Fünfundzwanzigster Brief. „ „ . . 367
Sechsundzwanzigster Brief. „ „ . . 372
Siebenundzwanzigster Brief. Aus Luzern . . 374
Achtundzwanzigster Brief. „ „ . . 381
Neunundzwanzigster Brief. „ „ . . 392
Dreißigster Brief. „ „ . . 400
Antikritische Belustigungen an den reizenden Ufern des Zürcher-See's.
I. Die Tiger-Brücke 408
II. Die Sokrates-Hütte 409
III. Der 21ste Bogen 416
IV. Eratophilos 421

Anhang
zu den Briefen aus Paris.
1830. 1831. 1832.

Darmstadt, den 4. Sept. 1830,
Samstag Morgen.

Vive la Charte!

Guten Morgen liebe Seele. Das Geld liegt im Koffer, und ich werde alle Ihre zehn Gebote befolgen. Gestern Abend ging ich in's Theater. Kaum saß ich auf meinem Platze, als zwei Herrn mich in ihre Mitte nahmen, die in einem fort von meinen Schriften sprachen, und entzückt waren mich in ihrer Gewalt zu haben. Der Eine heißt ***, der will vor fünf und zwanzig Jahren mit mir in Gießen studirt haben. Nach dem Theater mußte ich mit Herrn von Holtei nach Hause gehen, der einige Leute auf mich und Kartoffel eingeladen hatte. Die kannten meine Schriften im eigentlichen Sinne auswendig, und ennuyirten mich mit Citaten.

Holtei sagte mir meine Schriften wären in Berlin sehr beliebt. Er habe sie in zwei gelehrten Gesellschaften den ganzen Winter durch vorlesen müssen.

Carlsruhe, Sonntag, den 5. Sept. 1830.

A bas les Rois!

Dieser Brief geht erst morgen Mittag ab. Ich bin nach der Post hier angekommen, was mich ärgert.

Ich reise morgen Mittag ab und werde erst übermorgen in Straßburg ankommen. Ich denke nicht früher als den 15. dieses in Paris zu sein. Ich werde mit Bequemlichkeit reisen. An Stoff und Zeit Ihnen große Briefe zu schreiben fehlt es mir gänzlich. Sie müssen sich damit begnügen, bis ich in Paris bin.

Das sehe ich doch jetzt erst, wie angenehm ein Bedienter auf Reisen ist. Ich wüßte nicht wie ich ihn entbehren könnte. Wäre nur unser Conrad so

kein Hampel. Er thut aus Einfältigkeit und Gutmüthigkeit was ein anderer Bedienter aus Schelmerei. In Frankfurt im Englischen Hof, als ich mit meinem Kutscher anfänglich über den Preis nicht einig war, sah ich durch's Fenster in den Hof, wie der Kutscher den Conrad gestreichelt und auf die Schulter geklopft, um ihn zu gewinnen, daß er mir zurede. Richtig kam er auch gleich herauf zu mir und sagte, der Kutscher habe nicht zu viel gefordert. Und doch ließ er noch drei Gulden ab. Auf meinen Vortheil ist er gar nicht, so wenig wie auf seinen eignen. Welch ein Figaro! Aus Dummheit hat er etwas Kluges gethan. Er hat zwei Töpfchen Stiefelwichse für acht Kreuzer mitgenommen, die mich in Paris zwei Franken gekostet hätten. Ein gewandter Bedienter wäre gar nicht auf so einen Einfall gekommen. Nichts auf dem ganzen Wege interessirte ihn mehr, als die Soldaten, die mir ein Dorn sind. Uebrigens bin ich mit dem Conrad zufrieden.

Straßburg, den 7. Sept. 1830.

Es ist Abend, Zeit habe ich noch mehr als mir lieb ist, sie wird mir lang. Ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich Ihnen schreibe, bitte tausend Mal um Vergebung, daß ich Ihnen so oft lästig falle.

Ich habe mir einen Miethwagen nach Nancy genommen, das ist kaum ein Drittheil des Weges nach Paris, und das kostet mich 100 Franken. Meine Reise nach Paris wird mich also von hier aus 300 Franken kosten, gerade so viel als Extra-Post. Es ist des Teufels zu werden, aber was will ich machen? Aut Rothschild, aut nihil, sei von nun an meine Devise. Hätte ich weniger Geld, wäre ich viel reicher als ich bin, dann fiele es mir nicht ein, nach Paris zu reisen. Mein Reichthum wird mich noch ruiniren.

Die erste dreifarbige Fahne hat mich unbeschreiblich aufgeregt. Ein Glück, daß ich nicht Nerven genug für mein Herz habe, ich wäre schon längst geköpft worden. Aber dumm war ich auf

dem ganzen Wege. Das spricht sehr für mein Wohlbefinden. Adieu.

Paris, den 20. Sept. 1830.

Gestern Mittag besuchte ich die V. Ich wurde von ihr und den übrigen Mitgliedern der Familie ganz unbeschreiblich artig und freundlich aufgenommen. Man lud mich auf den Abend ein. Ich fand dort fast lauter Deutsche, Herrn und Damen. Zum Glücke, zum unerhörten Glücke, war ich zweimal in einem Tage gesprächig, witzig, liebenswürdig, ich kannte mich selbst nicht. Es gefiel mir da sehr gut, man ist ungenirt, kömmt und geht wenn man will.

Den 12. Oktober.

.... Die deutschen Gelehrten, die hierher kommen, betragen sich überhaupt sehr dumm, und ich habe von manchem schon manches erzählen hören. Sie sind sehr unbescheiden, sagen den Franzosen ins Gesicht, sie wären Dummköpfe gegen die Deutschen, und machen in ihrem französischen Kauder-

welsch die größten Grobheiten. Der ***, der hier ist, beträgt sich auch so schlecht, und disputirt sich mit den hiesigen Gelehrten auf ächt deutsche gemeine Weise herum. Der *** sagt ihnen: vous vous trompez, vous ne comprenez pas cela, cela n'est pas vrai, was im Französischen lauter Grobheiten sind. Ich mache nie solche Fehler, und ich hüte mich wohl mit Franzosen zu disputiren, sobald ich merke, daß ich mich nicht verständlich machen kann.

Der Staatsmann, den man in Berlin anstellen will, ist nicht der Stein, sondern Herr von Humboldt. Dieser Letztere ist gegenwärtig hier. „Il parle comme un moulin“, hörte ich einen Franzosen von ihm sagen. So habe ich ihn in Berlin kennen lernen. Für mich ist er ein unerträglicher Schwätzer. Wenn er im Zimmer ist, kann kein Anderer zu Worte kommen.

Michel Beer „der Dichter“ hat mich gestern im Café de Paris mit einem köstlichen Diner bewirthet. Er war sehr verdrießlich, daß ich so wenig aß und gar nicht trank, und seufzte wohl im Stil-

len, daß mit mir gar nichts anzufangen sei. Natürlich war es nicht Börne der Tugendhafte, nicht Börne der Humorist, nicht Börne der reiche Mann, nicht Börne der Liebling der Madame W., sondern Börne der Rezensent, dem der Dichter zu essen gab. Wahrhaftig, er dauert mich. Ist das ein junger Mensch von kaum dreißig Jahren, der 50,000 Franken Renten, und einst noch ein großes Vermögen zu erben hat, und macht sich Sorgen, ob man seine Tragödien lobt oder tadelt! Er wartete immer darauf, ich würde über seine Schriften zu reden anfangen, aber ich schwieg und aß. Endlich als er méringues glacées, nehmlich mit Eis gefüllte, kommen ließ, die mir sehr gut schmeckten, ward ich doch etwas gerührt, und fragte ihn wie die Rezensenten sein Trauerspiel beurtheilt? Ich bekümmere mich nicht darum, antwortete er, ich lass' sie bellen. Ich suchte das Lachen zu unterdrücken, aber darüber floß mir das Vanille-Eis aus dem Munde, und mein neuer Ueberrock bekam den ersten Fleck. Es wird nicht der Letzte sein.

Der Beer ist seit zwei Jahren hier, reist aber in einigen Tagen nach München. Paris, sagt er, ob es ihm zwar gefiele, ersetze ihm doch Deutschland nicht. Man verstünde ihn nicht genug. Er wäre in jeder Gesellschaft gern der „Ressort", und das könnte er in Paris nicht sein. Ich dachte: Was bist du für ein Thor mit deinem Ressort! — So ist der Mensch! —

Den 26. Oktober.

.... Ich werde zur Ergänzung meines achten Bandes (den der Teufel holen möge mit Herrn Campe!) Schilderungen aus Paris schreiben, gleich den frühern. Diese haben ja hier wie in Deutschland allgemein gefallen, und sogar meine Rezensenten, selbst die Uebelwollenden, haben sie gelobt. Es ist aber merkwürdig mit diesem kritischen Lobe meiner Pariser Skizzen! Die Rezensenten die es mir alle übel genommen, daß ich Deutschland und den Deutschen in meinen Schriften derbe Wahrheiten gesagt, geben mir doch darin Recht, ohne daß sie es wissen. Menzel sagt: in Frankreich

wäre ich ein liebenswürdiger Laertes, in Deutschland aber ein schwermüthiger Hamlet. Neumann (in den Berliner Blättern) der meine Pariser Schilderungen sehr lobt, frägt: warum ich die Deutschen nicht mit gleich guter Laune als die Franzosen beurtheilt hätte? Aber — setzt er hinzu — es geschieht oft so, daß man in seinem Hause knurre und mißmuthig sei, und sobald man den Fuß aus dem Hause setze, liebenswürdig würde. Ist das dumme Geschwätz nicht sehr komisch? gestehen diese Herrn nicht ein, daß man in Deutschland verdrießlich sei, und daß man nichts dort zu loben finde? ....

Den 3. November.

Ach, Sie haben ganz recht, meine Briefe sind sehr leer, ob ich zwar überzeugt bin, daß sie Ihnen die größte Freude machen.. Aufrichtig zu reden (aber zanken Sie mich nicht), ich führe mich sehr schlecht auf — das heißt eigentlich, ich führe mich sehr gut auf, und jeder Vater würde sich glücklich schätzen, wenn sein Sohn in Paris so ordentlich

lebte als ich. Aber für einen alten Kerl, der aus Büchern nichts mehr lernen kann, ist das keine Aufführung. Ich bin fast den ganzen Tag zu Hause. Bekanntschaften zu machen bin ich erstens zu faul, zweitens zu ungeschickt, drittens zu blöde, viertens zu bescheiden, fünftens zu eitel.. Meine unzureichende Kenntniß der französischen Sprache, macht mich etwas schüchtern. Allen Leuten von Kopf, allen die ihre eigenen Gedanken und Gefühle haben, fällt es schwer, sich in einer fremden Sprache auszudrücken. Junge Leute, Commis, unbedeutende Menschen, denen nur an den Worten liegt, lernen die Conversationssprache der Franzosen viel schneller als ein deutscher Philosoph. Dann möchte ich doch nicht als ein deutscher Hans erscheinen, und wenn man wortkarg ist, halten Einen die Franzosen für geistarm. Dann frage ich mich: was haben die Leute von mir? das sind aber alles keine Entschuldigungen. Mit einiger Ueberwindung und Mühe könnte ich doch nach und nach mich mit den bessern Gesellschaften bekannt machen, und ich

verspreche Ihnen, mich zu bessern. Trotz dem allem aber, und daß ich bis jetzt so eingezogen lebte, bin ich sehr vergnügt und heiter, ja wenn ich unter Leuten bin, gesprächiger als je. Das Unglück ist, daß der Sporn Bekanntschaften zu suchen, der andere Leute treibt, mir mangelt: die Langeweile. Mir wird zu Hause die Zeit nicht lang. Jezt werden Sie mich wie gewöhnlich fragen, was haben Sie denn von Paris? Ich antworte Ihnen: Paris, und Deutschland nicht.

Den 5. November.

.... Ich habe mich bei Gerard sehr amüsirt.. Gerard, der von einem da anwesenden Deutschen erfahren hat, was ich für ein merkwürdiges Thier bin, hat mich sehr freundschaftlich eingeladen wiederzukommen. Ich war sehr gesprächig zu meiner eignen Verwunderung. Ich habe mich viel mit Ancelot unterhalten, einem bekannten dramatischen Dichter. Es war wirklich zum Lachen! Der Ancelot kannte mich nicht, ich wurde ihm nicht vorgestellt. Mir war er nur dem Namen nach bekannt,

ich hatte nie etwas von ihm gelesen. Aber ich kannte meine Leute. Ohne Scheu trat ich zu ihm, stellte mich entzückt ihn kennen zu lernen, sprach mit dem größten Lobe von seinen Werken, und log ihm vor, sie wären alle in's Deutsche übersetzt. Er lobte sich aber selbst noch viel mehr, als ich ihn. Er ließ sich mein Taschenbuch geben, schrieb mir zwei Seiten voll, das vollständige Verzeichniß seiner Werke, wo sie zu haben wären, in welcher Ordnung sie erschienen rc. Dann prahlte er, von der und der Schrift wäre die Auflage erschöpft, und sie sei nicht mehr zu haben. Ich hörte dem Franzosen mit Verwunderung, und aufrichtig zu reden, mit Neid zu. Ich dachte: möchte ich doch auch so sein können, und das Talent haben, mich so herauszustreichen! Denn im Grunde, was verliert er bei mir durch sein unverschämtes Selbstlob? Ich bin dadurch mit seinen Schriften bekannt worden, werde sie holen, sie lesen, und doch wahrscheinlich einiges Gute darunter finden, dann vielleicht darüber schreiben, und den Ruhm des Verfassers ver-

breiten. Hätte er bescheiden geschwiegen, hätte ich vielleicht nie etwas davon erfahren. ....

Es thut mir leid, daß Sie sich das mit meinen Briefen in den Kopf gesetzt haben. Ich kann diese für den 8ten Band nicht brauchen. Machen Sie sich darum keine unnöthigen Sorgen, indem Sie vielleicht glauben, dieser 8te Band mache mir Unruhe und störe meinen Seelenfrieden. Kennen Sie mich denn so wenig? Und wenn ich bis zum Frühling auch kein Wort für den Campe schriebe, würde mir das Essen nicht ein bischen schlechter schmecken und mein Gewissen bliebe ganz ruhig. Uebrigens hoffe ich noch damit zu Stande zu kommen. Auch fürchten Sie nicht, ich möchte mich krank arbeiten. Habe ich das denn je gethan? Wer mich kennt und meine Faulheit, muß Sie ja auslachen, wenn er so etwas von Ihnen hört. Manchmal, wenn Sie mich vor gar zu großem Fleiße warnen, möchte ich fast denken, Sie wollten sich über mich lustig machen. Ihr Frankfurter seid gewaltige Schelme! Mit Ihren Briefen seit einiger Zeit bin ich beson-

ders vergnügt. Sie schreiben enger und mehr als sonst. Besonders die Querzeilen die noch hinter den Briefen hergehen sind meine Lust und ich betrachte sie als Dessert.

Sie haben Recht, der Neumann spricht sehr genirt von meinen Schriften. Das ist ja eben, was ich in meiner Brochüre gegen die Berliner Zeitung voraus gesagt habe. Das ist eine ganz erbärmliche Sklaverei, wo jeder Einzelne seine Meinung einer Gesellschaft unterwerfen muß, und noch obendrein Einer die von der Regierung gelenkt wird. Im Lobe wie im Tadel ist der Neumann affektirt, und man weiß nicht was sein Ernst ist, und merkt, daß er manches unterdrückt.

.... Es ist recht feige von mir und ich mache es mir zum großen Vorwurfe, daß ich meine Gesinnung gegen Göthe noch nicht öffentlich ausgesprochen. Es wäre von der größten nationellen Wichtigkeit.

.... Wie viel kosten Ihnen meine Briefe? Das muß Sie ja ganz ruiniren. Soll ich seltner schrei-

ben? Im Jardin des plantes sind zwölf neue Tiger und Löwen angekommen. Ich habe sie gestern besucht und ich soll Sie grüßen. Sie haben keine Vorstellung davon, wie vieles sich hier seit unserer Abreise geändert hat. So viele neue Brücken, Quais, Passagen, die zu unserer Zeit glänzend genannt wurden, erscheinen neben der Pracht der neuen wie Viehställe — und so in allem übrigen. Bei Passy führt eine neue Brücke über die Seine, die ist ganz von Gerstenzucker. In der Sonne glänzt sie, daß es nicht zum aushalten ist. Neulich habe ich mich bei Gerard wieder sehr amüsirt. Es waren eine Menge Damen da — Schreckliche! Lauter Genies! Unter andern ***, die Sie dem Rufe nach vielleicht kennen. Was wurde die in den Zeitungen nicht geprießen! Ich sah, hörte sie, las den andern Tag ihre Werke — Wind! Wind! Wind! gar nichts.

Wissen Sie daß mich die Leute hier für reich halten? Ich spreche so leicht und vornehm von

vielem Gelde und das macht sie irre. Ich sage z. B., mit 20,000 Franken jährlich könne man nicht viel machen, und man glaubt, so viel hätte ich zu verzehren. Uebrigens schadet das gar nichts. Reich zu sein gibt einem hier ein Ansehen. Sie aber wissen, daß an mir nichts reich ist als mein Herz.

Den 1. Dezember.

Gott! Was die Zeit rennt! Es ist erschrecklich! Sie kommt mir vor wie ein Pferd, das mit seinem Reiter durchgeht. Vergebens schreie ich halt! halt! nimm den 8ten Band mit. Es hilft alles nichts, sie rennt und wird nicht eher stehen bleiben bis sie vor Ihnen steht. Was man doch grob wird wenn man in Bildern spricht! Eigentlich habe ich damit gesagt: die Zeit wird wieder ihren langsamen ruhigen Gang gehen, wenn ich bei Ihnen bin. Ich weiß wahrhaftig nicht wie das kömmt. Ich lebe doch wenig in Zerstreuungen, bin viel zu Hause

und habe bis jetzt noch nichts gearbeitet, und doch geht mir der Tag wie eine Minute vorüber. Ich glaube, die großen politischen Bewegungen sind es, die meine Einbildungskraft und die Stunden im Sturme vor sich herjagen. In Deutschland steht das Wetter unter Zensur, und man erfährt nicht eher vom Gewitter, als bis es herabschlägt. Hier aber sieht man sich die Wolken bilden und das unterhält mich.

Neulich ging ich in die große Oper und sah la muette de Portici, die ich noch gar nicht kannte. Ich habe mich entsetzlich gelangweilt, trotz der Pracht in Tanz und Dekorationen. Die Musik gefällt mir gar nicht. Aber um des Himmels willen, wie wird man denn in Frankfurt mit dieser Oper fertig, die so viel kostspieligen Spektakel hat? Ich kann Sie versichern, daß die Kleider der Neapolitanischen Bäuerinnen kostbarer sind als in Frankfurt die der Prinzessinnen auf dem Theater. Es ist eine tolle Verschwendung. Der Markt in Neapel ist ganz nach der Natur. Hunderte von Marktleuten mit großen Körben von Orangen, Blumen rc.

Die Dekoration im letzten Akt ist bewunderungswürdig. Der Vesuv, der ganz natürlich Feuer speit, und die Lava strömt und die Steine werden umhergeschleudert. Das hat mich am meisten amüsirt, weil damit die Oper aus war, um drei viertel auf zwölf Uhr. Dann ging ich noch in ein Lesekabinet die Abendzeitung zu lesen, dann, halb ein Uhr zu Tortoni wo alles angefüllt war mit Menschen und aß Eis (café blanc), dann um ein Uhr nach Hause, wo ich den Conrad ganz gleichmüthig am Tische sitzend fand, eine Didaskalia vom vorigen Jahre lesend.

Die Deutschen die mich besuchen sind alle ziemlich unbedeutend. Es ist mir doch lieb, daß sie zuweilen kommen, weil ich von ihnen Neuigkeiten aus Deutschland erfahre. — Der Metternich hat jetzt zum drittenmale geheirathet und ein Mensch der so dumm ist, regiert die halbe Welt! Da läßt sich vorhersehen was kommen wird.

— .... Man erzählte mir, meine Werke würden übersetzt, ich weiß nicht von wem, ich weiß

nicht wie. Aus dummer Bescheidenheit fing ich von etwas Anderem zu reden an, statt mich genauer nach dem zu erkundigen, was mich doch eigentlich interessiren soll und darf. In solchen Fällen ist ein Franzose ein anderer Mensch als ein Deutscher. Dem Viktor Hugo erzählte man, sein Hernani würde jetzt in Mailand als Oper gegeben, und er ruhte nicht eher mit Fragen, bis er genau von allem unterrichtet und seine Eitelkeit satt war.

Samstag, den 4. Dezember.

Ich mußte lachen, daß Sie, wie ich aus Ihrem heutigen Briefe ersehe, ängstlich waren, die Geduld hätte mich angegriffen. Ich habe sie schon vierzig Jahre, ich bin gewohnt daran. Ich war durchaus in keiner wehmüthigen Stimmung als ich das schrieb, sondern in einer spaßhaften. Wer in Paris wehmüthig bleibt, ist ein Narr. In Deutschland ist es auch nur die Langeweile die mich wehmüthig macht. Es war auch diesesmal in meiner gewohnten Weise gar nicht gemeint. Erinnern Sie sich,

daß ich auf meiner Reise hierher (in Dormans) vier und zwanzig Stunden warten mußte bis ich Platz in der Diligence fand. Dort (fingire ich) will ich meine bisherige Reise, also auch meine Ungeduld beschreiben. Daher das Gebet. An die Deutschen dachte ich gar nicht. Da ich aber die Göttin Geduld schildern wollte, fiel es mir natürlich ein, daß sie die Landesgöttin der Deutschen ist. Es ist eine wehmüthige Göttin, und daher die Wehmuth. Sie war aber nicht in mir. Glauben Sie mir's, seit ich hier bin, lache ich über die Deutschen. So viel Genie in der Dummheit habe ich ihnen nicht zugetraut. Sie mögen sehen wie sie fertig werden.

Den 8. Dezember.

.... Die Stelle über die Geduld, die ich neulich mitgetheilt, endigt wie folgt: „Und sie erhörte „mich. O! es gibt noch Götter, man muß nur „an sie glauben. Mein Blut ward süß und roth „wie Himbeergefrorenes. Ich zog die Uhr aus der „Tasche und sagte: schon drei Uhr. Ich sah zum

„Fenster hinaus und rief: ein recht hübscher Ort!
„dann trat ich an das Kamin und streichelte freund=
„lich den chinesischen Wackelkopf, dem ich eine
„Stunde früher im Zorn die kleine Nase abgekneipt,
„und ich hätte weinen mögen, daß ich den berühm=
„ten Rhinoplastiker Gräfe aus Berlin oder Herrn
„von Hohenlohe nicht herbeischaffen konnte, die
„Nase zu erneuern. Wie mag sich nur der sterb=
„liche Mensch den Zorn anmaßen, diese himmlische
„Leidenschaft, die nur Göttern ziemt! O Eitelkeit!"

Ich lese jetzt Chamforts Werke, fünf Bände, gefüllt wie meine. Aphorismen, Rezensionen, Theater. Aber ich gefalle mir besser.

Den 29. Dezember.

Wie hat mich heute Ihr lieber außerordentlicher, und Ihr außerordentlich lieber Brief erquickt! Und wie war ich beschämt! denn ich gestehe es, ich war mißmuthig und brummte den ganzen Tag wie ein Käfer. Ich sagte bei mir: „Jetzt muß ich nun warten bis Samstag und erfahre nicht, ob die Kistchen angekommen. Könnte sie mir nicht gleich

antworten! Aber das geht so regelmäßig, als wären wir mit einander verheirathet. Es ist nichts mehr mit ihrer Freundschaft; sie findet nur noch, sie erfindet nichts mehr.“ So brummte ich immerfort. Und doch hätte ich darauf schwören sollen, daß Sie schreiben würden.

.... Ich bin viel zu sehr Philosoph, als daß ich schlechte Menschen so sehr verabscheuen könnte, als es Andere thun; im Gegentheil, da ich die Menschheit zu gut kenne, um große Menschenkenntniß zu haben, liebe ich alle ausgesprochenen Charaktere, weil sie mir die Mühe der Untersuchung und die Möglichkeit des Irrthums ersparen. Aber um so gefährlicher sind mir Meister-Schurken und ich sollte sie meiden. Aber das ist bei mir nur Sache der Ueberlegung und nicht Sache des Gefühls. Es gibt wenige Schurken in der Welt und viele langweilige Menschen und der *** amüsirt mich. Ich bin darin wie ein ächter Kunstfreund, Gott oder Teufel, gleichviel, wenn einer nur ist, wozu ihn die Natur bestimmt hat....

Den 15. Januar 1831.

.... Die Malibran soll durch und durch Genie sein. Sie kennt alle Sprachen und spricht sie auch, sogar deutsch. Sie trinkt stark südliche Weine. Ich verzeihe ihr das, sie mag wohl frieren auf dieser kalten Erde, die ihr fremd ist. Denn die Sprache der Seeligen, wie sie sie spricht, so kann man sie nicht lernen, man muß darin geboren sein.

.... Zwar wendete ich den ganzen Abend kein Auge von ihr; aber im Barbier, wenn ich die Lorgnette rückte, sie mir näher zu bringen, war es mir, als hätte ich den Himmel tiefer herunter geschraubt. Auch hatte ich vorher bei dem verdammten italienischen Koch Ravioli gegessen, und der Magen liegt gleich unter dem Herzen. Sie wissen nicht was Ravioli ist? Erinnern Sie sich Potiers im ci-devant jeune homme? Und wie er erzählt, wie er von der wilden Stute herabgefallen — mais je me suis laissé tomber avec une grâce! Nun Ravioli ist so ein unbändiges Thier, das meinen alten Magen, der in Paris oft den jungen

macht, jedesmal herabwirft.. Den Abend hörte ich auch zum erstenmale zwei andere vortreffliche Sänger, Donizetti und Zuchetti. Ich sage zum Erstenmale, ob zwar der Eine im Barbier den Grafen, der Andere den Bartholo machte. Aber ich hörte sie damals nicht, es war die erste taube Stunde meiner Liebe.... Soll ich denn von meiner Malibran kein Wort mehr sagen? Trotz der schweren Ravioli und der leichten Musik, hat sie wieder mein Herz bewegt, nur etwas leiser als das vorigemal. Sie war das gute liebe Aschenbrödel, die um ihre neidischen Schwestern nicht zu kränken, sich Mühe gab, mir nicht gar zu sehr zu gefallen. Aber ich wußte es auswendig, sie ist die Göttin der Freundlichkeit, und so eine liebreizende Creatur gibt es nicht mehr (in Frankreich). Wenn sie sich liebend dem Geliebten naht, dann kommt sie ihm nicht blos mit dem Körper näher, sondern man sieht es, wie ihr Herz immer höher hinauf zu den Lippen, und höher hinauf in die Augen steigt. Als ihr der Prinz sich zu erkennen gab und seine

Hand anbot, sah man sie in den Himmel fallen — fallen, sie kann nicht anders.... Ich schäme mich fast, daß ich über und wegen der Malibran so viele Worte gemacht. Ich bin ja eine leibhaftige Didaskalia! Und doch ist noch mancher arme Teufel von Gedanken in mir, der nackt ist, und für den ich noch keine Kleider habe finden können. Könnte ich nur musikalisch rechnen, um Ihnen von meinem Gefühle Rechenschaft zu geben; aber richtig ist es gewiß.

Den 29. Januar.

Da ist Ihr Brief, aber es bleibt mir nur wenig Zeit. Heine's Reisebilder kann ich hier zu lesen bekommen. Ueber die Briefe eines Verstorbenen werde ich Ihnen meine Meinung sagen, sobald ich sie fertig gelesen. Wenn Heine's Reisebilder schlechter sind, als die todten Briefe, dann müssen sie sehr schlecht sein.... Wenn auf einmal der Heine so in meine Stube träte, wie würde ich mich freuen. Ich fürchte aber sehr, ich möchte ihn bald unausstehlich finden. Er soll so eitel sein. Und

viel Feuer, aber kein Holz. Ich halte mich für einen Gelehrten gegen ihn.

Seit gestern ist es grimmig kalt. Meine Fenster sind zum erstenmale gefroren. Gestern zeichnete ich ein J. hinein, heute ist es schon weggeschmolzen. Freundschaft in Paris!

Mittwoch, den 9. Februar.

— — Ich werde Ihnen von nun an zuweilen einiges aus meinen ältern Pariser Notizen mittheilen....

Der berühmte König Ahasverus, der garstige und dumme Mann der schönen und klugen Esther, ließ, so oft er nicht einschlafen konnte, sich aus seiner Regierungsgeschichte vorlesen. Dann kam der Schlaf. Mir ward es nicht so gut die verflossene Nacht, ich konnte keinen Schlaf finden und auch nichts zum Lesen, das dumm genug war. Es kann nicht jeder König sein! Endlich nahm ich mein Pariser Zeichenbuch vor, darin zu blättern. Zeichenbuch kann ich es nennen; denn es besteht

mehr aus Zeichen als aus Worten. Aber der Bleistift war so blaß geworden, die Buchstaben, oft als ich im Bette lag, oft auf der Straße, ja während dem Fahren geschrieben, so verwirrt und unkenntlich, daß ich beim Schein des Lichtes nur wenig enträthseln konnte, und unter diesem langweiligen Bemühen schlief ich ein. Aber diesen Morgen nahm ich mir vor, von meinen Skizzen noch zu retten, was zu retten ist und sie bei Ihnen in Sicherheit zu bringen. Ich mache gleich den Anfang:

Staub. — Hat man in Paris auch im Winter Staub? Ach nein, es ist nicht vom Staube die Rede, den die Jahreszeit bringt und holt, sondern von dem Staube eines Jahrhunderts. So oft ich durch die Richelieu-Straße gehe und an ein gewisses Haus komme, stelle ich mich ihm gegenüber, lehne mich mit dem Rücken gegen den Laden eines Parfümeurs und schaue hinauf. Bis jetzt war ich noch so glücklich, die große und zarte Glasscheibe des Ladenfensters nicht einzudrücken; das würde mich viel Geld kosten. Ich schaue hinauf, nicht

mit froher Neugierde oder stiller Zufriedenheit, nicht mit dem lächelnden Vergnügen, mit welchem man ein schönes Mädchen oder sonst etwas wohlgefälliges betrachtet; sondern ich sehe mit einem Gefühle der Ehrfurcht, mit jener erhabenen Stimmung hinauf, die Shakespeare in meiner Seele hervorruft, oder die Bibel, oder der Moniteur, das dritte Testament. Und was ich staunend betrachte, ist nur ein Aushängschild! In Paris ist ein Aushängschild von sehr großem und sehr kleinem Nutzen. Von großem — das begreift man; aber auch von geringem? Es ist als wollte man eine Meereswelle bezeichnen, die, kaum erhoben, von der nächsten Welle verschlungen wird. Das Auge des Beschauers verschlingt die Wellen alle und sieht nur ein weites ungetheiltes Meer. Aber der Pariser thut sein Möglichstes, Halt in die Fluth zu bringen, und macht sein Schild darum so anziehend als möglich. Zuerst Namen und Vornamen, dann Gewerbe oder Handel, dann die Nummer des Hauses und zwar zweimal, rechts und links vom Namen. Dann

das ganze Schild zweimal, in einen Winkel zusammengestellt, damit nach jeder Richtung der Straße eines sichtbar werde. Aber das Schild meiner Ehrfurcht enthält nur das einzige Wort Staub. Staub, nichts als Staub! Kein Vorname, keine Hausnummer, kein Gewerbe, kein Handel. Und doch hängt es an einem großen Hotel, umringt und gedrängt von vielen andern, viel beredsamern, viel glänzendern Schildern. Wer in Paris durfte diese erhabene Einfachheit wagen außer Staub? Nicht einmal Gott. Denn wenn Gott auf einem Schilde stünde, wüßte man immer noch nicht, welcher Gott es ist, und der beste Christ würde am meisten zweifeln. Ist es Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der heilige Geist? Ist es der dreieinige Gott? Aber Staub durfte es wagen, denn es gibt nur einen Staub. Keiner ist über ihm, keiner unter ihm, keiner steht ihm zur Seite. Es ist der Schneidermeister Staub, und — bückt euch Ihr Völker der Erde — es ist der deutsche Schneidermeister Staub! Fragt Einer, ob er

so berühmt sei? Berühmt? Er ist der Ruhm selbst ... Staub ... Ewigkeit!

Hätte einer der andern großen Männer unseres Jahrhunderts diese erhabene Einfachheit wagen dürfen? Keiner; nicht einmal Robert. Denn läsen wir Robert auf einer Tafel, würden wir nicht wissen, ob es der Robert ist im „Robert, oder der Mann wie er sein sollte;" oder der Robert im Liede „noch einmal Robert ehe wir scheiden;" oder Robert le Diable; oder Robert, der Restaurateur im Palais-Royal; oder Robert, Graf von Paris; oder der Koch Robert, der die Sauce-Robert erfunden; oder Robert an der Dos, der nichts erfunden, der aber an der Spree einen großen Waldfrevel begangen. Liest man aber Staub, weiß jedermann sogleich, es ist der Schneidermeister Staub, ob es zwar viel Staub in Paris gibt.

Ich war lange in keinen Soirees. Ich habe Ihnen schon früher gesagt, wie sich das verhält. Freude habe ich nicht daran, und wenn ich sie besuchte, geschehe es mehr aus Wißbegierde als zum

Vergnügen. So warte ich es immer ab, ob mir eine Soiree in den Mund geflogen kömmt, aber ich gehe nicht darnach, und strecke keine Hand darnach aus. Eine Soiree wird hier glänzend genannt, wenn man keinen Stuhl zum sitzen und keinen Platz zum gehen darin findet. Es ist ein glänzendes Elend. Den interessantesten Menschen die man da findet, kömmt man doch nicht näher, wenn man ja so glücklich ist sie im Gedränge herauszufinden; und mit ihnen zu sprechen, bringt keinen weitern Vortheil als daß man erzählen kann, man habe mit ihnen gesprochen. Ich las eben in der heutigen Zeitung die Beschreibung des Balles den die englische Gesandtin vorigen Freitag gegeben, der sehr glänzend war. Tausend Personen waren da. Was hätte ich nun mehr erfahren vom Balle, hätte ich ihn selbst gesehen, als mich die Zeitung von ihm lehrt? vielleicht weniger. Ich hätte vielleicht dem Prinz Paul von Würtemberg auf den Fuß getreten, ohne es zu wissen, Admiral Codrington hätte mir einen Rippenstoß gegeben, auf den

ich nicht geachtet, und hätte vielleicht mit dem Baron von Rothschild gesprochen, ohne ihn in seinem rothen Rocke zu erkennen und hätte ihn für einen großen Mann gehalten. Die Menschen hier verderben sich alle geselligen Freuden durch Modesucht und Eitelkeit. Eine Wirthin hier macht sich nichts daraus, ob man einen Tag nach der Fête erzähle, man habe sich bei ihr amüsirt oder nicht, sondern ihr Stolz ist, wenn man sich in ihrem Salon nicht rühren konnte, und wenn einige Damen in Ohnmacht gefallen. Es ist jetzt darin hier auf's Aeußerste gekommen, und die Mode wird gewiß bald wieder umkehren, und man wie in der guten alten Zeit kleine Zirkel versammeln.

Für die Polen hoffe ich viel. Es wird schon etwas für sie eintreten was ihnen hilft. Ich verlasse mich auf Gott. Gibt es denn etwas wunderbareres, etwas Schicksalvolleres wie der Himmel die Griechen gerettet, erst aus den Händen der Türken, dann aus den schlimmern der Diplomaten? Man wollte ihnen eine Constitution, einen euro-

päischen Lump von Prinzen aufdringen, die armen Griechen waren schon nahe daran sich der Uebermacht zu ergeben, und jetzt kamen die Geschichten der neuern Zeit, die sie ganz wieder frei machen. Denn gewiß werden jetzt die Griechen sagen, was Frankreich, Belgien, Polen vermocht, das können wir auch und besser. Wir geben uns eine Verfassung, wir wählen uns einen Fürsten, wie er uns gefällt. Und der ganze Aufwand von diplomatischen Pfiffen, der gegen die Griechen gemacht worden ist, war vergebens.

Den 17. Februar.

Heute morgen kömmt Conrad in mein Zimmer, und meldet mir mit stotternder Ungewißheit einen Herrn Amerikan. Ich lasse den unbekannten Namen hereintreten und es war — der Professor List aus Stuttgart, dessen Sie sich wohl noch erinnern werden; wir haben ihn auf unserer Reise nach Paris 1822 in Straßburg getroffen. Seit zehn Jahren aus seinem Vaterlande verbannt, lebt er mit seiner Familie in Amerika, und hat sich dort angesiedelt. Er erzählte

mir interessante Sachen, die mir freilich aus Büchern bekannt waren, die aber aus dem Munde eines Augenzeugen alles viel anschaulicher machen. Man baut in den vereinigten Staaten die Städte so leicht und schnell wie bei uns die Häuser. List in Verbindung mit Andern hat seit zehn Jahren vier neue Städte gegründet. Die letzte Gründung begann im April, und schon im September wohnte List mit seiner Familie acht Tage dort, und speißte in einem gut eingerichteten Gasthofe mit wenigstens zwölf Personen täglich. Früher wohnte er in einer kleinen Stadt von 5000 Seelen, mehrere Jahre. Von einer Regierung habe er nie etwas bemerkt, er kennt die Obrigkeit gar nicht, und hat nie den Namen der ersten Magistratspersonen erfahren. Abgaben fast gar keine, einige Thaler das Jahr. Seine Frau möchte nach Deutschland zurück, seine Kinder aber wollen nichts davon hören. Wenn sie ihren Vater sagen hören, der König von Würtemberg dulde seine Rückkehr nicht, kämen sie vor Verwunderung und Zorn außer sich. Was! — sagen

sie — er leidet's nicht? Nun so stechen wir ihn todt! Die Kinder sind ganz jung nach Amerika gekommen, und haben dort die Luft der Freiheit eingeathmet. List hat bei der Würtembergischen Regierung angefragt, ob er nicht auf einige Zeit in sein Vaterland zurück dürfe, um dort einige Geschäfte zu verrichten. Man schlug es ihm ab, und antwortete ihm: sein Prozeß hänge noch. Ich sagte List, sein Prozeß werde so lange hängen, bis man seine Richter hängt. Es ist unglaublich! Ein Criminal-Prozeß, der nach zehn Jahren noch nicht geendigt! Und was war List's Verbrechen? Wenn je ein Verbrechen Statt fand, höchstens ein Preßvergehen. Sogar in Frankreich wurde er damals auf Anstiften seiner Regierung verfolgt, und er wurde gezwungen nach Amerika auszuwandern. O Pappenheimer! Ich bin sonst ein guter Kerl, aber gerathet Ihr einmal in meine Gewalt, dann soll es euch schlimm ergehen. —

Freitag, den 20. Februar.

.... Wie beneide ich den *** um seinen schönen

Bankerott. An uns arme Schriftsteller kömmt so etwas gar nicht. Aber er dauert mich doch. So viel ich ihn kenne, ist er ein sehr hochmüthiger Mann, schon sein Aeußeres verräth es. Was es aber Narren in der Welt gibt! Sich aus Geld, das nur ein Vergnügen sein sollte, eine Ehre zu machen! Da finde ich jene Menschen noch klüger die ihre Ehre zu Gelde machen. Holt sie auch am Ende der Teufel, so sind sie doch vergnügt so lange sie leben, und erreichen ihr natürliches Alter. Was habe ich es eigentlich so gut, wenn ich mich mit vielen Andern vergleiche, ja ich habe es besser als ich es verdiene. Gott muß mich sehr lieb haben. Ich bin glücklich durch das was ich besitze, und noch glücklicher durch das was mir mangelt. Geld, gar nicht zu zählen, keinen Ehrgeiz, keine Habsucht und wenig Eitelkeit. Eine angenehme Phantasie die mir schmeichelt, und keinen Verstand, der mir die bittere Wahrheit sagte. Viel Glauben, wenig Wissen. Eine geschmeidige Gesundheit, die, so sehr sie auch geschüttelt worden, wie eine Binse, nach

jedem Winde wieder gerade steht. Wenige graue Haare, und ein ganz schwarzes Herz. Schwarzes Herz — verstehen Sie mich recht — das ist Poesie, à la Houwald. Ich will damit nicht sagen, daß ich ein schlechtes Herz habe, sondern ein junges. Grünes Herz, wäre garstig gewesen. Kann man es besser wünschen? Und nach allem, im Hintergrunde — Sie. Erschrecken Sie nicht vor dem Hintergrunde. Ich will damit nur sagen, daß ich Sie bald wiedersehe; sonst nichts.

Gestern besuchte mich wieder der ***. Heiße Thränen kann ich vergießen, wenn dieser Mensch zu mir kömmt, und ich frage murrend den Himmel, ob er denn nicht habe machen können, daß ich oder dieser *** gar nicht auf die Welt gekommen. Er kömmt zwar selten, wenn er aber kömmt, spüre ich es sechs Wochen in den Eingeweiden. Für jeden seiner Besuche ein Glas Wasser mit Arsenik trinken, das hielte ich für einen vortheilhaften Tausch. Er könnte ganz Paris mit Langeweile versorgen, und behielte noch genug davon übrig selbst lang=

weilig zu bleiben. Neulich, da er mich besuchte, fragte er mich: wie heißen die Pariser Belletristen? Die sollte ich ihm in Kürze alle nennen! Als wären nicht alle Pariser Belletristen.

Den 1. März.

Mit dieser englischen eisernen Feder, die ich mir heute gekauft und die noch nie gebraucht worden, will ich mich etwas über Sie lustig machen. Ich kann sie nicht schöner einweihen. Nehmen Sie sich in Acht, die Feder ist verdammt spitz, und durchsticht fast das Papier.. Sie machen so dumme Fragen, daß sie der gescheideste Mensch nicht beantworten kann.. Ich muß die Feder weglegen, sie ist gar zu grausam.. Aber die Dummheit müssen Sie sich abgewöhnen.. Trotz Ihres Schreibfehlers wußte ich wohl, daß Sie von Casti sprechen. Und wie sollte ich Gli animali parlanti nicht kennen! Die habe ich doch oft genug gehört.

Den 19. März.

Gestern hat Saphir seine Vorlesungen angefangen. Es wurde viel gelacht. Der Inhalt war:

philosophische Betrachtungen des mardi-gras-Ochsen. Es war von lauter Ochsen die Rede, und unter den Ochsen geschah auch meiner einigemale Erwähnung. Das war sehr komisch und schmeichelhaft.

Den 31. März.

.... Da ich mich dabei wegen meines langen Eigensinns geärgert, will ich den Aerger mit Ihnen theilen. Unter Freunden muß alles gemeinschaftlich sein.

Ferté-sous-Jouarre, Dienstag; den 7. April,
16 Stunden von Paris.

Heute Mittag 12 Uhr bin ich von Paris abgereist, und Nachts hier zum Nachtquartier eingetroffen. Ich werde dieses Briefchen Morgen auf dem Wege auf die Post legen.

Ich werde wegen Ihrer Abreise gar nicht zudringlich sein und kein Wörtchen sprechen, so lange Sie auch zögern. Aber schimpfen darf ich doch? Schimpfen heißt nicht sprechen. Warum so lange aufschieben? Können Sie nicht vor dem 15., könn-

ten Sie nicht wenigstens den 15. abreisen? Aber ich sage kein Wort, thun Sie was Sie wollen.

Bin sehr müde, muß mich schlafen legen. Von Nancy schreibe ich wieder.

Bar-le-Duc, Samstag, den 9. April.

Ich habe das herrlichste Reisewetter, die Wege so glatt wie Zimmerboden. Alles grünt und blüht. Die Felder mit ihren Repssaaten sehen aus wie Jägerregimenter, grün mit gelben Ausschlägen (Reisebild à la Heine). Wenn Sie lange zaudern finden wir in Baden keinen blühenden Strauch mehr.

Ich habe diesen Abend die Studenten bei mir gehabt, welche die Göttinger Revolution geleitet. Noch viele andere deutsche Studenten sind hier, und hunderte von bairischen und preußischen Deserteurs. Es wird eine deutsche Legion von ihnen gebildet.

Adieu. Gute Nacht. Ich bin sehr vergnügt und sehr müde.

Man hat mir hier Brief und Büchelchen von Herold in Straßburg eingehändigt. Der schreibt

mir „mein innerstes Wesen verlangt nach Ihnen“. Ach! daß Sie auch so wären, dann kämen Sie schneller.

Straßburg, Dienstag, den 12. April.

Diesen Mittag bin ich hier angekommen, und werde Morgen nach Carlsruhe reisen. Ihren Brief habe ich erhalten. Merkwürdig schönes Reisewetter habe ich gehabt, es ist als hätten Sie es für mich bestellt. Sie schreiben mir also nach Carlsruhe im Erbprinzen. Theuerste! den Taback kann ich Ihnen nicht erlassen. In Baden ist kein guter zu haben. Gehorcht!

Carlsruhe, Mittwoch, den 13. April.

Warum habe ich keinen Brief von Ihnen hier gefunden? Und warum muß ich so lange auf Sie warten? Schon seit zwölf Uhr heute Mittag bin ich hier, und Sie sind noch in Frankfurt. Das kann nicht länger so bleiben.

Ich muß es durchaus einen Tag vorher wissen, wenn Sie hierherkommen, daß ich in meinem Wirthshaus Logis für Sie bestelle. Sie können sonst

leicht keinen Platz bekommen, da die Herrn Stände alle Gasthöfe besetzt haben.

Eben höre ich der Cotta und seine Frau sind in meinem Gasthofe angekommen und logiren neben meinem Zimmer. Ich werde den **ruinirten** Mann besuchen, und ihm eine kleine Unterstützung reichen.

Ich habe wahren Verdruß von dem fortdauernd schönen Wetter. Bis Sie Schnecke nach Baden kommen, ist Blüthe und Sonne vorüber.

Carlsruhe, den 15. April.

Ihre zwei Briefe gestern habe ich erhalten. Eilen Sie sich mit dem Packen, aber vergessen Sie nicht Ihren Verstand einzupacken. Hutschachteln, Nachtsäcke, Weiber-Verstand und andere solche „kleine Handbagage", wie die Post sagt, hat man auf dem Eilwagen frei, und wird das nicht mit gewogen. Sie werden Noth haben, mit mir fertig zu werden, ich bin in Paris sehr fein geworden, und überliste Sie zehnmal den Tag.

Gestern habe ich fast alle Deputirten der hiesigen Ständeversammlung gesehen, und theils kennen

gelernt. Gute ehrliche Leute, denen es nicht an Verstand fehlt, auch nicht an Muth, die aber, wie alle deutsche Philister, den Cajolerien der Regierung nicht widerstehen können, und sich prellen lassen.

Mit Cotta und seiner Frau, meinen Wandnachbarn, viel politisirt.

Gestern Abend war ich im Theater. Madame Haitzinger machte eine junge Waise. Stumm bis am Ende, wo ihr der Schrecken die Sprache wieder gibt. Ich besuchte sie hinter den Coulissen. Sie drückte mir die Hand fast todt. Aber ich Fisch spüre so etwas gar nicht.

In der Zeitung las ich: der Professor Paulus in Heidelberg habe die Schrift des Riesser und des Zimmern in Heidelberg über die Juden, im Journal Sophronizon siegreich widerlegt. Den Paulus kenne ich, er ist sonst ein liberaler Mann, hat aber wie viele deutsche Gelehrte über die Judensachen einen Sparren im Kopf. Ich habe große Lust im 8ten Bande diesem Paulus den Kopf zu waschen.

Paris, Sonntag, den 25. September 1831.

Guten morgen. Heute so viel wie möglich, das heißt nur wenig. Gestern Abend um 10 Uhr bin ich hier angekommen. Meine Reise wurde von dem herrlichsten Wetter begünstigt. Ich logire im Hôtel des Princes, eigentlich in dem nebenbeiliegenden dazu gehörigen Hôtel de l'Europe, rue Richelieu. Als ich gestern in's Haus trat, zeigte mir der Wirth das Verzeichniß der im Hotel logirenden Fremden, um zu sehen, ob keine Bekannten darunter wären. Und da fand ich den Michel Beer und Heine.*) Aber meine Freude wegen

*) Die hier und in den nachfolgenden Briefen vorkommenden Stellen über H. Heine finden sich schon in einer Brochüre zusammengestellt, welche unter dem Titel: Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine. (Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen) im J. 1840 bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienen ist.

A. d. H.

des Letztern sollte nicht lange dauern. Er hat gestern gerade das Haus, und wie ich fürchte, Paris verlassen. Die Sache ist mir noch dunkel. Der Wirth sagt, Heine habe seinen Koffer zu Fould bringen lassen. Er wisse aber nicht, um auf des Fould's Landhaus oder ganz weg zu reisen. Den Michel Beer habe ich noch nicht gesprochen, vielleicht erfahre ich von ihm, wie es sich mit Heine verhält. — — Ich habe den Beer gesprochen, mit dem Heine ist es anders, der, welcher im Hause gewohnt, ist ein Vetter von ihm. Der rechte Heine ist in Boulogne, wird bald zurückkommen und den Winter hier bleiben. — Deutsche Blätter habe ich seit meiner Abreise nicht gelesen. Hier ist alles ruhig. Adieu. Bald mehr.

Den 27. September.

Sonntag Abend war ich bei ***, welche meine unvermuthete Rückkehr sehr erfreute und überraschte. Ich traf da alte Bekannte und neue Freunde. Meine erste Frage an Madame *** war, wie ihr Heine gefalle? Nun hat diese Dame etwas von

Ihrer Art, nicht gerne Böses von den Leuten zu sagen; ich merkte ihr aber doch an, daß er dort im Hause nicht gefallen. Doch tadelte sie blos, er spräche so ordinär, und von einem Schriftsteller erwarte man doch auch in der Unterhaltung gewählte Worte. — — — Gestern Vormittag kam ein junger Mann zu mir, stürzt freudig herein, lacht, reicht mir beide Hände — ich kenne ihn nicht. Es war Heine, den ich den ganzen Tag im Sinne hatte! Er sollte schon vor acht Tagen von Boulogne zurück sein, aber „ich war dort krank geworden, hatte mich in eine Engländerin verliebt" u. s. w. Man soll sich dem ersten Eindrucke nicht hingeben; aber mit Ihnen brauche ich mich nicht vorzusehen, das bleibt unter uns, und wenn ich meine Meinung ändere, sage ich es Ihnen. Heine gefällt mir nicht. Sollten Sie wohl glauben, daß, als ich eine Viertelstunde mit ihm gesprochen, eine Stimme in meinem Herzen mir zuflüsterte: „Er ist wie Robert, er hat keine Seele." Und Robert und Heine, wie weit stehen die auseinander!

Ich weiß selbst nicht deutlich, was ich unter Seele verstehe; es ist aber etwas, was oft gewöhnliche Menschen haben und bedeutendere nicht, oft böse und nicht gute, beschränkte und nicht geistreiche Menschen. Es ist etwas Unsichtbares das hinter dem Sichtbaren anfängt, hinter dem Herzen, hinter dem Geiste, hinter der Schönheit, und ohne welches Herz, Geist und Schönheit nichts sind. Kurz, ich weiß nicht. Dem *** traue ich Seele zu und dem Heine nicht! Und Sie wissen doch, was ich von ***'s Herzen halte! Es ist aber etwas dahinter. Ich und meines Gleichen, wir affektiren oft den Scherz, wenn wir sehr ernst sind; aber Heine's Ernst scheint mir immer affektirt. Es ist ihm nichts heilig, an der Wahrheit liebt er nur das Schöne, er hat keinen Glauben. Er sagte mir offen, er wäre vom Juste milieu, und wie nun alle Menschen ihre Neigungen zu Grundsätzen adeln, sagte er, man müsse aus Freiheitsliebe Despot sein, Despotismus führe zur Freiheit, die Freiheit müsse auch ihre Jesuiten haben. Recht hat er, aber

der Mensch soll nicht Gott spielen, der nur allein versteht, die Menschen durch Irrthümer zur Wahrheit, durch Verbrechen zur Tugend, durch Unglück zum Heile zu führen. Wie ich hier von mehreren gehört, soll Heine sich gefallen, eine Melancholie zu affektiren, die er gar nicht hat, und soll grenzenlos eitel sein. Herrliche Einfälle hat er, aber er wiederholt sie gern, und belacht sich selbst. Heine soll gemein lüderlich sein. Er wohnt am Ende der Stadt, und sagt mir oft, es geschehe um keine Besuche zu haben. — — Sonderbar — gestern Abend hörte ich bei *** wiederholt etwas darüber spötteln: Heine spräche so oft und so viel von seinen Arbeiten. Was doch die Naturen verschieden sind! Wenn ich etwas in der Arbeit habe, ist mir unmöglich, irgend einen außer Ihnen zum Vertrauten meines Geheimnisses zu machen; mich hält eine gewisse Scham davon zurück.

Den 30. September.

Es ist doch herrlich in Paris! Da sitze ich Abends acht Uhr auf meinem Zimmer, rauche eine

Pfeife, lese einen Band von Göthe, und bekümmere mich um die ganze Welt nicht, kann man das in Deutschland auch haben? Heine habe ich seitdem nicht gesehen. Was ich von ihm höre, gibt mir von seinem Charakter keine gute Vorstellung. Es ist doch sonderbar, daß ich immer eine Ahnung davon gehabt, und daß ich in seinen Schriften, so sehr sie mir auch gefielen, die unverkennbarsten Zeichen von Charakterschwäche gefunden. Und Charakterschwäche ist das Gefäß für alle Leidenschaften, und es wird von den Verhältnissen, dem Zufalle, dem Temperamente abhängen, was alles hineinkömmt. Er soll von grenzenloser Eitelkeit sein. Er spielt und er könnte nichts thun, was mir größeres Mißtrauen gegen ihn einflößte. Er hat schon einmal 50 Louisd'or auf einmal verloren. Den etwas bornirten *** scheint er als seine Lobposaune zu gebrauchen, welches ich diesem in Baden schon angemerkt.

Den 3. Oktober.

— — Heine hat mich diesen Vormittag besucht.

Er hat sich nach Ihnen erkundigt und gesagt, Sie wären eine sehr liebe Frau. Es ist merkwürdig mit dem Heine und mir. Der erste Eindruck den er bei mir gemacht, verstärkt sich immer mehr. Ich finde ihn herzlos und seine Unterhaltung selbst geist-los. Es scheint, er hat seinen Geist nur in den Schreibfingern. Er spricht kein vernünftiges Wort und weiß aus mir kein vernünftiges Wort hervor-zulocken. Er affektirt Menschenhaß und Verachtung. Gegen öffentliche Kritik seiner Schriften ist er sehr empfindlich. Er sagte mir selbst, er ginge am lieb-sten mit unbedeutenden Menschen um. Er ist sehr verdrossen und unheiter. Ich sah es ihm deutlich an, daß er keine rechte Geduld bei mir hatte, und nicht erwarten konnte, bis er fort käme. Auch war ich froh als er ging, denn er hatte mich ennuyirt.

Den 8. Oktober.

— — Ich habe große Lust mein Journal zu Stande zu bringen. Man rathet mir, dicke Hefte von sechs Bogen erscheinen zu lassen. Ohne die

geringste Anstrengung könnte ich monatlich drei Bogen machen. Solche Hefte könnte ich den Winter wenigstens drei zu Stande bringen. Am besten wäre, es hier auf meine Kosten drucken zu lassen, aber dabei wage ich zu viel. Das Drucken ist hier noch einmal so theuer als in Deutschland. Das Heft zu drei Franken verkauft, wäre den ökonomischen Deutschen auch schon zu hoch. Das Unglück ist, daß wie die Deutschen überhaupt, so die Juden insbesondere gar keinen Eifer haben, so ein Journal das doch zu ihrem eignen Besten wäre, zu unterstützen. Die Freiheit, wenn sie einmal Deutschland bekömmt, wird auch den Juden nicht entbleiben, es kömmt aber darauf an, sie so wohlfeil wie möglich zu erkaufen. Während die Deutschen nur mit ihren Regierungen um die Freiheit zu kämpfen haben, müssen die Juden mit Regierungen und mit dem Volke streiten, und haben zwei Feinde zu bekämpfen.

— — Ja mit dem Heine ist es merkwürdig, wie ich mich getäuscht habe. Ich werde Ihnen et-

was von ihm sagen, was Sie wundern wird. Heine ist ein vollkommener Bacher *). Wie er das geworden oder vielmehr als geborner Jude geblieben, ist mir ganz unerklärlich. Er hat die regelmäßigste Erziehung und einen viel geordnetern Schulunterricht genossen, als ich selbst. Er hat ganz die jüdische Art zu witzeln, und opfert einem Witz nicht blos das Recht und die Wahrheit, sondern auch seine eigne Ueberzeugung auf. Dann höre ich überall, er sei von grenzenloser Eitelkeit, und solchen Menschen ist nicht zu trauen. Sie wechseln die Grundsätze wie die Kleider, um mit der Mode fortzugehen. Seine Neigung zur persönlichen Satyre, sowohl im Schreiben als im Sprechen, ist mir auch zuwider. Sein Spott ist sehr bösartig, und man muß sich sehr vor ihm hüten, daß man in seiner Gegenwart von keinem etwas erzählt was er brauchen kann. So erzählte ich einem gemeinschaftlichen

*) Schüler der bei den Rabbinern den Talmud studirt.

A. d. H.

Bekannten von uns beiden, Robert in Baden jammere, daß in dieser Zeit sein Talent zu Grunde ginge. Einen Tag darauf kömmt Heine zu mir und sagt, er habe das erfahren und werde es bei der nächsten Gelegenheit drucken lassen; aber nicht von Robert von dem er gut Freund sei, sondern er wolle es erzählen, als habe das Raupach geklagt.

Den 13. Oktober.

— — Es hat mir Jemand verplaudert, daß ihm Heine unter Gelobung der strengsten Verschwiegenheit, besonders gegen mich, anvertraut, er arbeite an einem politischen Werke, so etwas über die französische Revolution. Er fürchte meine Concurrenz. Was mir diese Art mißbehagt, kann ich Ihnen gar nicht genug ausdrücken. Wie ist es möglich, daß ein Mann wie Heine, von so anerkannten großen Verdiensten, so kleinlich eitel sein kann? Gestern traf ich ihn bei Tische. Er verrieth mir, ohne es zu wollen, mit welchen literarischen Arbeiten er jetzt beschäftigt ist. Er fragte mich:

was ich von Robespierre halte? Ich antwortete ihm: Robespierre und Lafayette sind die einzigen ehrlichen Leute in der französischen Revolution. Das schien seine Meinung auch zu sein, er wollte mich aushören. So ein kleinliches Wesen kann mich ganz maliciös machen, und ich wäre im Stande, wenn ich einmal bestimmt erführe, worüber Heine schreibt, den nehmlichen Stoff zu behandeln, nur um ihn zu ärgern. —

Gestern habe ich bei Tortoni Ananas-Eis gegessen. Was sagen Sie dazu, in Ihrem ordinären Vanillen-Frankfurt?

— — Ich komme wieder auf Heine. Sie müssen aber nicht etwa denken, daß es mir Vergnügen macht Böses von ihm zu reden, das nicht. Aber er interessirt mich als Schriftsteller und darum auch als Mensch. Ich sammle alles, was ich von Andern über ihn höre, und ich selbst über ihn beobachte. Da es mir nun langweilig ist, für mich allein Buch und Rechnung über Heine zu führen, lege ich alles was mir von ihm zukömmt, nach

und nach in meine Briefe an Sie nieder. Ein schwacher Charakter wie Heine's, wie er mir schon aus seinen Schriften hervorleuchtete, muß in Paris völlig ausarten. Ich sehe ihn auf bösem Wege, und werde aus historischem und anthropologischem Interesse seiner Spur nachgehen. So müssen Sie das ansehen. Gestern Abend war bei *** von ***'s neuer Tragödie die Rede, die er in Baden meinem Urtheil unterworfen. Auf Verlangen sagte ich meine aufrichtige Meinung davon. Madame *** sagte mir: Vormittag sei Heine bei ihr gewesen und habe das Drama gelobt. Darauf bemerkte ich: dann habe Heine geheuchelt, denn er verstehe das so gut als ich. Madame *** erwiederte: ja, wenn man dem Heine tausend Franken gibt, lobt er das Schlechteste. Ich, das möchte ich nun gerade nicht glauben. Madame ***: Sie können es mir glauben, ich weiß es. — — Ein Deutscher erzählte mir, Heine habe ihm gesagt: Metternich könnte mich nur auf eine Art kaufen; wenn er mir alle Mädchen von Paris gäbe. (Ich sage

Mädchen; Heine aber gebrauchte den gemeinsten Ausdruck dafür.) Er hat eine Art von Lüderlichkeit, die mir nie weder in Büchern, noch im Leben vorgekommen ist, und die ich mir psychologisch gar nicht erklären kann. Gemeine Sinnlichkeit trifft man häufig; aber doch selten wird ein junger Mensch von seinen gemeinen Ausschweifungen, als von etwas Schönem, öffentlich sprechen. Romantische Liebe ist immer verschämt und verschwiegen. Heine aber läuft den gemeinsten Straßendirnen bei Tag und Nacht nach, und spricht in einem fort von dieser häßlichen Gemeinheit, in welcher er ein ästhetisches Vergnügen findet. Neulich kamen wir Abends vom Essen. Er sagte mir, er ging in den Passage des Panoramas — was er dort zu thun habe? Ich will sehen, ob keines von den Mädchen, die ich kenne, ein neues Kleid an hat — Heine ist doch schon dreißig Jahre alt.

Den 19. Oktober.

Ich fange wie Frau *** an: ich weiß gar nicht was ich Ihnen schreiben soll. Ich habe Paris

nun völlig aufgegessen, es ist zu meinem Fleische, zu meinem Blute geworden, und da es so nicht mehr außer mir liegt, sehe ich es und schmecke es nicht mehr; ich verdaue es blos. Um mich deutlicher auszudrücken: Paris das sonst meine Geliebte war, ist jetzt meine Frau, nur daß meine Flitterwochen nicht endigen werden wie in der andern Ehe.

.... Der Esel bringt mich um 20 bis 30 Franken. Aber bin ich nicht selbst ein Esel, daß ich mit Leuten umgehe, die mir nichts einbringen, wie mit Ihnen und Ihresgleichen, weil ich das Böse das ich von Ihnen sagen könnte, nicht darf drucken lassen? Ich rede von ***, leider meinem guten Freunde. Gestern Abend wurde sein Stück aufgeführt. Nun könnte ich zwar einiges Gute darin finden und das loben; aber was hilft mich das? Bedingtes Lob beleidigt gewöhnlich noch mehr als unbedingter Tadel; denn bei letzterm kann man sich mit der Partheilichkeit oder dem Unverstande des Kritikers trösten.

Mein Werk: „Meine Flucht vor der Cholera“

wird sehr schön werden. — Nach Frankfurt zu gehen hätte ich aber in keinem Falle die geringste Lust. Die dortige Philisterei fürchte ich mehr als die Cholera. A propos Cholera und kaltes Wasser. Ich habe Einen gesprochen, der den Wasserdoktor Oertel persönlich kennt. Er trinkt nie einen Tropfen Wasser, sondern nur Bier und Wein. Ich denke, daß darum seiner Empfehlung des Wassers um so mehr zu trauen ist. Sie ist unpartheiisch. — In Bockenheim mein Journal drucken zu lassen finde ich nicht räthlich, am besten ist immer es wird in Paris gedruckt.

Den 22. Oktober.

Sie werden mit Verwunderung ersehen, daß meine Pariser Briefe schon erschienen sind. Ein Reisender, der vor vierzehn Tagen Hamburg verließ, sagte mir, er habe sie dort bei Campe gesehen. Nun wird es aber verdammt lange dauern, bis ich meine Frei-Exemplare bekomme, wegen der Wochenlangen Quarantaine. — Beste, was sagen Sie dazu, daß wir nach der Cholera als Dessert die

Pest bekommen werden? In Moskau ist sie schon, und nach dem gestrigen Journal des Débats, haben sich Pestspuren sogar schon in Danzig gezeigt. Ich zweifle nicht, daß sie sich verbreitet, denn schon vor einem halben Jahre wußte man, daß die russische Reserve-Armee, die man aus Asien gezogen um sie nach Polen zu schicken, die asiatische Pest mit sich führe. Die Pest ist noch schlimmer als die Cholera. Zwar in so fern ist sie weniger gefährlich als unser lieber Gast, als sie nur durch Ansteckung, nicht durch die Luft sich verbreitet, man also durch strenge Absonderung sich vor ihr hüten kann. Aber eben diese Möglichkeit sich durch Absperrung zu schützen, macht die Pest in ihren moralischen und politischen Folgen, weit verderblicher als die Cholera. Land vertheidigt sich gegen Land, Stadt gegen Stadt, Haus gegen Haus, alle Bande der Freundschaft, der Geselligkeit werden aufgelößt, aller Verkehr, aller Handel hört auf, und Hungersnoth, Armuth und Jammer aller Art, werden die Welt durchwühlen. Rußland überhäuft uns mit Wohlthaten!

O es ist zu schrecklich! Es ist die Büchse der Pandora, nur ohne die Hoffnung. Gestern las ich etwas von der Cholera, worüber ich lachen mußte. Sie sind schlau, Sie werden schon merken warum. Man hat nehmlich immer behauptet, daß große Furcht vor der Cholera zur Ansteckung besonders disponire. Nun macht aber der bekannte Dr. Rust in der Berliner Zeitung bekannt, daß dem keineswegs so sei. Es wäre in Berlin noch nicht ein Fall vorgekommen, daß Jemand durch Furcht sich die Cholera zugezogen habe. Da nun aber in Berlin, wie bekannt, sich die meisten Menschen vor der Cholera sehr gefürchtet haben, so würde, wenn keiner der Furchtsamen die Krankheit bekommen, daraus folgen, daß nicht allein die Furcht zur Cholera nicht geneigt mache, sondern daß sie sogar davor schütze. Ich kann mir das auch leicht erklären, denn die Furchtsamen hüten sich. Darum beschwöre ich Sie, daß, wenn die Cholera in Ihre Nähe kömmt, Sie sich fürchten sollen. Es wird Ihnen zwar schwer fallen, aber durch Fleiß und

Beharrlichkeit erlangt man alles. Ja Sie sollen jetzt schon anfangen sich zu fürchten, vor diesen und jenen und allen möglichen Dingen, damit Sie in die Uebung kommen. Wollen Sie das thun? Es wird sehr zu meiner Beruhigung gereichen. Nach beseitigter Gefahr können Sie ja Ihren Heldenmuth immer wieder hervorholen.

In dem neuesten Hefte des Mercure de France, einem wöchentlich erscheinenden Journal, stehen Aphorismen aus meinen Schriften, die recht gut übersetzt sind. — Hat man denn in Frankfurt auch davon gesprochen, daß Paskewitsch in Warschau auf der Straße ermordet worden ist? Eine hiesige Zeitung gab gestern die Nachricht. Unglaublich ist es nicht. Wie dumm, unpolitisch und grausam war es vom russischen Kaiser, dem Paskewitsch den Titel eines Herzogs von Warschau zu geben, und dadurch das Unglück der Polen zu verhöhnen, und ihren Haß gegen ihren Unterdrücker noch giftiger zu machen. Welch' ein schnöder Hochmuth!

Neulich kramte ich unter meinen Papieren und fand das Rheinische Wanderbuch*), wie es zu seiner Zeit im Morgenblatte abgedruckt war. Ich las es und es gefiel mir sehr gut. Aber sagen Sie mir, warum habe ich das nicht in meine Werke aufgenommen? Haben Sie denn damals gar nicht davon gesprochen, gar nicht daran gedacht? — Ihr Conrad liest schon seit vierzehn Tagen Iphigenia, Egmont, die natürliche Tochter, und das übrige Theater von Göthe mit dem größten Eifer. So oft ich nach Hause komme, finde ich ihn über den Büchern. Es ist mir nicht lieb, ich will nicht, daß meine Unterthanen aufgeklärt werden, das führt zu Revolutionen.

Heine war bei mir und hat mir aufgetragen Sie zu grüßen. Er fragte mich, wie oft ich Ihnen schreibe, und als er hörte, wöchentlich zweimal, war er sehr darüber erstaunt. — Höchst bedauernswürdig ist der Heine, aber nicht blos zu beklagen,

---

*) S. nachgelassene Schriften, I. p. 1 ff.

sondern auch anzuklagen, wegen seiner Gesundheit, die er durch Ausschweifungen zerrüttet und täglich mehr verdirbt. Er hat sich durch sein lüderliches Leben solche Uebel zugezogen, welche die Nerven und den Kopf endlich ganz zerstören, so daß dieser so geistreiche Mensch noch einmal dumm, ja wahnsinnig werden kann, wenn er nicht so glücklich ist, früher das Leben zu verlieren. Er ist so erschöpft, und das ist der Ausdruck, womit er gewöhnlich selbst klagt, daß er Abends 9 Uhr zu nichts mehr zu brauchen ist, und sich zu Bette legen muß. Er leidet beständig am Kopfe. Als er mir heute sein Uebel klagte, mochte ich ihm freilich die gefährlichen Folgen desselben, die er nicht kennt, nicht aufdecken, aber ich gab ihm mit dem wärmsten Eifer die besten Verhaltungsregeln, wie er seine Lebensart einzurichten und sich zu heilen habe. Es ist aber nicht daran zu denken, daß er sie befolgt; denn sein Charakter ist zu morsch, er hat nicht die geringste Willenskraft mehr.

Den Brief muß ich heute schon schließen, ob

er zwar morgen erst abgeht; denn morgen habe ich keine Zeit etwas hinzuzusetzen. Ich muß nehmlich mich früh putzen, um von elf Uhr an, erst auf der Mairie und dann in der Kirche zuzubringen. Der S. macht Hochzeit, und ich werde als Zeuge der bürgerlichen und kirchlichen Trauung beiwohnen. Heine ist der andere Zeuge. Wenn mir die Ceremonie gefällt, denke ich sie bald nachzumachen. — Glauben Sie nicht — wenn Sie das trösten kann, daß die Polen durch Verrath untergegangen. An Verräthern wird es zwar nicht gefehlt haben, aber der Verrath des Glückes geht immer vorher. So ist Napoleon auch untergegangen. Als ihn das Glück verließ, verließen ihn die Allertreusten.

Den 27. Oktober.

Ich habe von Campe in Hamburg Nachricht erhalten. Das ist ein Erzschelm, und was zum lachen ist, er theilt mir seine Schelmereien als etwas neues mit. Als hätte ich die nicht schon längst gekannt! Nachdem er sich immer angestellt, als wollte er die

Pariser Briefe dem Publikum als den noch schuldigen achten Theil überlassen, rückt er jetzt damit heraus: er habe an meinen Schriften großen Schaden gehabt, es sei daher billig, daß er sich wieder auf andere Art zu erholen suche. Das hat der ehrliche Mann nun so angefangen. Aus den Pariser Briefen hat er zwei Theile gemacht, die er als besonderes Werk verkauft, und die als neunter und zehnter Theil meiner Werke hervortreten. Und der achte Theil? den achten Theil bildet das Tagebuch. Das wäre freilich ein magerer Band, aber er sei ja dem Publikum nicht mehr schuldig! Die Briefe werden gewiß vier bis fünf Gulden kosten. Das Spaßhafteste ist aber, daß der neunte und zehnte Theil früher erscheinen als der achte. Dieser (das Tagebuch) wird erst im Januar gedruckt. Die Abonnenten meiner Werke, die so lange auf den achten Theil gewartet, müssen also jetzt noch länger warten, und wenn sie die Briefe haben wollen, müssen sie sie besonders bezahlen. Campe schreibt: Die Pariser Briefe würden ein Labsal für die

Leute sein. Ich kann mir wohl denken, daß sie ihm ein Labsal sind. Was meine Werke nun auf einmal dick geworden sind! jetzt bilden sie zehn Bände. Blasen Sie die um, wenn Sie können.

Vorgestern war die Trauung von Dr. S. Ich bald gestorben vor Ungeduld. Das soll mir aber zur Warnung dienen. Wenn ich das so langweilig an einem Freunde fand, wie unerträglich müßte mir erst sein, wenn ich selbst heirathete. Von zehn bis zwei Uhr haben mich die beiden Trauungen auf der Mairie und in der Kirche hingehalten. Ich und Heine waren Zeugen und mußten die Protokolle des Civilstandes und des Kirchenbuches unterschreiben. Als der Sekretair Heine fragte, wie sein Name geschrieben werde? antwortete er: mit einem Hache, statt zu sagen mit einem Asch (H). Darüber wurde er von S. und H. ausgelacht, was ihn in die größte Verlegenheit setzte, denn so gern und oft er spottet, so wenig kann er doch selbst Raillerie ertragen. Auf der Mairie fragte man S., ob seine Frau ihren Namen unterschreiben

könne? das ist hier etwas seltnes. Es wurden zugleich noch zwei andere Paare aus den niedrigsten Ständen getraut, deren Begleiter und Zeugen zum Theile keine Strümpfe hatten. Diese interessirten mich im höchsten Grade. Aber man mag sagen was man will: die Armuth an Geld und Bildung macht selbst die Liebe minder schön. Diese guten jungen Ehpaare, die sich wahrscheinlich sehr lieb hatten — man hatte Mühe, sie in ihrem gemeinen Putze, und in ihrem zwar bescheidenen aber doch auffallenden Betragen gegen einander, nicht lächerlich zu finden. Bei dieser Heirathsgelegenheit wo ich drei Stunden mit Heine beisammen war, konnte ich ihn recht gut beobachten und kennen lernen. Nie ist mir eine feigere Seele vorgekommen, die sich mit solcher Geduld von ihrem Körper tyrannisiren läßt. Er ist so herunter, so morsch, so bettlägerig in seinem ganzen Wesen, daß ich mir immer im Stillen überlegte, ob er mehr zu verachten oder mehr zu bedauern sei. Wenn Einer mit einem solchen unglückseligen Zustande Nachsicht hat, so habe ich

sie, denn ich brauche sie selbst für mich. Ich habe doch auch seit meiner frühsten Jugend an Krankheiten gelitten, die mein Gemüth beunruhigten, aber völlig beherrschen und umwerfen konnten sie mich doch nie, und mein Stolz siegte immer noch über meine Nerven. Heine aber versucht nicht den geringsten Widerstand, und wie eine Wetterfahne gibt er jeder Laune des Windes nach. Zerrissen, ausgefasert, abgefärbt, wie ein alter seidner Weiberrock, verdrossen, niedergebeugt, wehmüthig, wie einer der den Katzenjammer hat — ich möchte so nicht leben. Sollte einmal in Deutschland eine politische Revolution eintreten, so würde Heine eine zwar kurze, aber für ihn und die Welt höchst verderbliche Rolle spielen. Er wäre wie alle schwache Menschen, der blutigsten Grausamkeiten fähig. Er ist von der größten Feigheit, und er hat mir offen gestanden, daß er in Italien mit Florenz seine Reise beschlossen, weil er sich gefürchtet nach Rom zu gehen, denn er habe Feinde dort, die ihn gewiß hätten ermorden lassen (wahrscheinlich Graf Platen). Chri-

stenthum, Religion überhaupt, ist ihm nicht blos ein Gräuel, es ist ihm ein Ekel. Und als er unter solchen Gesprächen mich auf der Straße verließ und ich ihm eine Weile nachsah, kam er mir vor wie ein welkes Blatt, das der Wind umher treibt, bis es endlich durch den Schmutz der Erde schwer geworden, auf dem Boden liegen bleibt, und selbst zu Mist wird.

Weil wir gerade von Schmutz reden, muß ich Ihnen noch folgendes von meiner Heirathsgeschichte erzählen. Als ich um zehn Uhr von zu Hause wegfuhr, dachte ich, in einer Stunde wäre alles vorüber, und ich sah mich daher mit keinem Frühstücke vor. Mein Hunger stieg und ward endlich so heftig, daß ich es nicht länger mehr aushalten konnte. Kurz vor der Ceremonie eilte ich aus der Kirche, um schnell etwas zu essen. Aber in diesem finstern, engen, armseligen, mir gänzlich unbekannten Theile der Stadt, war weit und breit kein Kaffehaus, kein Bäcker, kein Patissier zu finden, und ich sollte schnell zurück sein. Endlich gab mir

mein guter Genius den Gedanken ein, mir bei einem Epicier eine Tafel Chokolade zu holen. Mit dieser eilte ich zurück, stellte mich unter der Kirchthüre neben den Kirchendiener, und aß mit dem größten Heißhunger. In meiner Eile, denn ich fürchtete die Trauung zu versäumen, und in meinem warmen Eifer, bereitete ich mir im Maule ohne Topf und Feuer eine ganz natürliche Trinkchokolade. Da aber der Mund nicht zum Topfe eingerichtet ist, lief die Chokolade heraus, und über meinen guten schwarzen Rock, und eine noch ganz neue seidne Weste. Ich war ganz in Verzweiflung darüber. Nicht etwa als hätte ich mir aus den verdorbenen Kleidern viel gemacht; aber mit Schrecken dachte ich daran, was es für Zank absetzen würde, wenn wir zusammen kommen, und Sie das Unheil entdeckten. Ich hatte mir fest vorgenommen mich in die Seine zu stürzen, wenn die Flecken nicht herausgingen. Aber Conrad brachte alles wieder in's Reine. Sie sehen also was diese Heirath eines Andern mir für Langeweile, Zeitverlust

und Betrübniß verursacht. Ich beschwöre Sie also, theuerste Freundin, mir nie wieder von Heirathen zu sprechen.

Den 28. Oktober.

Mit Ihrem Briefe hatte ich heute große Freude. Er überraschte mich, da ich ihn erst Morgen erwartete. Recht schön, daß Sie nach Rüdesheim gehen. An schönem Wetter wird es nicht fehlen. Hier ist es fortwährend herrlich. Die Wärme fast täglich 18 Grad... Da mir Campe geschrieben, daß der Druck der Briefe erst diese Woche beendigt wird, können Sie das Buch in Frankfurt vor Ende Novembers nicht erhalten. Was werden aber die Leute jammern, wenn sie erfahren, daß sie das Buch besonders bezahlen müssen, und nicht als achten Theil meiner Werke unentgeldlich erhalten. In Frankfurt werden nun manche die Schuld auf mich werfen. Sie müssen mich daher rechtfertigen, den Leuten sagen, daß ich den achten Theil früher als die Pariser Briefe abgeliefert, und daß Campe ihn nur aus Spekulation zurückhält. Daß die Briefe

gefallen werden, werde ich so lange bezweifeln, bis die Erfahrung mich vom Gegentheile belehrt. Daß .... stehen geblieben, ist Ihre Schuld. Ich habe es streichen wollen, Sie haben sich aber dagegen gesetzt. Und wenn man sich darüber beklagt, werde ich mich in einem Journale vertheidigen, und alle Schuld auf Sie werfen. Ich freue mich ganz unbändig wie die Rezensenten über Sie herfallen werden. Sie dumme, dumme, dumme Person, sich so von mir zum besten halten zu lassen!

Neulich war ich in der Opera-Comique. Dieses Haus, das an die Stelle des von Ihnen gekannten Theatre Feydeau kam, welches abgerissen worden ist, hatte ich noch nie gesehen. Es ist eines der schönsten und größten Theater hier. Drei Opern wurden an einem Abende gegeben! fünf Akte! Fra Diavolo und noch zwei einaktige. Ich war froh, als der Spaß ein Ende hatte. Nach den Italienern kann Einem das französische Singen nicht gefallen. Und Auber nicht nach Rossini. Morgen über acht Tage tritt meine geliebte Malibran wie-

der auf, und ich habe schon gestern mein Billet zur Vorstellung holen lassen.

Mit meiner Wäsche habe ich große und wichtige Reformen vorgenommen. Die Goliaths-Halstücher die Sie mir einst gekauft, habe ich theilen, und die langen, weiten Kragen an meinen guten Hemden, kürzer und enger machen lassen. Die Näherinnen gehen den ganzen Tag bei mir aus und ein. Aber sein Sie ruhig, Conrad läßt mich nie mit einer nur einen Augenblick allein. Ich muß den Esel einmal einem jungen Menschen auf vier Wochen zur Bildung überlassen, damit er bei solcher Gelegenheit Prügel bekomme und Sitten lerne. Gestern kam eine neue Ouvrière zu mir (ich hatte die Erste wegen ihrer Saumseligkeit abgeschafft) die sehr schön war. Der Conrad blieb ihr nicht allein immer zur Seite, sondern lachte auch dabei ganz sonderbar. Was er Gutes im Sinne hatte möchte ich wissen; denn an etwas Arges dachte er gewiß nicht. Das schöne Mädchen gerieth, wie ich ganz deutlich bemerkte, über das verdammte Lächeln

meines Schelms von Figaro in die peinlichste Verlegenheit.

Gegen voriges Jahr spare ich monatlich vierzig Franken an Hausmiethe. Dagegen brenne ich jezt Wachslichter, zur sprachlosen Bewunderung aller armen Deutschen die mich besuchen, und zum Entsezen des *** der, als er die Wachslichter sah, gewiß die lezte Hoffnung aufgab noch einmal eine günstige Rezension von mir zu erkaufen.

Den 30. Oktober.

Guten Morgen.... Ich will noch ein wenig satirisiren und dann mit einigen Worten über die Cholera diesen langen Brief auf eine angenehme Weise schließen. Der Herzog von Mortemart, französischer Gesandter in Petersburg, hat dort alle Erfahrungen über die Cholera sammeln, und in einer im populären Vortrage abgefaßten Brochüre bekannt machen lassen. Die Blätter der Regierung empfehlen die Schrift dem Volke. Daraus schließe

ich, daß man die Hoffnung, die Cholera von Frankreich entfernt zu halten, aufgegeben hat. Ich weiß nicht ob ich nicht lieber in Paris bleiben soll. Aengstlich bin ich gar nicht, denn ich würde mich durch zweckmäßige Diät schon zu bewahren wissen. Was meinen Sie? Reden Sie nur ohne Scheu; ich thue doch was ich will, und Sie übernehmen gar keine Verantwortlichkeit — Sie irdische Vorsehung! .. In der Hamburger Zeitung werden in den Kranken- und Todtenlisten auch die Verhältnisse der Geschlechter angegeben. Auf 4 Kranke und 4 Todte kömmt immer nur eine Frau, was werden die Männer im Preise steigen, die Weiber im Preise sinken! .. Merkwürdig ist das Zahlenverhältniß der abnehmenden Verderblichkeit der Cholera, wie sie in den cultivirten Ländern weiter vorschritt. In Lemberg sind gestorben von 1000 Einwohnern 51 Personen; in Mitau 34; in Riga 31; in Posen 16; in Petersburg 12; in Königsberg 11; in Elbing 9; in Danzig 8; in Stettin 5; in Berlin 4. Also im Oc-

sterreichischen, in diesem glücklichen Reiche, wo die meiste Unwissenheit herrscht, sind auch die meisten gestorben! In Wien soll die Sterblichkeit weit größer sein, als in den dortigen Zeitungen angegeben wird.

Mittwoch, den 2. November.

Ueber eine Menge Dinge bin ich diesen Morgen vergnügt! Ich möchte gern mein ganzes Glück mit Ihnen theilen, aber ich zweifle, daß Sie die ganze Hälfte annehmen. Erstens: über das rauhe, kalte, regnerische, winterliche Wetter. Ich habe zum ersten Male Feuer gemacht, und an diesem Tage, wenn die Natur abtritt, und der Mensch die Regierung des Jahres beginnt, fühle ich mich immer etwas königlich gestimmt. Zweitens: Ueber die Frankfurter Revolution. Drittens: hat mir Herr von Haber gestern Abend köstlichen Taback geschickt, aber vom besten Holländischen. Viertens: habe ich beim Frühstück mich und meine Lage mit Heine und der seinigen verglichen und gesehen, wie viel besser und glücklicher ich bin

als er. Endlich — aber das glauben Sie mir nicht, es ist eine Idylle — bin ich nach dem Frühstücke plötzlich um einige vierzig Jahre jünger, in meine frühesten Kinderjahre zurückgezaubert worden. Ich habe ......! Götter! — — Das bringt Glück. Da kömmt Ihr Brief, den ich nicht erwartet, von dem ich nicht geträumt. Sie waren etwas zerstreut, Madame, als Sie Ihren Brief anfingen, Sie haben ihn vom 9. Oktober datirt, statt vom 28. Oder wollten Sie sich um 19 Tage jünger machen? Dem S. danke ich auf's freundlichste für seinen umständlichen Bericht über die drei glorreichen Frankfurter Tage. Daß „nur Kinder und Diplomaten die Thorsperre nicht bezahlen," werde ich einmal drucken lassen. Es sind fünfzehn Sylben, die mir 11 Kreuzer 1 Pfennig Honorar einbringen. Passen Sie recht auf, daß Sie mir noch mehr Sylben verschaffen; man braucht hier erschrecklich viel Geld. — Es ist doch schade, daß Sie nicht am Rhein waren. Die Erinnerung eines im Herbst genossenen Vergnügens kann einem den ganzen

Winter warm machen. Möchten Sie dafür Ersatz finden.

Sonntag habe ich mit Heine bei *** zu Mittag gegessen. Wir trafen uns zufällig vor dem Hause und traten zugleich ein. Als wir in's Zimmer kamen fragte ich Madame ***, ist denn der Boden stark genug, kann er zwei große Männer wie wir zugleich tragen? Es war das erste Mal, daß ich mit Heine in Gesellschaft war. Mit mir sprach er wenig, ja er blieb immer von mir entfernt, und suchte sich einen eignen Mittelpunkt. Abends, da mehrere Leute zur gewöhnlichen Sonntags-Gesellschaft kamen, bemerkte ich, daß Heine mit keinem der bedeutendern, gebildetern sprach, sondern sich gerade dem Jüngsten in der Gesellschaft, fast noch ein Knabe, zur Seite setzte, und sich mit ihm unterhielt. Er war gerade bei besserer Laune als gewöhnlich, ich kann ihn also nicht einmal mit seiner Hypochondrie entschuldigen. Seit kurzem ist eine Schauspielerin vom dritten Range, mit ihrem Manne, einem Theaterdichter, hier. Bei diesen

Leuten ist Heine zu allen Zeiten des Tags. Und das sind nicht etwa genialisch-joviale — lebenslustige Menschen, sondern ganz solid-bürgerliche, aber auch sehr gewöhnliche Menschen. Was halten Sie von einem solchen eiteln Charakter, immer gemeine Umgebungen zu suchen, um überall der Erste zu sein? Man merkt es dem Heine deutlich an, wie er immer gern was besonders Auffallendes sagen möchte, und lieber schweigt, als etwas gewöhnliches spricht. Besonders ärgert mich an ihm seine Sucht immer Lachen zu erregen. Lachen ist eine der untersten Seelenbewegungen, und ein Mann von Geist sollte auf höhere Wirkung ausgehen. Er hat mir neulich gesagt, daß er spiele, und ich habe ihm ganz freundschaftlich den Text darüber gelesen. Was ich gegen das Spiel vorgebracht, schien ihm alle neu zu sein. Ueberhaupt mag er sich um die Moral nie viel bekümmert haben. Der arme Heine wird chemisch von mir zersetzt, und er hat gar keine Ahnung davon, daß ich im Geheim beständig Experimente mit ihm

mache. — — Philosoph ist Heine nicht und wird nie einer werden, und da bedenke ich dann freilich trotz meines argen Tadels, daß wenn man Heine seine Täuschungen, seine Verirrungen, seine Gedankenlosigkeit nähme, der Duft und Nebel, der so reizend und zauberisch über seine Schriften verbreitet ist, schwinden, und dann wenig an ihnen und an ihm selbst übrig bleiben würde.

Neulich besuchte ich *** zum Erstenmale, fand ihn aber nicht zu Hause. Ich ennuyirte mich eine qualvolle Stunde lang mit der Frau allein. Sie hat etwas im Gesichte was mir gefällt, aber sie wußte mich gar nicht zu unterhalten und schien mir betrübt. Wenn die zufrieden ist, dann muß ich mich wenig verstehen auf den Ausdruck des Mißmuths, und das Glück muß eine Farbe haben, die ich gar nicht kenne.

Sie sind ungeduldig auf meine Pariser Briefe. Ich zittere um ihre Erscheinung, weniger wegen Deutschland als wegen Paris. Sie werden mit solcher Ungeduld erwartet, daß sie der Erwartung

nicht entsprechen könnten, auch wenn sie besser wären als sie sind. Aber Sie beleidigen mich, wenn Sie vom 8ten und 9ten Bande meiner Werke sprechen. Bin ich denn ein solcher Lump, daß ich nur neun Bände geschrieben? Zehn habe ich gemacht. Der 9te und 10te kommen jetzt, der 8te Krüppel hinkt später nach. Verboten werden sie gewiß, und ich erwarte daß sie sogar mich verbieten.

Freitag, den 4. November.

Wird sich diesmal wieder eine gute Seele (um aus Höflichkeit nicht Narr zu sagen) finden, meine Briefe abzuschreiben? — Auf jeden Fall theile ich Ihnen mit, wie ich die Briefe abgeschrieben zu haben wünsche, damit die Fehler des vorigen Mals, die mir so viel Beschwerlichkeiten verursacht, vermieden werden. Erstens: Zu jedem Brief muß ein neuer Bogen genommen werden. Zweitens: Wenn der Brief mehrere Daten hat, muß mit jedem Datum ein neuer Abschnitt gemacht werden. Drittens: Nach jedem Gedankenstrich wird in

der Regel ein neuer Abschnitt gemacht. Der Herr Abschreiber oder die Frau Abschreiberin werden aber zu unterscheiden wissen, wenn Sätze, ob zwar durch einen Strich getrennt, zusammen gehören, in welchem Falle kein Abschnitt gemacht wird. Viertens: Abbreviaturen sind bei Gefängniß, germanisirte lateinische oder französische Worte mit lateinischen Lettern zu schreiben, bei Brandmarkung, und tz (wie jetzt statt jezt) bei Todesstrafe verboten. Uebrigens wird alles abgeschrieben. Mit Ausnahme dessen was a. gegen die bestehende Staatsverfassung, b. gegen die Religion, c. gegen die Sitte, d. gegen den Adel, e. gegen den hohen deutschen Bund, f. gegen die auswärtigen Mächte, g. gegen die innern Angelegenheiten gerichtet ist.

Wer hat mir denn die schönen meteorologischen Beobachtungen mitgetheilt? Ihr Revolutionärs habt aber ein miserables Klima in Vergleichung des hiesigen. In den Tagen von dem 15.—21. Okt. war eure höchste Wärme um 3 Uhr Nachmittags 15 Grad und hier 19, eure kleinste Wärme um Mittag 8 Gr. und hier 15.—

Freitag, den 4. November.

Ich habe heute wieder einen Brief von Campe erhalten. Der nimmt die Backen voll! Es ist doch schön, daß jeder Schriftsteller wenigstens einen guten Rezensenten findet — seinen Verleger. Er schreibt mir: „.... Der Drucker, würde er bekannt, wäre unglücklich;" also darüber geschwiegen. „.. Die Versendung in entfernte Gegenden ist „durchweg seit dem 21. (Oktober) vollendet, hier „geschieht sie den 12. November... C. der mich „entsetzlich um einige Bogen nur plagte, hat aus „Vorsicht nicht einen Buchstaben zu sehen bekommen, „weil die Confiskation nach meiner Erfahrung, so- „fort nach Bekanntmachung erfolgt. Geschieht es „nicht, so ist es aus Rücksicht gegen Sie, da man „Sie nicht unter die Wandelbaren: Witte, Maltitz, „Heine u. s. w. zählt, sondern etwa aus Respekt „für Ihren konsequenten Charakter unterläßt. Denn „beim deutschen Publikum sind Sie als ein be- „dächtiger, zu einer gewissen Reife gekommener, „redlicher Mann bekannt, den man also mit der

„Jugend nicht in einen Topf werfen kann. Auf „diese Rücksicht baue ich etwas, so daß nicht augen„blicklich das Verbot da ist, sondern mir Zeit ge„lassen wird, mein Geschäft damit möglichst zu „ordnen . .“. Sie sehen aus Campe's Aeußerungen, besonders aus den Complimenten, die er mir macht, wie vergnügt er ist, und daß er sich goldene Berge von dem Buche verspricht.

— — Von Heine stehen jetzt die ersten Artikel eines langen Aufsatzes über die letzte Pariser Gemälde-Ausstellung im Morgenblatte. Ich bin heute mit der größten Begierde darüber hergefallen, aber nicht befriedigt worden. Schöne Sachen sind darin, das versteht sich. Man sieht es ihm an, daß er sich nicht frei gefühlt. Er hat sich zwar den Gegenstand gewählt, aber man wird freiwillige Dienstbarkeit noch überdrüssiger als aufgezwungene. Man fragt sich: warum war ich ein Narr? Ueberhaupt glaube ich, daß Paris kein gesundes Klima für Heine's Geist ist. Man kann auf Paris anwenden, was er selbst so wahr von London gesagt: es ist ein

Ort für Philosophen aber nicht für Dichter. Auch hier liegt der Stoff zu hoch und dick auf allen Wegen, und der Dichter kann selbst mit den Flügeln seiner Phantasie nicht darüber hinaus. Auf die andere Seite zu kommen, muß man ein philosophisches Ungeziefer sein, wie ich, das sich durch die kleinste Ritze einer Mauer windet. Sehr ergötzt in Heine's Artikel hat mich, was er bei Gelegenheit eines Gemäldes von Talleyrand sagt. Gerade das Gegentheil von dem was ich, auch bei Gelegenheit eines Gemäldes über ihn geäußert. An diesem Beispiele zeigt sich am deutlichsten der Unterschied zwischen einem Dichter und einem Philosophen. Heine sah nur die vordere Seite von Talleyrand, die ich selbst auch am frühsten wahrgenommen. Aber als philosophischer Wurm bohrte ich mich endlich durch die Scheidewand und erkannte auch Talleyrand's Rückseite. Gewinn ist freilich dabei nicht für den alles durchdringenden Philosophen; er weiß mehr als der Dichter, und weiß darum endlich gar nicht was er weiß. Es ist zu wieder-

holen, Heine's Aufsatz hat mich angezogen, aber nicht gefesselt, ich las ihn zerstreut, und was mir zum erstenmale mit seinen Schriften begegnete, ich war nicht verdrießlich, als ich mit dem Lesen fertig war. Der Eindruck auf mich ist so, daß ich in Verlegenheit sein werde, wenn er mich um meine Meinung fragt. Zum Glücke kann ich in Paris lange die ausweichende Antwort geben: ich hätte die Blätter noch nicht zu sehen bekommen. Lesen Sie den Aufsatz und sagen Sie mir Ihre Meinung.

Den 10. November.

Sie wollen mir nicht eher schreiben, als bis dieser mein Brief ankömmt? Wissen Sie denn aber auch, daß mir dann eine Fastenzeit von zehn Tagen aufgelegt wird, von heut an gerechnet? Aber im=merhin, thun Sie was Sie wollen, wie es in den Wald hineinschallt, wird es herausschallen.

Den 11. November.

Von Campe erhielt ich heute folgendes Schrei=ben. „Hamburg, 5. November. Heute habe ich

„Ihnen, geehrter Herr, zu melden, daß ich Ihre
„Briefe vor drei Tagen ausgegeben habe und daß
„heute Nachmittag um drei Uhr, der ganze Vorrath
„davon confiscirt ist, und zwar wie der Befehl
„wörtlich lautet .... „Abseiten der Polizei-Behörde
„„wird bei hundert Thaler Strafe für jeden Contra-
„„ventionsfall verboten, das bei Herrn Hoffmann
„„und Campe hieselbst erschienene Buch betitelt:
„„Briefe aus Paris von Ludwig Börne,
„„1832, 2 Bände, zu debütiren, und sind die vor-
„„handenen Exemplare einstweilen in Beschlag zu
„„nehmen, mit Vorbehalt anderweitiger Verfügung.
„„Ampl. Senatus. Hamburg d. 5. Nov. 1831 ....“
„So weit sind wir, was weiter folgen wird steht
„dahin. Jedenfalls hat man es ernstlich im Sinne,
„mir etwas am Zeuge zu flicken; ich ersuche Sie
„daher, wenn es nöthig wird vor der Welt meinen
„Advokaten zu machen“.. Wenn schon der Campe
für sich fürchtet, er möchte eingesteckt werden, was
hätte ich selbst nicht erst zu fürchten? Ich dürfte es
wahrhaftig jetzt nicht wagen nach Deutschland zu kom-

men. Ich habe dort zwar einen tapfern Husaren, der mich vertheidigen würde; aber was hilft ein Husar gegen die ganze preußische und österreichische Armee? Sorgen Sie nur dafür, daß man nicht Sie am Kragen faßt — oder vielmehr an der Halskrause. Revolutionäre Briefe machen nicht allein den straffällig der sie geschrieben, sondern auch den an welchen sie gerichtet sind. Ganz gewiß hat der Hamburger Senat nicht aus eigenem Antriebe meine Werke konfiscirt, sondern einer der dort befindlichen Geschäftsträger wird geklagt haben. Uebrigens wird das der Verbreitung des Buches keinen großen Eintrag thun. Der Campe scheint sehr vergnügt über sein Unglück zu sein.

Dienstag, den 15. November.

Wenn Sie Wort halten und mir nicht eher wieder schreiben, bis Sie meinen heutigen Brief erhalten, es wäre zu schrecklich! Ich werde es nicht eher glauben bis ich es erfahren, und wenn ich es erfahren, werde ich es immer noch nicht glauben.

Haben Sie mir denn gar nichts Interessantes zu schreiben, nichts woran mir und Ihnen besonders viel gelegen ist? Besinnen Sie sich. Ich weiß, daß wenn Sie schweigen, es nicht aus Mangel an Vertrauen geschieht, sondern aus Aengstlichkeit. Es gibt Dinge die Sie keinem Briefe anvertrauen. Aber wozu so besorgt? Außer mir dringt nur noch der gräuliche Essig in das Inwendige Ihrer Briefe, und dieser geht schnell durch und bekümmert sich um keinen süßen Inhalt. — — Abends. O ich Esel! Kaum hatte ich obige Worte ausgeschrieben, da kam Ihr Brief. Daß ich Sie noch nicht kenne, und mich vor Ihren schlimmen Vorsätzen fürchte! Sie werden zu jeder Zeit einen Vorwand finden mir öfter zu schreiben, und ich werde Sie schon durch Fragen und Aufträge im Gange erhalten. — — Wie lange bin ich wieder gestört worden! Noch eine ganze Seite gedachte ich zu schreiben. Jetzt muß ich schließen.

Samstag, den 19. November.

Die Kraft meiner Philosophie muß mir vor-

züglich in den Füßen ruhen. Sie haben eine Art philosophischer Elektrizität, die sich durch Berührung mittheilt. Das sehe ich an Conrad, der Abends so oft er mir die Strümpfe auszieht, zu philosophiren anfängt, wenn er auch den ganzen übrigen Tag ein vernünftiger Mensch gewesen. Hätte ich mir nur jedesmal gemerkt, was er dann mit mir spricht, es wäre eine schöne Blumenlese geworden! Gestern Abend fragte er mich: „Ist denn die Urne ein Sinnbild der Vergänglichkeit?" Ich war ganz verblüfft, und fragte, warum? Ja, ein Freund von ihm habe sich ein Pettschaft mit einer Urne stechen lassen, weil das ein Sinnbild der Vergänglichkeit sei! Dieser Freund Conrad's und der Vergänglichkeit ist ein Schreinergesell von zwanzig Jahren und sehr rothen Backen. Was so ein deutscher Handwerksbursch gemüthlich ist, und es selbst in dem Faubourg St. Antoine bleibt. Was wir, ich und Conrad für herrliche Menschen sind, das wissen Sie eigentlich gar nicht. Die Sklaverei verdirbt die edelsten Seelen, und erst von Ihnen

entfernt, tritt unsere Vortrefflichkeit hervor. — — Da ist der gute Brief! Mein Buch bringt mir den Vortheil, daß Sie mir öfter schreiben, welchen Gewinn ich zum kleinen Honorar schlage, das ich dafür bekomme, wodurch es sehr groß wird. Gegen eine Reise nach dem südlichen Frankreich ist gar nichts einzuwenden, und die wenigen Einwendungen die Sie machen, sind von keinem Gewichte. Was erstens die Cholera betrifft, so ist's ja eben die Cholera weßwegen ich Paris verlassen möchte, denn so lange sie Paris nicht bedroht, würde ich mich nicht von hier entfernen. Aber im unglücklichen Falle, was soll ich hier machen? Ich glaube zwar nicht, daß hier die Cholera auf das öffentliche und gesellige Leben einen so störenden Einfluß haben würde, als es in Berlin und Wien der Fall war. Die Franzosen sind leichtsinniger, grübeln weniger, und scherzen leicht alles weg. Da sie indessen auch lebenslustiger und selbstsüchtiger als wir Deutsche sind, kann es doch kommen, daß die gesellige Heiterkeit durch die Cholera getrübt wird.. Daß das

Reisen meiner Gesundheit schaden könnte, darüber mögen Sie sich beruhigen. Ich würde nur kleine Tagereisen machen.. Kann man auch nicht berechnen wo man vor der Cholera sicher ist, so ist mir doch nur daran gelegen, nicht in Paris zu sein, sondern an einem kleinen und seines Klimas wegen günstigern Orte. Avignon, Montpellier, Hyères, man hat nur zu wählen; das sind lauter Frühlingsgegenden. Ich werde die Schauplätze von Thümmel's und Sterne's Empfindungen aufsuchen, doch nicht um zu heucheln wie sie, sondern um zu genießen. Ich verspreche Ihnen eine empfindsame Reise, worüber alle Staats-Papierhändler in Thränen zerfließen sollen.

Dienstag, den 22. November.

Gestern Abend wurde die Oper: Robert der Teufel, von Meyer-Beer, zum erstenmale aufgeführt. Der dritte Akt war von dem Componisten selbst, als der beste angekündigt. So fand ich es auch. Es waren Geisterchöre, Beschwörungen, Teu-

felsgeschichten. Der Landsmann Webers und überhaupt der Deutsche, war da in seinem Hause. Es ist eine Art Faust- und Mephistophles-Geschichte. Aber der Teufel der seinen Freund (Robert le Diable, Herzog der Normandie) verderben will, will es nicht aus Bosheit, sondern aus Liebe. Robert war sein Sohn. Er selbst der Vater, ist auf ewig verdammt — ich weiß nicht warum. Weil er sich nun in der Hölle ennuyirt, will er seinen eigenen Sohn zum Bösen verleiten, damit dieser ihm Gesellschaft leisten müsse. Er steigt also aus der Unterwelt herauf, nimmt die Maske eines Freundes Roberts an, ist ihm immer zur Seite, und sucht ihn zu schlechten Streichen zu verführen. Endlich kömmt der Augenblick, wo Robert den bekannten Höllen-Contrakt unterzeichnen soll. Aber die Tugend rührt sich in ihm und er zaudert. Da weiß sich der Teufel nicht anders zu helfen, als daß er Robert bekennt, er sei sein verdammter Vater, und er würde ihn unglücklich machen, wenn er aus Liebe zu ihm sich nicht auch wolle verdammen lassen.

Die kindliche Liebe siegt, und Robert will eben unterschreiben, als sein guter Engel, der ihm in Gestalt eines Bauernmädchens zur Seite steht, ihn noch zurückhält. Er ist gerettet, und der Vater muß allein in die Hölle zurück. Im vierten Akte kömmt der Begräbnißplatz eines Nonnenklosters vor. Auf einmal erheben sich die Deckel aller steinernen Särge und die todten Nonnen (wohl ihrer fünfzig) kommen heraus, und fangen in ihren Leichenhemden zu tanzen an, ihre Aebtissin (die Taglioni) an ihrer Spitze. Dabei trinken sie Wein aus goldnen Bechern und sind sehr vergnügt. Nach Endigung des Ballets legen sie sich wieder in ihre Särge. Das Alle ist zu gräßlich um nicht lächerlich zu sein.

Die Oper hat fünf Akte; das ist schon zu viel. So breit und hoch zugleich, ist selten eine Phantasie. Die beiden ersten Akte haben mich gelangweilt, bis auf einige Trinklieder, mit welchen jedes Ohr vertraut ist, und mit denen man es darum auch nicht so genau nimmt. Ob aber die Musik,

die mir und andern gut geschmeckt, wirklich vortrefflich, ob sie reiner Wein gewesen, oder ob nicht vielleicht den Geschmack zu verbessern, Branntwein und Zucker darunter gekommen — kann ich nicht entscheiden, da ich kein Kenner bin. In den beiden lezten Akten waren auch schöne Sachen. Die Handlung ist schleppend.

In Dekorationen, Costüms und in der ganzen Ausstattung war eine tolle Verschwendung. Man hat so etwas selbst in Paris noch nicht gesehen. Es wurden drei neue Vorhänge blos zu dieser Oper, für die Zwischenakte verfertigt. Einige Unglücksfälle fanden statt. Ein Theil der Koulissen stürzte auf das Theater, und hätte beinahe eine junge Sängerin erschlagen. Dann fiel einmal der ganze Himmel zur Erde, im wörtlichen Sinne. Es war nämlich ein finsterer Wolkenhimmel, und während sich dieser langsam verzog, sollte eine dahinter befindliche herrliche Dekoration aufgedeckt werden. Der Himmel fiel aber in Stücken so nahe beim Orchester nieder, daß er einen Theil der Pulte

und der Musiker bedeckte. Endlich am Schlusse, als der böse Geist in die Erde sinken sollte, stürzte er zu früh hinab, und Robert der oben bleiben sollte, aber dem Loche zu nahe gekommen war, stürzte nach. Es war ein fürchterlicher Lärm im Hause. Man fürchtete Robert (der erste Sänger, Nourrit), hätte den Hals gebrochen, und das Publikum beruhigte sich erst, als er wohlbehalten wieder auf's Theater trat, und bewillkommte den Geretteten mit freudigem Händeklatschen. Da kamen mir die Pariser wieder gut und liebenswürdig vor. Ein Franzose im Theater sagte mir, jene unglücklichen Störungen wären wahrscheinlich berechnete Folgen boshafter Intriguen. Das Haus war so glänzend wie noch nie besetzt. Von dem reichen Bankier bis zu Börne und dem Herzog von Orleans, alles hatte sich den Abend eingefunden. Es war in der That ein herrlicher Anblick und der Hauptstadt ganz würdig.

Eben erhalte ich Briefe aus Hamburg. Adieu. Ihr verfolgter, aber unerreichbarer B.

Sonntag, den 27. November.

.. Ich habe herzlich darüber lachen müssen, daß mir Campe jetzt den Antrag macht, ich sollte doch noch etwas zur Vergrößerung des Tagebuchs schreiben, wozu er mir bis zum Januar gern Zeit lassen wollte. Der wäre es zufrieden, daß ich abermals ein paar Bände schriebe das magere Tagebuch fett zu machen, die er dann abermals besonders verkaufte, worauf er dann zum drittenmale käme und sagte: das Tagebuch wäre immer noch mager, und ich solle es doch dicker machen — und so immer fort.

Beste, machen Sie sich doch nicht lächerlich, indem Sie den Arzt fragen, ob ich reisen soll oder nicht. Wahrhaftig, Sie verdienten wegen Ihres Glaubens an Aerzte, in Molière's médecin malgré lui zu figuriren. Muß ich selbst denn nicht besser wissen, was meiner Gesundheit förderlich oder schädlich ist? Was kann denn der Arzt entscheiden, der mich seit anderthalb Jahren nicht gesehen hat? Verlassen Sie sich nur auf mich; ich



bin nur zu vorsichtig und ich werde nichts thun, was mir schaden könnte. Warum erschrecken Sie denn, so oft ich meinen Brief plötzlich schließe? Warum soll denn plötzlich eingetretene Krankheit Schuld daran sein? Sie sollten doch wenigstens Ihre eigene Aengstlichkeit zu deuten wissen, und sich nicht mehr von ihr beunruhigen lassen. Ich werde künftig so oft ich gestört werde, ein munteres Wort hinzu fügen, einen Fluch gegen den Störer, oder Hurrah, Juchhei! Oder soll ich schließen mit: Ihr gehorsamer Diener? Wählen Sie, was Ihnen am besten gefällt. Gegen *** haben Sie mich gut vertheidigt. Sie sind ein treues ministerielles Maul, und ich werde es bei Gelegenheit dafür stopfen. Wenn Pfarrer Kirchner gegen mich loszieht, so müssen Sie das gerade nicht für Ernst nehmen. Der ist ein Schelm, und hat gewiß heimliche Freude an meinem Buche. Aber aus Heuchelei und um die Leute aufzuhetzen schilt er mich. Doch mag immer sein, er habe es im Ernste übel genommen, daß ich mehreremale in

den Briefen gegen die Pfaffen losgezogen, wozu er freilich auch gehört. Und ***! Ich bedauere ihn.

Wollen Sie denn nicht daran denken, mit der Abschrift meiner Briefe den Anfang zu machen? Es kömmt wenn Sie lange warten, gar zu viel zusammen, und dann wird die Arbeit um so verdrießlicher. Ihre kritischen Blätter erwarte ich mit Ungeduld.

Den 28. November.

Die Cholera ist jetzt auch in Holland. In England soll sie keine großen Fortschritte machen, wenn die Berichte aufrichtig sind, woran man zweifelt. Die Aerzte dort fürchten sich die Wahrheit bekannt zu machen, denn sie stehen unter der Censur des Volks, das sie durchprügelt, wenn sie von der Bösartigkeit der Cholera sprechen. Es ist recht komisch.

Hiller gibt nächsten Sonntag Conzert. Er spielt unter anderm ein von ihm componirtes doppelhändiges Conzert mit Kalkbrenner. Er erzählte mir, sein Bruder habe ihm von Frankfurt

geschrieben: er werde in meinen Briefen vortheilhaft erwähnt. Ich erinnere mich nicht. Nun sei es ihm Hiller auffallend, daß sein Vater, den es sonst ganz glücklich mache, wenn er öffentlich gelobt werde, kein Wort darüber gesprochen. Wahrscheinlich müßten meine Briefe sehr arg sein. Ich mußte sehr darüber lachen. Ich kann mir wirklich denken, daß der alte ängstliche Hiller aus meinen höllischen Briefen mit Schrecken wahrgenommen, daß seines Sohns erwähnt werde, und es ihm schaden könnte, wenn die Leute erführen, daß er mit dem Teufel gut Freund sei. — — Eben erhalte ich die mir geschickten Zeitungen. Sie haben gar kein Porto gekostet, Sie können mir also öfter solche Zusendungen machen. Die Post läßt mir keine Zeit mehr, und neugierig auf die Blätter bin ich auch. Darum schließe ich plötzlich. Der Schlag hat mich nicht gerührt.

Mittwoch, den 30. November.

.... Wir Philosophen lachen aber darüber, ob ein Rock neu oder alt ist. Jung oder alt, es muß

jeder sterben. Heute roth, morgen todt. — O Gott, o Gott! Was ist das Leben? Ein Sprung über den Graben, der die Wiege vom Sarge trennt; ein Moment, zu kurz für die Freude, aber den Hals zu brechen lang genug. Was ist das Glück? Eine demie-tasse im Café de la bourse. Von außen ist die Tasse groß, und man glaubt, es werde uns viel eingeschenkt. Trinken wir aber, erfahren wir, daß man uns keine fünfzig Tropfen gegeben, so spitzbübisch dick sind Boden und Wände des Gefäßes. Was ist die Tugend, was ist die Liebe, was Freundschaft, was Treue? Es sind zweisilbige Worte, und das Ganze ist eine Lüge. Schöne Charade!

Sie haben mir bis jetzt immer nur davon geschrieben, was die Leute von meinem Buche sagen; aber noch kein Wort, wie es Ihnen selbst gefällt. Sie haben ja die Briefe gelesen, finden Sie sie noch gut wie früher? Und was sagen die Leute von dem nicht-politischen Theile, von Vespertinchen und dergleichen? Auf jeden Fall mögen die Briefe großes

Aufsehen machen. Nach einer Zeitungs-Nachricht sind sie in Berlin von der Polizei in Beschlag genommen worden. Man glaubt aber, sie würden wieder frei gegeben werden. Eine doppelte Schmeichelei — Anschuldigung und Freisprechung!

Freitag, den 2. Dezember.

Ueber die Unverschämtheit des Campe, von mir zu verlangen, ich solle ihm den Schaden ersetzen, den er wegen des Druckes meiner Schriften erleiden könnte, habe ich mich erschrecklich geärgert. Der nähme es an, daß ich ihm das Wenige was er mir für die Briefe bezahlt, zurückgäbe. Ich habe ihm aber auch grob geantwortet. Ich schrieb ihm: „Wenn „ich Sie recht verstanden, erwarten Sie, daß ich „Ihnen den Schaden vergüte, den Ihnen der „Druck meiner Briefe zuziehen könnte. Nun weiß „ich zwar gewiß, daß Sie als Geschäftsmann in „Ihrem Herzen über diese romantische Zumuthung „selbst lachen; aber eben weil ich das weiß, muß ich „mir es für die Zukunft ernstlich verbitten, daß

„Sie mir nicht mehr in das Gesicht hinein sagen,
„für welchen Dummkopf Sie mich halten."

Samstag, den 3. Dezember.

Da ist Ihr Brief, der wie ein Dreieck ewig nur drei Seiten hat. Ich finde das sehr einseitig. Zuerst von ***'s Vorhaben, damit ich die größten Narren zuerst abfertige. Darunter verstehe ich aber nicht etwa den ***, sondern Sie Madame. *** war niemals in Paris und hat von den hiesigen Verhältnissen keine Vorstellung. Sie aber waren zwei Jahre hier, und sollten besser wissen wie die Sachen stehen.

Campe hat mir geschrieben, daß die Bücher auf dem Wege nach Frankfurt sind. Ich werde mit diesem Menschen gewiß nichts mehr zu thun haben; denn ganz sicher hat er die Frei-Exemplare aus gemeiner kleinlicher Krämerei zurückgehalten, weil er gefürchtet, es möchte dadurch ein Exemplar weniger verkauft werden.

Donnerstag, den 8. Dezember.

Seit Sonntag habe ich wegen des Rauchens des Kamins keine Feder in die Hand nehmen können. Vier Tage habe ich geweint und ich weine noch. Es ist zum Verzweifeln. Die Freiheit hat vier Tage verloren. Wenn ich mir eine andere Wohnung nehmen wollte, das würde mich nichts helfen. Die Leute versichern Einem immer, der Kamin rauche nicht. Und die Mühe eine Wohnung zu finden, und die Beschwerlichkeit des Ausziehens bei diesem schlechten Wetter. Dieser Brief wird nur kurz werden, denn alle paar Minuten muß ich mir die Thränen trocknen.

Verflossenen Sonntag hat Hiller sein Conzert gegeben. Im Komponiren und im Spielen habe ich das löbliche bemerkt, daß er auf deutsche Art, treu und gewissenhaft seine Kunst übt, nicht nach Effekt jagt, daß also Paris nichts an ihm verdorben. Er spielte auch ein Doppel-Conzert mit Kalkbrenner, von diesem komponirt. Kalkbrenner hat eine Art Glasglockentöne, die sehr gefallen. Ist

das aber die richtige Anwendung des Klaviers? Ist es nicht ein angenehmer Mißbrauch? Hiller kann zufrieden sein. Das Conzert war sehr besucht, und an lautem Beifall fehlte es nicht. Alle öffentlichen Blätter loben Spiel und Komposition. Auch ist er ganz glücklich, und wie berauscht von dem allgemeinen Beifalle. So etwas schmerzt mich mehr als es mich rührt. Das dumme Ding, die Ehre, das jedes Lebensglück versüßt und schön färbt, wie Schwefel den Wein, aber ihn verdirbt, ja vergiftet. Meyer-Beer ist schon gar nicht mehr zufrieden mit dem Lorbeerkranze, den ihm der Teufel auf den Kopf gesezt. Die hiesigen Journale enthalten jezt seine vollständige musikalische Biographie, von seiner Lehrjungen-Zeit, bis zu seiner jezigen Meisterschaft, von Darmstadt bis Paris. Heine saß in Hillers Conzert neben mir. Der ist so unwissend in Musik, daß er die vier Theile der großen Symphonie für ganz verschiedene Stücke hielt, und ihnen die Nummern des Conzert-Zettels beilegte, wie sie da auf einander folgen. So nahm er den 2ten Theil der

Symphonie für das angekündigte Alt-Solo; den 3ten Theil für ein Violoncelle-Solo, und den 4ten für die Ouvertüre zum Faust! Da er sich sehr langweilte, war er sehr froh, daß alles so schnell ging, und ward wie vom Blitz gerührt, als er von mir erfuhr, daß erst Nr. 1 vorbei sei, wo er dachte schon vier Nummern wären ausgestanden.

Als ich dem Heine erzählte, der Artikel aus der Börsenhalle stünde auch in der Frankfurter Postzeitung, war er wie erstarrt vor Erstaunen und Schrecken. Er sagte, das sei nicht möglich, daß Rousseau etwas habe drucken lassen, worin er, Heine, beleidigt wäre, denn er kenne ihn seit zwölf Jahren. Auf jeden Fall wären die Stellen, die ihn beträfen, gewiß im Artikel weggeblieben. Lesen Sie ihn doch in der Postzeitung, und schreiben Sie mir, ob sich das wirklich so verhält. Wenn der Heine nur halb ein solcher Schuft ist, als er freiwillig bekennt, dann hat er schon fünf Galgen und zehn Orden verdient. Schon zwanzigmal gestand er mir, und das ganz ohne Noth, dem Argwohn

zuvorkommend: er ließe sich gewinnen, bestechen. Und als ich ihm bemerkte: er würde aber dann seinen Werth als Schriftsteller verlieren, erwiderte er: keineswegs, denn er würde gegen seine Ueberzeugung ganz so gut schreiben als mit ihr. Und glauben Sie nicht, daß das Scherz sei; es beweist mir, daß Heine schon ist, was werden zu können er nicht läugnet. Daß er offen und freiwillig von seiner Verdorbenheit spricht, beweist nichts gegen den Ernst; das ist die alte bekannte List, durch Selbstanklage der Ueberraschung seiner eigenen Vorwürfe und der Andern keck in den Weg zu treten. Es sind Ausfälle aus der Festung des Gewissens, um die Belagerung zurückzudrängen.

— — Heine's Aufsatz im Morgenblatte, über die Pariser Gemälde-Ausstellung, enthält doch wunderschöne Sachen. Ich habe Ihnen zwar früher mit Geringschätzung davon gesprochen, aber damals hatte ich nur den Anfang, und zerstreut und mit Unlust gelesen; denn unter Menschen, in einer Lesegesellschaft, kann ich mich nie zu gehöriger Aufmerksamkeit

stimmen. Seitdem hatte ich aber die Blätter im Hause, und habe eine bessere Meinung davon bekommen. Die Kunstseite der beurtheilten Gemälde ist natürlich am wenigsten berührt, denn dafür hatte er kein Interesse, weil er davon keine Kenntnisse hat. Die Gemälde sind blos benuzt, deren historische Stoffe historisch zu besprechen. Es ist dieses eine sehr gefällige Art, sich über Geschichte und geschichtliche Personen zu äußern. Neulich fiel mir ein altes Buch der Frau von Genlis in die Hände betitelt: les tableaux de Mr. de ... (Ich habe den Namen vergessen.) Sie hatte ebenfalls eine Gallerie historischer Gemälde benuzt, die dargestellten merkwürdigen Geschichten und Personen biographisch und poetisch zu behandeln. Eine solche Gelegenheit mich auszusprechen, würde ich vielleicht selbst benuzen. Es ist eine leichte und angenehme Art, Geschichte zu lernen und zu lehren.

— — Schade ist es um Heine, daß seine schönste dichterische Begeisterung ihm aus dem Tranke sinnlicher Liebe kömmt, und ich habe ihm das gestern

selbst gesagt. Zehn Jahre reifern Alters werden ihm viel von seinem Werthe nehmen. Zwar sind Heine's erotische Poesien mehr Eingebungen einer nach- und vorschwelgenden Phantasie, als eines gegenwärtigen Genusses, mehr Papiergeld als baare Münze der Liebe; aber mit den reifern Jahren verliert man zugleich mit dem Credit auch die Kraft zu heucheln, und dann wird Heine's poetischer Strom seichter und niedriger fließen. Mir fiel das ein, bei seinen Betrachtungen, die er über ein Gemälde von Judith und Holofernes macht und die er mit den Worten endigt: „Ihr Götter, soll ich sterben, laßt mich wie Holofernes endigen."

Freitag, den 9. Dezember.

Diesen Morgen erwachte ich mit dem frohen Gedanken, daß ich heute einen Brief bekomme, und weil es auch in meinem Zimmer nicht rauchte, wollte ich diese beiden schönen Ereignisse festlich begehen, und ließ mir (zum Erstenmale seit Baden) Kaffe zum Frühstücke bringen. Wenn ich aber kei-

nen Brief erhalte? (Nur noch eine viertel Stunde kann ich hoffen.) Nun, da mag der Kamin nur immer zu rauchen anfangen, weinen thäte ich doch. — — Ich werde nicht weinen, es wird nicht rauchen; da ist der Brief. — — Der Artikel im Morgenblatte ist nicht von Menzel. Es ist sein Styl nicht. Auch hat man mir den Verfasser genannt, ich habe aber seinen Namen vergessen. Den Schluß der Rezension habe ich noch nicht gelesen. Es kam mir komisch vor, wie sich der gute Mensch dreht und windet, und sich und mich selbst klein macht, um mich durch die Censur zu schmuggeln. Wie er die Dame Censur karessirt! Hätten jene Menschen nur etwas Scham, solche Schmeicheleien müßten sie mehr beleidigen, als alle Grobheiten. Als ich den Artikel in der Börsenhalle gelesen, fiel mir auf, daß dessen Verfasser Auszüge der Briefe mitgetheilt, die mit seiner feindlichen Gesinnung gar nicht in Einklang stehen — Auszüge die ihm schienen wohlgefallen zu haben, und da kam ich auf den Gedanken, daß er nur auf mich

geschimpft, um jene Stellen durch die Censur zu bringen. Indessen äußerte ich das hier gegen Niemand. Nun sagte mir neulich der Depping, der den Artikel gelesen, das wäre die Art in Deutschland, auf liberale Schriftsteller zu schimpfen, um ungehindert Stellen aus ihren Schriften drucken lassen zu können. Ein Anderer bemerkte mir das Nämliche. Zu gleicher Zeit hörte ich, daß jener Herr Wurm in Hamburg ein junger Mann von vielem Talente sei, und daß er sich früher als wüthender Demagog ausgezeichnet. So mag es denn wirklich sein, daß es die Börsenhalle gut gemeint. Ist das so, dann bewundere ich den Herrn Wurm als einen seltenen Schauspieler, der seinen berühmten Namensvetter noch übertrifft. Er schimpft so natürlich, daß keiner errathen würde, daß alles nur Kunst sei.

Die Briefe sind gestern bei einem hiesigen Buchhändler angekommen, die Meinen habe ich noch nicht erhalten. Ein Deutscher hier, der sie gelesen, bewundert am meisten den Styl; er sagte, so gut

hätte ich früher nie geschrieben. Es wäre doch sonderbar, wenn das was ich ohne Ueberlegung, so schnell als nur die Feder sich bewegt geschrieben, wirklich besser sein sollte, als was ich früher mit großer Anstrengung ausgearbeitet. Dann hätte ich ja zu meinem Nachtheile lange mein eigentliches Talent verkannt.

Der Mufti in Hamburg soll nicht eine bestimmte Person bezeichnen. Campe schrieb mir: Meyers Pamphlet sei par ordre du mufti geschrieben worden. Das ist in Deutschland eine sprichwörtliche Redensart, und heißt nichts anders, als auf höhere unbekannte Anregung. Der reiche Kaufmann, der im Gelehrtenverein für mich das Wort geführt, wird wohl der Weinhändler Hinkel sein. Der zeigte sich mir immer zugethan, und ich kenne auch sonst keinen reichen Kaufmann der Mitglied des Vereins wäre. Aus meinem vorigen Briefe werden Sie ersehen haben, daß ich gleichzeitig mit Ihnen, auf den Gedanken gekommen, für meine Briefe mich einer andern Adresse zu bedienen. Und

in diesem Falle würde ich mich natürlich auch Conrad's Schrift bedienen. Das wäre also nur für den Fall der Noth, wenn ich Ihnen wirklich ein Geheimniß mitzutheilen hätte, oder befürchten müßte, daß man einen Brief unterschlägt. In gewöhnlichen Fällen wäre es ganz überflüssig. Denn wenn auch wirklich die Briefe geöffnet würden, sobald man sie nur nicht zurückbehält, was läge daran? — Steht denn unter meinem neuen Bilde ein fac simile und welches? Ich hatte ihm geschrieben: „Und Gott sprach es werde Licht", dazu sollte er mir den Moniteur vom 26. Juli in die Hand geben. Ist das geschehen? —

Heine ist ein Narr mit seinem Rembrandt. Rembrandtisches hat er nun gerade am wenigsten. Sein Aeußeres, wie sein Inneres, seine Natur und seine Kunst, sind ganz pastellfarbig — blumenstaubig — es mit verdientem Lobe auszusprechen. Weder Oehl noch Finsterniß in ihm.

Samstag, den 10. Dezember.

.... Ich werde bald und plötzlich schließen, ich sage es Ihnen vorher. Von der Revue Germanique, von welcher Sie ein Heft worin Uebersezungen aus meinen Schriften enthalten, in Baden gelesen, habe ich ein anderes Heft mit fernern Auszügen erhalten. Es sind von meinen Pariser Skizzen darin mitgetheilt. Alles ganz vortrefflich übersezt. Ich hätte nie gedacht, daß man das im Französischen so treu wiedergeben könnte. Wenn einmal Jemand von hier nach Frankfurt reist, werde ich ihm beide Hefte für Sie mitgeben. — Campe hat vor einigen Tagen an Heine geschrieben, es wären unterdessen wieder fünf bis sechs neue Artikel gegen mich in Hamburg erschienen. Hätte ich sie nur schon! Adieu, theure Galgenhälfte.

Donnerstag, den 15. Dezember.

Heute bin ich gar nicht mit Ihnen zufrieden. Es war ein Brieftag und Sie haben ihn versäumt. Ich hoffe, daß es morgen besser geht. Meine Frei-

Exemplare habe ich immer noch nicht erhalten, und Sie die Ihrigen vielleicht auch nicht. Es ist ganz infam von Campe. Heine war eben bei mir, nachdem er heute die Briefe gelesen. Er ist ganz außer sich vor Entzücken. Er sagt, es wäre besser als alles was ich früher geschrieben und der Styl wäre unvergleichlich. Daß ich ihn einigemale so sehr gelobt, mag freilich sein Urtheil etwas exaltirt haben. Heine ist zugleich der eitelste und der feigste Mensch von der Welt. Meine Briefe werden auf seine künftige politische Schriftstellerei einen sehr schädlichen Einfluß haben. Furchtsam wie er ist, wird er künftig nicht den Muth haben, selbst mit seiner frühern gemäßigtern Kraft zu schreiben. Das sagt er selbst, nicht in meiner Gegenwart, aber es wurde mir wieder erzählt, und daß er dabei über meinen Uebermuth sich sehr tadelnd ausgelassen. Mit diesem Grunde seiner künftigen Mäßigung täuscht er Andere, vielleicht sich selbst. Der Hauptgrund ist die Eitelkeit. Sich weder die Kraft noch den Muth zutrauend, mit mir in Politik an Ta-

pferkeit zu wetteifern, wird er freiwillig unter sich selbst herabsinken, nur um sich von mir zu entfernen, und nicht mit mir verglichen werden zu können. Er gefällt mir alle Tage weniger, ob er mich zwar sehr hoch stellt, und sein Urtheil, als das eines Kenners, mir sehr schmeichelhaft sein muß. Er ist ein Lümpchen, hat keine, und hält auf keine Ehre. Die Parthei der Liberalen ist aber noch so schwach in Deutschland, daß nur die strengste Rechtlichkeit ihr Gewicht geben kann. Wie alle furchtsame Menschen, hat auch Heine ein Grauen vor dem Volke, und er kann sich gar nicht darin finden, wie ich dem Pöbel so zugethan sein, ihn so warm vertheidigen mag. Ich habe ihm erst heute gesagt: laßt uns unsern künftigen Herrn ehren.

.... Ich werde doch recht behalten, ob Sie mir zwar es absprechen, daß alles darauf angelegt ist, in Frankfurt Unruhen zu erregen, um einen Vorwand zu haben, es mit dem Mainzer Ueberfluß zu überschwemmen. — Ich will Sie darauf aufmerksam machen, daß wenn Sie die Frei-Exemplare

meines Buches erhalten, und sie an die bestimmten Personen herumschicken, Sie dem Träger anempfehlen, die Bücher in der Tasche, oder eingewickelt zu tragen, daß man auf der Straße den Titel nicht sehe. Unsere dumme spizbübische Polizei wäre wahrhaftig im Stande, den Leuten das verbotene Buch unter dem Arme wegzunehmen. Vorsicht kann nicht schaden. Denken Sie daran.

Eben erhalte ich Ihr schönes Quadrat von Brief. So ist es recht. Aber ich möchte auch einmal das fünfte Rad am Wagen sehen. Auf mehrere Punkte Ihres Briefes einzugehen, muß ich auf mein Nächstes verschieben. Ich erwarte Einen der mich zu Lelewel führen will. Das ist der berühmte Pole, einer der Hauptstifter der Revolution. Adieu.

Samstag, den 17. Dezember.

— — Gestern war, zum Erstenmale seit er meine Briefe gelesen, der tragische *** bei mir. Sie können sich vorstellen, daß der Poet, als beschränkter Kopf, als reicher Mann, Stock-Ministe-

rieller, als zitterndes Schaf vor meiner Wolfs-
kritik, das jeden Augenblick fürchtet verschlungen zu
werden, besonders aber als neidischer Schriftsteller,
mir im Herzen sehr feindlich gesinnt ist. Auch er-
fuhr ich es von Andern, mit welcher Wuth er ge-
gen meine Briefe loszieht. Doch mir gegenüber
zwang er sich zur Mäßigung, und brachte seinen
Tadel nur behutsam vor. Der Heine ist durchaus
nicht besser; er hat freilich mehr Geist, aber sein
Herz ist ganz so eng, ganz so dürre, ganz so ein-
geschrumpft und kleinlich selbstsüchtig als ***'s.
Von der öffentlichen Meinung, von ihrer Würde,
von der Art auf sie zu wirken, von der Weise wie
diese zurückwirkt, haben beide keine Vorstellung.
Einen Streit zwischen Welten möchten sie geführt
sehen, wie einen Prozeß um eine Erbschaft: pfiffig,
rabulistisch, schikanös, jesuitisch. Von einer Per-
sönlichkeit die sich aufopfert der allgemeinen Sache,
haben sie keine Vorstellung, und noch weniger
von einer Persönlichkeit die sich ganz vergißt und
gar nicht daran denkt, daß sie ein Opfer bringt.

Was ich gelobt, was ich getadelt, das leiten sie alle aus persönlichen Neigungen und Abneigungen ab, und dann rechten sie mit ihnen und verurtheilen meinen schlechten Geschmack. Daß ich den Saphir „als einen geistreichen Mann hingestellt“ (was ich doch übrigens weder gewollt noch gethan) können sie mir gar nicht verzeihen. Er, Heine, sei mit Witt-Döring umgegangen, es sei sein bester Freund, aber um keinen Preis würde er seinen Namen drucken lassen und verrathen, daß er ihn kenne. Heine ist ein geborner Aristokrat, ein geschworner Feind jedes öffentlichen Lebens. Er ist zu feige sich ihm auszusetzen, zu kränklich es zu ertragen. Ein Volk macht ihn seekrank, sein Sturm jagt ihm Todesangst ein. Er ist ein niedriger, verächtlicher Sklave, der an seinen eigenen Nerven gekettet liegt, Fesseln der wunderlichsten Art, die um so stärker binden, je schwächer sie sind. In einer Revolution könnte Heine einen Robespierre machen, einen halben Tag; den starken Mann der Freiheit keine Stunde. Was aber meinen *** betrifft, so mag

er sich die größte Mühe geben, es gelingt ihm nie mich zu langweilen und zu ärgern. Nach seiner Meinung hat Gott blos die Welt geschaffen, um ihm „Stoffe" zu Tragödien zu geben, und wenn er, blind und dumm, nichts sieht und nichts findet, nennt er Gott einen Stümper und seine Schöpfung eine Pfuscherei. Ich meine es ganz wörtlich, wie ich es gesagt; denn wer in Paris keinen Stoff findet, welches doch eine Welt ist, ja mehr als die Welt, weil dort in einem beschränkten Raume zusammengehäuft, was die weite Welt nur spärlich zerstreut darbietet — wo will er denn sonst noch welchen suchen?

Wegen des künftigen Druckes meiner Briefe bin ich in großer Verlegenheit. Ich gestehe es Ihnen, daß mir das viele Sorge macht, doch suche ich es mir so viel als möglich aus dem Kopf zu schlagen. Nachdem ich mich jezt überzeugt, welche ungeheure Wirkung diese Briefe machen, und ferner machen würden, liegt mir alles daran, daß sie erscheinen im Frühling. Wie aber dieses ausführen? Kein Buchhändler wird es wagen sie zu drucken.

Und jezt kömmt noch die Rücksicht des Geldes dazu. Ich will nicht zum zweitenmale mich prellen lassen. Auch ist mir Geld nöthig. Das was ich jezt habe reicht bis zu Ende Mai. Von dem was ich dann einnehme kann ich mich höchstens noch ein paar Monate weiter schleichen; dann aber bin ich auf dem Trocknen. Und was weiter anfangen, zumal wenn es wirklich bedenklich für mich wäre, nach Deutschland zu gehen, mich in die Höhle des beleidigten Tigers zu wagen? Der Druck auf eigene Kosten und Subscribenten-Sammlungen hat zwar Schwierigkeiten, die aber zu überwinden wären, und ich glaube auf guten Erfolg rechnen zu können. Es würden sich doch Leute finden, die eine Subscriptionsliste unterzeichneten. Die Liste dürfte aber nicht öffentlich aufgelegt werden, sondern müßte still von Hand zu Hand gehen. Einen sichern Druckort in Deutschland habe ich schon gefunden, den ich aber geheim halte, auch Ihnen selbst. Ich wünschte, daß Sie schon einen Theil der Abschriften fertig hätten, und dann die Gelegenheit eines Reisenden

benuzten, sie mir zu senden. Besonders die erstern Briefe von Nr. 1 bis 9, die wieder wie der Anfang im vorigen Winter, ohne Vorsaz der Bekanntmachung geschrieben, möchte ich bald haben, weil sie ganz umgearbeitet werden müssen.. Antworten Sie mir nach genauer Ueberlegung auf alle diese Punkte.

Ich freue mich sehr, daß der Dr. *** so entzückt ist von meinem Buche. Indessen, so oft ein Anderer mit Ihnen spricht, der auch entzückt ist, vergessen Sie nicht, daß dieses eine List sein kann, Sie zu Vertraulichkeiten zu verleiten und Ihnen Geheimnisse abzulocken, von denen man vielleicht glaubt, daß ich sie Ihnen mitgetheilt. Also Vorsicht, Treue, Verschwiegenheit, und denke daran, Schwester Judith, daß Gift und Dolch den Verräther unseres Bundes treffen! — — — Eben so vorsichtig seien Sie gegen jeden, der gegen meine Schriften loszieht, (wie wenn etwa der *** zu Ihnen käme) hören Sie alles ruhig an, antworten Sie zu nichts und lächeln Sie zu

allem. Ich hätte sehr gerne, Sie suchten einmal den Dr. Döring zu sprechen. Der wird wüthend sein! Lassen Sie sich aber nicht aus der Fassung bringen, was er auch sagen mag. Seien Sie ein Satan, ein Diplomat, und lächeln Sie zu allem.

Samstag, den 24. Dezember.

Campe hat mir auf den kurzen und groben Brief, den ich ihm neulich geschrieben, sehr freundschaftlich, ja zärtlich geantwortet. Sie können sich nichts lächerlicheres denken, und was er mir alle sagt mich zum zweitenmale zu prellen! Ein lieber nach dem Andern. Er rechnet mir her, was er aus *Liebe* zu mir alle schon gethan. „Die Differenzen die wir hatten sind beseitigt, und so steht mein lieber alter Liebling wieder an meiner Seite." So ein Buchhändler hat ganz eine besondere Seele. Er will mir weiß machen, der Prozeß, die Confiscation brächten ihm großen Schaden, und es ist gerade das Gegentheil, das alle gereicht zu seinem Vortheile. Auch leuchtet seine Zufriedenheit und

seine Freude über den großen Gewinn den er bei dem Buche gemacht, troz seiner Lügen aus jedem Worte hervor. Es gibt nichts komischeres, und beim Lesen des Briefes brach ich darüber zehnmal in das herzlichste Lachen aus, als die Ansicht die Campe von mir hat; und das ist immer bezeichnend, denn Campe stellt ein großes Publikum vor. Er meint, die schlechten Rezensionen, die über meine Briefe erschienen, müßten mich unglücklich gemacht, mich ganz niedergeschmettert haben. Damit erklärt und entschuldigt er auch die Härte, mit der ich ihm geschrieben. „Ich schiebe es auf den Unmuth „der Sie beschlichen haben möchte; Ihnen kam auf „einmal mehr vom lieben Vaterlande wie Sie er„warteten.“ Jezt spricht er mir Muth ein, erzählt von den neuen Anhängern die er mir verschafft, von den guten Rezensionen die er mir bestellt. Er arbeitet wie ein Satan, läuft mit tausend Füßen, schreibt mit tausend Händen. Der Komet, der Eremit, die Hebe, die Dorfzeitung, Gott weiß wer noch, werden ihr Contingent zu meiner Verthei-

digung schicken; auch Saphir. „Ueberhaupt werden „Sie sehen, ob ich Einfluß habe. Mein Gefühl „für Recht und Billigkeit zwingt mich mit aller „Macht thätig zu sein.“ (Sie! Schämen Sie sich. Thäten Sie das auch alle für Ihren alten Liebling?) „Von Frankfurt sind mir, von ***, zwei „infame Briefe gegen Sie und mich gesandt; diese „sollen von Ihren Freunden sein! Herrn *** habe „ich aber als miserabeln Kerl kennen lernen, „und gab ich ihm das zu verstehen, daher traue „ich ihm zu, daß er einigen Antheil daran hat. „.... Mein Verdruß ist überstanden, denn ich „stehe nicht mehr allein. Ich muß mich vertheidi„gen, und das soll als Mann geschehen.“ Der edle Campe! Das alle thut er für seinen Liebling!

Die Revue germanique und die Briefe eines Verstorbenen schicke ich Ihnen, sobald sich eine Gelegenheit darbietet. Die Gemälde-Sammlungen von welchen Sie wünschen, sie möchten mir Stoff zu schönen Betrachtungen geben, sind nicht so leicht zu sehen, werden nicht oft und lange genug geöff-

net, und hat man daher, besonders im Winter, wo die Säle nicht geheizt sind, nicht Zeit genug, sie mit gehöriger Aufmerksamkeit zu betrachten. Das ist eine Sommerarbeit. Uebrigens wäre mir lieb wenn Sie mich darauf aufmerksam machten, welchen Stoff ich noch benuzen könnte, meinen Briefen mehr Abwechslung zu geben. —

X. ist der unglücklichste Mensch unter der Sonne. Ich würde ihn tief verachten, wenn ich je einen Menschen verachtet hätte. Aber ein verächtlicher Mensch ist mir wie todt und meiner Abneigung ganz entzogen.

Ob ich dem *** antworten werde, weiß ich nicht, auf jeden Fall thue ich es spät, nachdem ich meiner Ueberlegung Zeit gelassen, das Recht und den Grund meiner Leidenschaftlichkeit zu untersuchen; auf keinen Fall thue ich es, ehe Sie mir geantwortet.

.... Das wird mich vielleicht stören, und darum mein nächster Brief vielleicht länger ausbleiben oder kürzer werden als gewöhnlich. Es ver-

steht sich von selbst, daß wenn ich etwas Eilendes zu berichten, oder auf etwas Dringendes Ihnen zu antworten hätte, ich auf der Stelle schriebe, wie Sie es selbst für solchen Fall mir auch zugesagt. Noch andere Beschäftigungen werden bis nach Neujahr meiner Correspondenz Schaden thun. Erstens habe ich dem Campe einen langen und überlegten Brief zu schreiben, worin ich mich bemühen werde, dem Herrn zu zeigen, daß ich so gescheit bin als ein Buchhändler, und daß ich vielleicht durch meine Aufrichtigkeit leichter zum Zwecke komme, als er durch seine Lügen. Dann habe ich schon Billets zu drei Theater-Abenden, die nahe auf einander folgen. Morgen tritt die Mars, nachdem sie ein ganzes Jahr wegen Krankheit nicht spielen konnte, zum erstenmale wieder im Theater Français auf. Uebermorgen gehe ich zu Franconi, wo ein neues Mord-Schauspiel les Polonais aufgeführt wird. Gleich darauf an einem noch unbestimmten Abend, ist ein schönes Conzert im Italienischen Theater, wo die besten Sänger

und Sängerinnen auftreten, und der Violinspieler Berriot sich hören läßt. Der leztere ist der niederträchtige, abscheuliche, heillose, vermaledeite Bösewicht, der meiner Malibran ihre schöne Stimme geraubt, und ich gehe blos in das Conzert den Elenden auszupfeifen, ob er zwar herrlich spielen soll; man nennt ihn den französischen Paganini.

Gestern war ich zum erstenmale bei ***, seit sie meine Pariser Briefe gelesen. Nun muß ich Ihnen sagen, daß ***, der Herr vom Hause, der absoluteste Ministerielle ist, den es gibt, und von dem ausschweifendsten juste milieu. Sie können sich denken, daß ein solcher Mann meinen Grundsätzen auf's feindlichste gegenüber steht. Indessen ist er gescheit, und klar und gerecht genug, die Ehrlichkeit meiner Gesinnung zu erkennen. In den Briefen aber, das fühlte ich, hatte ich ihn zu tief verlezt.. Als ich nun hinkam, war ich auf einen Sturm gefaßt und ich hatte mir fest vorgenommen, jede unbescheidene Aeußerung mit Ernst zurückzuweisen. *** war aber nicht zu Hause, und die

Weiber waren ganz entzückt über meine Briefe. Und ich glaube es ist nicht Verstellung. Da wurden nun alle meine Wize hergezählt, Friedens-Spässe, an welche in dem Kriege den das Buch erregt hat, noch keiner gedacht, weder einer meiner Gegner, noch ich selbst. Mein Frisiren à la Franz Moor, meine Tanzpas rc. Der Dr. K. kam dazu, der war noch entzückter. Er sagte, spät Nachts im Bette läse er mich noch, und da müsse er in stiller Nacht so oft laut auflachen, daß gespenstischer Schauer über ihn komme. Der rühmt meine Blutigelgeschichte und eine Menge anderer Spässe. Er macht dem Talleyrand den Hof, und diesem hat er auf der Stelle meine Charakteristik seiner Person nach London geschickt. Wenn Talleyrand liest, daß ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, wird er glauben, ich sei ein Schriftsteller aus der romantischen Schule.

Dienstag, den 27. Dezember.

Ich erhalte Ihren Brief und beantworte ihn gegen die Regel heute noch, weil ich morgen mit

der Schilderung der Mars, die ich heute sehe, beschäftigt sein werde. —

Ich habe Dekrete über meine Pension, aber Gott weiß, wo sie liegen. Nicht allein auf dem städtischen Archiv, sondern auch in der Bundestag-Kanzlei, könnten die Aktenstücke nachgesehen werden; denn nicht durch Senatsbeschluß, sondern durch Entscheidung einer dazu angeordneten Bundestag-Kommission habe ich die Pension erhalten. Uebrigens glaube ich selbst, daß man sie mir wieder ausbezahlen wird. Der feige Senat hatte keine andere Absicht, als der Diplomatik seinen guten Willen zu zeigen; jezt da diese erreicht, wird er sich durch die öffentliche Meinung gern zwingen lassen, von seinem Vorhaben zurückzukommen. Ich dachte es mir gleich. Eine solche Ungerechtigkeit liegt eigentlich nicht in ihrem Charakter. Es sind doch mehr Philister als böse Menschen.

Der Artikel aus der Neckarzeitung war mir willkommen, ich hatte ihn noch nicht gesehen. Meine Abende bringe ich größtentheils zu Hause

zu. Paris ist ein einziger Ort! Aber wahrhaftig, ich scherze diesesmal nicht. In Deutschland hatte ich keine Geduld zu Hause. Das Gefühl des Zwanges, des Gefangenseins trieb mich hinaus. Sie verstehen mich. Die Briefe eines Verstorbenen im Morgenblatte, werde ich zu lesen bekommen. — Heine's Charakter als Mensch und Dichter sehr bezeichnend ist die Bemerkung die er mir gemacht: daß er den Muth bewundere, mit welchem ich meine Blutigelgeschichte in Dormans erzählt. (Die ihm übrigens sehr gefallen.) Er hätte es nie gewagt, sich so der Gefahr, lächerlich zu werden, auszusezen. Wie ich von der Taglioni gesprochen, gefällt ihm und allen schönen Geistern hier ganz besonders. „Sie umgaukelte sich selbst und war zugleich Blume und Schmetterling" — das wäre einzig!

Dienstag, den 3. Januar 1832.

So traurig fing noch in meinem Leben kein neues Jahr für mich an! Heute sind es acht Tage, daß ich keinen Brief von Ihnen erhalten. Und

heute wieder keinen, wurde wieder meine Hoffnung schmerzlich getäuscht.. Was soll ich davon denken, was kann vorgefallen sein? Es ist nicht möglich, daß Sie freiwillig so lange geschwiegen. Wie wird sich das aufklären? Ich wollte diesen Brief schon Sonntag wegschicken, da ich aber keinen von Ihnen erhielt, schob ich es auf bis heute. Mein Brief ist kurz und langweilig. Sie werden Nachsicht mit mir haben. O, ich bin betrübt, ich kann nicht sagen wie .... Hallelujah! Da ist der Brief. Hätte ich nur noch eine Viertelstunde gewartet, und Ihnen mein Klagelied erspart. Ich bin ein schwacher Mensch, das ist wahr. Aber acht Tage ist zu lang. „Was zu arg ist, ist zu arg", wie mein Eduard sagt. Heute bekommen Sie nur eine Seite. Ich habe Ihnen das vorhergesagt. Aber erheben Sie sich nicht über mich; diese eine Seite beträgt so viel als Ihre fünf.

Von Heine schreiben Sie jedes Wort ab. Ich sage Ihnen später die Ursache. Adieu Ungeheuer! Was haben Sie mich seit drei Tagen gequält!

Bald schreibe ich wieder und mehr. Ich habe Stoff zu hundert Bogen. Ich kann es gar nicht alle benuzen. Auf die einzelnen Punkte Ihres Briefes komme ich zurück. — Hurrah!

Mittwoch, den 4. Januar.

Zuerst will ich Sie noch einmal um Verzeihung bitten, daß ich in meinem lezten Brief so unglücklich gewesen. — Von meinen Geldsorgen machen Sie sich eine zu ängstliche Vorstellung; das greift mich nicht mehr an, als das Addiren und Dividiren. Mein Herz hat nichts dabei zu thun. Aber ich müßte ja sehr leichtsinnig sein, wenn ich gar nicht daran denken sollte. Bis Mai ist mein ganzer außerordentlicher Schaz, von dem ich seit vier Jahren geschwelgt, aufgezehrt, und dann bin ich auf die Lumperei eines gewöhnlichen deutschen Gelehrten zurückgebracht und kann keinen Wind mehr machen. Ich habe es mir fest vorgenommen und werde mit dem unbiegsamsten Eigensinn darauf bestehen, mich weder von Campe noch von einem andern Buch-

händler noch einmal prellen zu lassen. Campe hat von den Briefen gewiß drei tausend Exemplare verkauft, vielleicht mehr. Jezt berechnen Sie seinen Gewinn. Da Sie nun meinen, daß ich keine Subscribenten finden würde, bin ich fest entschlossen die neuen Briefe lieber irgend einem jungen braven Buchhändler, dem ich damit aufhelfen kann, zu schenken, als mich übervortheilen zu lassen. Ich habe eine grenzenlose Wuth gegen den Campe, weil er die Frei=Exemplare nicht geschickt. Ich werde ihm auch auf seinen lezten Brief gar nicht antworten; das ist die einzige Art ihn möglicher Weise noch kirre zu machen. Ihrer Verzweiflung wegen des Tagebuchs muß ich Sie also überlassen, denn ich schreibe dem Campe nicht mehr.

Montag, den 9. Januar.

— Mit meiner Gesundheit geht es sehr gut. Ich war einmal unwohl, mein Befinden ward aber darauf besser als es lange nicht gewesen.

Ich will Sie auf etwas aufmerksam machen.

Von der Tyrannei der deutschen Regierungen, von ihrem durch den bisherigen Sieg der Freiheit gereizten Hasse, hat man nirgends eine gehörige Vorstellung. Sie haben keine Vorstellung was sie in ihrer Wuth zu thun fähig sind. Nun gibt es unter den jungen Leuten in Deutschland, vielleicht auch unter den Deutschen in Paris, geheime Verbindungen, die einen politischen Zweck haben. Sie wissen, daß ich meinen Grundsäzen gemäß nie an solchen Theil genommen. Indessen stehe ich doch mit diesen und jenen in Bekanntschaft. Es könnte später einmal eine Verschwörung ausbrechen, einer meiner Bekannten könnte da in Untersuchung kommen, und man würde dann einen sehr willkommenen Verdacht auch auf mich werfen. Man würde meine vertraute Correspondenz, um Geheimnisse zu finden, selbst bei Ihnen in Beschlag nehmen. Darum sehen Sie sich vor. Sobald Sie einen Theil meiner Briefe abgeschrieben haben, geben Sie sie einem Menschen dem Sie vertrauen können versiegelt in Verwahrung, und das thun Sie nach und

nach mit allen. Das müssen Sie aber gegen Jedermann ohne Ausnahme, streng geheim halten. Ich wünschte, daß bis Ende März alles abgeschrieben sei. Und wenn unter dieser Zeit eine sichere Gelegenheit nach Paris sich findet, wäre es gut, wenn Sie das schon Abgeschriebene gleich schickten. Ich werde mich, so lange ich in Paris bin, keineswegs mit Ordnen und Verbessern der Briefe beschäftigen, sondern dieses bis zum Frühling aufsparen. Adieu Galgenschwester. Wer von uns wird zuerst die Leiter hinauf steigen? Sollten wir das nicht schon jezt unter uns ausmachen?

Freitag, den 13. Januar.

.... Aber guter Gott, warum ängstigen Sie sich denn so ganz ohne Noth um meine Gesundheit? Ich schwöre Ihnen, daß ich wohler bin als seit langer Zeit, und viel wohler als verflossenen Sommer, wo Sie mich doch unter Ihren Augen gehabt. Ich bin in diesem ganzen Winter nie länger als zwei Tage wegen Uebelbefinden zu Hause geblieben.

Und selbst dabei war das Uebelbefinden mehr Vorwand, und meine Faulheit der eigentliche Grund. Dr. S. hat mir gerathen, meine tägliche Bewegung nie auszusezen, und seit ich das befolge, befinde ich mich auch besser. Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, daß ich nicht ausgehen kann? Spreche ich denn nicht fast in jedem Briefe von Dingen, die ich nur außer dem Hause bemerkt haben kann, wie Theater, und dergleichen? Und daß Sie immer Angst haben, ich möchte zu viel arbeiten! Ich thue gar nichts als Briefe an Sie schreiben; denn Zeitungen und Komödien lesen, werden Sie doch nicht arbeiten nennen. Die ganze Woche durch sind es höchstens sechs Stunden, daß mich das Briefschreiben beschäftigt, so daß auf jeden Tag kaum eine Stunde kömmt. Kann man davon krank werden? Wollen Sie sich denn Ihre Aengstlichkeit niemals abgewöhnen? Ach mein Gott! Ich sehe den Splitter in Ihrem Auge, aber nicht den Balken in meinem. Als neulich einmal einer Ihrer Briefe zu lange ausblieb, redete ich mir ein Sie hätten sich so ge-

ärgert über ***'s Brief an mich, daß Sie krank geworden. Ich bin eigentlich so ängstlich als Sie. Aber der große Unterschied ist zwischen uns, daß ich nur Einen liebe, Sie aber alle Welt lieben, und darum immer fort eine Welt von Besorgnissen haben. — Schreiben Sie mir alles ab; das wegen Campe, wegen Heine. Vielleicht zerfalle ich einmal mit diesen Herrn, und dann ist immer gut, ein kleines Zeughaus vorgerüstet zu haben.

Dienstag, den 17. Januar.

Gestern habe ich bei Eichthal gegessen. Felix Mendelssohn war auch da. Er ist ein sehr liebenswürdiger junger Mensch. Er soll einen äußerst ernsten Charakter in seiner Musik haben, und ihn auch von Andern fordern. Sie ist ihm eine heilige Sache. —

..... Weil wir von Narren sprechen, muß ich Ihnen noch folgendes erzählen. Neulich sagte ich zufällig dem ***: „hören Sie, der Robert muß verrückt geworden sein!“ Ich dachte nämlich an

das dumme Zeug, das er gegen mich geschrieben. Worauf er mir ins Wort fiel: „nein, er nicht, das ist ***." Und da erfuhr ich denn, daß ***, ein Bankier in ..., den ich kannte, und der ein wiziger, höchst jovialer Mensch ist, wirklich den Verstand verloren. Er war ein Haupt-Theilnehmer des polnischen Anleihens, und hat durch die polnische Revolution großen Verlust erlitten! Welch eine Welt der Thorheit und des Jammers, weil keiner unvermeidliche Uebel, weder zu mildern noch zu ertragen weiß! Neulich kam Jemand zu *** und fand die ganze Familie, Vater, Mutter und Kinder in Thränen schwimmen, wegen des Betragens des Simonisten ***. Und doch hätten diese Leute alles erträglicher machen können, (und das habe ich dem Alten schon deutlich zu verstehen gegeben) wenn sie, statt den Glauben ihres Sohnes zu verspotten, die Sectenhäupter als Spizbuben zu schelten, und so ihm in allem wehe zu thun, ihn besser gelenkt, das Gute in der Lehre anerkannt, und nur das Ausschweifende verdammt hätten. Das

bischen Freiheit, das der Staats-Absolutismus den Menschen läßt, zerstören sie sich durch häuslichen Absolutismus.

Mittwoch, den 18. Januar.

Schon wieder ein Brief! Ist denn das schicklich für ein Frauenzimmer so zudringlich zu sein? Aber nicht wahr, ich weiß wie man die widerspänstigen Damen kirre macht? Mit hundert Briefen müssen Sie das Versäumniß des Einen am Neujahrstage abbüßen. Ach! ich weine noch wenn ich daran denke. Hi, hi, hi! — Den Tabak durch K... habe ich erhalten. Wie komisch! Gestern erzählte mir Einer, einige Polen wären auf dem Postwagen mit einem Frankfurter Kaufmann gereist, der kenne mich, und habe mir etwas zu bringen und ich wäre ein Misanthrop. Das war dieser K... Wo zum Teufel hat er das Wort Misanthrop her? Heißt eine Art Tücher so? Das ist sein Handel. — Sagen Sie dem Reinganum, daß ich die Vollmacht noch nicht bekommen, das ist hier alle mit vielen Umständen verknüpft. Sobald ich

sie erhalte, schreibe ich ihm. Ich war gleich anfänglich Ihrer Meinung, daß man in Frankfurt nur gerichtlich gezwungen sein will mir meine Pension zu bezahlen. Aber ist es nicht um so erbärmlicher, ohne Macht eine Ungerechtigkeit durchzusezen, ja selbst ohne Vorsaz es zu thun, blos den Schein der Tyrannei annehmen, um den Tyrannen Frankfurts zu schmeicheln? Ich danke Gott, daß ich in Frankfurt als Jude geboren, sonst würde ich mich schämen, dort geboren zu sein.

Es ist zum Todtlachen mit dem Campe! Er schreibt dem Buchhändler seinem Neffen hierher: er hätte den größten Schaden mit den Briefen, er verkaufe keine, sie würden ihm alle zurückgeschickt. Das soll ich nun erfahren und zahm werden. Die Wahrheit ist, wie ich neulich aus Berlin gelesen, daß nicht allein die ganze Auflage vergriffen ist, sondern daß er auch in Sachsen heimlich eine zweite Auflage hat drucken lassen, die er auch schon verkauft.

Donnerstag, den 19. Januar.

Ich habe eben erst einen Brief auf die Post geschickt und fange gleich einen neuen an. Lesen Sie diesen als die Fortsezung. Campe schrieb auch seinem Neffen hierher, er wünsche die neuen Pariser Briefe auch zu drucken, aber gar nicht des Vortheils wegen, denn er habe Schaden dabei; sondern nur aus Troz, um zu zeigen, daß er sich von der guten Sache nicht abschrecken lasse. Das alle erfahre ich von einem Dritten, dem es der hiesige Campe mittheilt; denn ich selbst bin so maliciös, daß ich gar nicht mehr in den Buchladen des Campe komme, welches sonst täglich geschah, damit er nicht Gelegenheit finde, mir die Lügen seines Onkels aufzubinden. Ich werde nun dabei bleiben dem Campe gar nicht zu schreiben, und den Erfolg abwarten. Meine Frei-Exemplare sind immer noch nicht angekommen. — Ich mußte lachen, daß Sie Bedenken tragen, Dinge die ich vom König von Baiern gesagt und deren ich mich übrigens nicht mehr erinnere, abzuschreiben. Ich habe noch ganz andere

Sachen in meinem Magazin. Was verliere ich dabei? Höher als an den Mond kann man meinen Galgen doch nicht bauen.

In der deutschen Tribüne (Nr. 16 v. 19. Januar), steht ein guter Artikel „über Börne's Briefe und deren Aufnahme in Deutschland.“ Vielleicht können Sie sich das Blatt verschaffen.

Samstag, den 28. Januar.

Zuerst vom Wichtigsten. Wie können Sie daran zweifeln, daß ich noch immer mit der größten Pünktlichkeit Morgens und Abends die Strümpfe wechsle? Wäre ich auch niederträchtig genug dieses zu versäumen, würde Conrad meine Pflichtvergessenheit nicht dulden. Mir die Strümpfe anziehen ist seine Lebensfreude, das Meisterstück seiner Kunst. Nichts gleicht seinem Glücke, wenn es ihm gelungen, die lezte Falte aus dem Strumpfe zu verbannen, und ihn am Fuße so glatt anzulegen, daß zwischen Haut und Strumpf kein Floh durch-

kriechen kann. Mögen auch die Zehen darüber krachen, das kümmert ihn nicht. Glatt muß alles sein, mag die Welt darüber untergehen. Aber auch wo ich frei und unabhängig bin, vernachlässige ich die Regeln der Reinlichkeit nicht. Wäre ich nicht glücklicher Weise ein Philosoph, dem keine Reue nahen darf, so würde es mir den größten Verdruß machen, daß ich früher durch eigene Schuld einen Theil meiner Zähne schon verloren habe. Auch habe ich diesen Winter noch keine Zahnschmerzen gehabt. Aber dieses verdanke ich nicht blos der Reinlichkeit, sondern dem Verfahren Oertels, das ich befolge. Seit vielen Jahren hatte ich noch jeden Winter Zahnschmerzen, und war oft genöthigt mir einen Zahn ausreißen zu lassen. Auch diesen Winter hatte ich schon vier- bis sechsmal leichte Anfälle von Zahnweh, die aber nie sehr heftig geworden sind. Sobald ich sie spürte, nahm ich einen Schwamm voll eiskalten Wassers, wusch mir das Gesicht und hinter den Ohren, und nach fünf Minuten waren die Zahnschmerzen wie weggezaubert. Ich wollte,

daß ich den Muth hätte Oertels kalte Wasserkur allgemein anzuwenden, es würde mir gewiß gut thun. Fragen Sie in Frankfurt einen Arzt, ob man bei Zahnschmerzen sich des kalten Wassers bedienen soll, wird er laut aufschreien. Und doch habe ich selbst schon mehreremal dessen Heilsamkeit erprobt. Die Anwendung des kalten Wassers in der Cholera hat sich überall heilsam gezeigt. Wie triumphirt aber auch Oertel! Er hat zwei Broschüren herausgegeben; die eine heißt: Victoria, Kaltwasser hat die Cholera besiegt; die andere: Medicinische Böcke. Von Aerzten, welche sich für infaillible Herrn über Leben und Tod halten, in der Cholera geschossen. XXXX — weniger I. Bocksdorf und Schußbach, Verleger Simon Treffer und Compagnie. Auf dem Titelblatte steht ein großer Bock und auf beiden Seiten zwei Jäger, welche nach ihm schießen. Jezt werden nun die Böcke aufgezählt: erster Bock, zweiter Bock, bis 39 Bock. Hätte der Mann so viel Wiz als gesunden

Menschenverstand, die Satire wäre köstlich geworden. Aber an Wiz fehlt es freilich.

Es ist im Ernste nicht recht von Ihnen, daß Sie mir die alte Narrheit mit Ihrem Hierherkommen von neuem in den Kopf sezen. Sie thun es doch nicht. Ich bin schon glücklich genug wenn Sie mir die Zusicherung geben, im nächsten Frühlinge mit mir zusammenzukommen, wo es auch sei. Ohne Sie könnte ich doch die Briefe nicht ordnen, ich würde dumme Streiche machen. Wenn es wirklich für mich Gefahr haben sollte nach Deutschland zu kommen, so könnten wir ja in Basel zusammentreffen, wohin man von Frankfurt mit dem Eilwagen sehr bequem in 48 Stunden reist, und von dort könnten wir uns einen hübschen Sommeraufenthalt in der Schweiz suchen. Wären Sie denn im Stande mit *** und seiner Frau nach Paris zu kommen? Es wäre himmlisch; aber einer Philisterin, wie Sie, traue ich so etwas nimmer zu. — Ich möchte wissen, wenn Sie eigentlich meine Briefe bekommen, am vierten oder am fünften Tage,

Morgens oder Abends, um wie viel Uhr? Ich erhalte die Ihrigen erst am sechsten Tage, Mittags zwölf Uhr. — Wenn Ihnen das Ausschreiben der Sachen von Heine Umstände macht, unterlassen Sie es. Sollte ich es, was nicht wahrscheinlich, gebrauchen wollen, kann ich es ja immer später aus den Originalbriefen entnehmen. Aber das von Pittschaft, Robert und dergleichen, was noch folgen könnte, schreiben Sie ja ab. Ihre Bemerkungen darüber, die ich erwartet, sind zwar ganz richtig, aber ich werde mein Verfahren in meinen nächsten Briefen vertheidigen. Die Namen müssen Sie alle ausschreiben. Da wo ich sie weglassen und Sternchen setzen will, kann ich sie ja wieder ausstreichen. — Bitten Sie doch den S. oder sonst Einen der sich dazu paßt, einmal wenn er durch die Judengasse geht, mein elterliches Haus aufzusuchen. Es liegt, wenn man von der Bornheimer Straße kömmt, auf der linken Seite, ohngefähr in der Mitte der Straße und hat Nr. 118. Das Haus hat zwei große Thüren, die durch einen breiten

Pfosten getrennt werden. Wenn man in die erste Thüre (von der Bornheimer Straße kommend) eintritt, ist rechts am Pfosten die Jahreszahl 1791 eingehauen, in jenem Jahre von mir oder einem meiner Brüder. Ich möchte wissen, ob die Inschrift noch leserlich, und ob auch ein Monattag dabei steht? Daran knüpft sich eine Jugenderinnerung, von der ich vielleicht öffentlich sprechen werde. Darum möchte ich die Sache wissen. — Wenn Sie Gelegenheit haben, schicken Sie mir Schnupftabak, aber nur ein viertel Pfund. Daran habe ich lange. Eben der Gesundheit wegen möchte ich ihn haben, der hiesige ist weniger gesund. Uebrigens spüre ich keinen Schaden davon. Wie freue ich mich auf ***'s, besonders wenn sie mir etwas Schönes mitbringen. Eine große Puppe sollen sie mir mitbringen, die schön sprechen und schreiben kann, aber viele orthographische Fehler macht. Ein schlechter Maler ist hier, der die ausgezeichneten Polen zeichnet und lithographirt und gelegentlich auch mich. Ein Maul hat er mir gemacht sieben

Ellen breit, und ich sehe aus wie der leibhaftige Mephistopheles. Nein, so ein Teufelsgesicht ist mir noch gar nicht vorgekommen. Sie hätten Ihre Freude daran.

Samstag, den 4. Februar.

Gestern Abend, wo ich diesen Brief fortsezen wollte, bin ich durch Polenbesuch gestört worden. Doch wenn Ihr Brief, den ich erwarte, etwas Dringendes enthält, werde ich wohl noch Zeit haben das zu beantworten. — Der * * * ließ mir vor einigen Tagen sagen, er reise nach Frankfurt zurück, und wenn ich etwas zu besorgen hätte, möchte ich es ihm schicken. Nun brachte ich ihm gestern ein Paketchen für Sie, fand ihn aber nicht zu Hause. Das Paketchen enthält den Cormenin, zwei Hefte der Revue Germanique, und zwei Bände Lafontaine's Fabeln, die ich früher schon besaß. Sie verlangten auch die Briefe eines Verstorbenen; aber das Paket wäre zu groß geworden. Unter den Papieren worin die Bücher eingewickelt, befinden sich zwei Blätter des Entreacte, wo zwei

mit Rothstift angestrichene Artikel ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehle. Von dem einen überschrieben.... brauchen Sie nicht mit mir zu sprechen. Doch um mir auf eine feine Art zu verstehen zu geben, daß Sie den Artikel gelesen, können Sie mir schreiben, Sie hätten ihn nicht gelesen. Sobald Sie es nicht gelesen, theilen Sie es der P... mit, die sich für ihre alte gute Freundin Marie Louise wohl noch interessiren wird. Von dem zweiten Artikel une histoire dürfen Sie mit mir sprechen. — Eben kömmt ihr dreibeiniger Brief hergehinkt. Ich antworte darauf. Erstens sind Sie dumm. Sie berechnen gar nicht, daß zwischen jeder Beantwortung Ihrer Briefe vierzehn Tage verfließen, daß sich immer mein Brief auf Ihren vorlezten bezieht, und jezt klagen Sie, wie heute, daß ich nicht auf alle Punkte Ihrer Briefe antworte. Konnten Sie denn als Sie Ihren heutigen Brief schrieben, schon Antwort haben auf Ihre Frage wegen der Art des Abschreibens? — Alles schreiben Sie ab, jedes Wort über Robert

und Pittschaft. Sie fürchten diese Herrn möchten über Sie herfallen? Nun, Gott sei Dank, daß Sie wieder ein Lebenszeichen von sich geben. Ich dachte Sie wären gestorben, weil Sie sich seit so lange nicht gefürchtet. Wie? Sie können ernstlich fürchten, der Robert würde über Sie herfallen, oder der Pittschaft? Glauben Sie mir, sie lassen mich künftig in Ruhe. Und was vermöchten sie? Die Leidenschaft die bessere Menschen erhebt, bringt die Gemeinen gar herunter. Das Bischen Verstand das meine Gegner noch hatten, wird ihnen die Leidenschaft vollends rauben. —

Ueber die Wiener Gedichte schreibe ich noch. Nachdem ich sie flüchtig gelesen, mußte ich sie wieder abgeben, und habe sie seit wenigen Tagen zurückbekommen. Gegenwärtig bin ich noch mit dem Häringsalat beschäftigt. Das strengt mich nicht an; ich schreibe ja nicht zwei Briefe zu gleicher Zeit, mit beiden Händen und zwei Federn, sondern abwechselnd, und die Mühe wird dadurch nicht größer. — Noch einmal, schreiben Sie alles ab.

Donnerstag, den 9. Februar.

Heute Mittag bekomme ich Ihren Brief. Es geht mir immer damit wie mit dem Essen. Vor dem Essen bin ich hungrig, nach dem Essen bin ich satt, und zu beiden Zeiten habe ich keine Lust zu arbeiten. So habe ich auch an dem Tage wo ich Ihren Brief erhalte, am wenigsten Lust zu schreiben. Ich wollte der Teufel hätte mich geholt, ehe ich mich in Sie verliebt hätte; aber es geschieht mir nicht wieder. —

Vielleicht kömmt bald ein gewisser *** zu Ihnen, ein guter Bekannter, der von hier nach Deutschland reist und dem ich Ihre Adresse gegeben. Er war früher in .., hat sich mit einigem Gelde aus dem Geschäfte gezogen, und lebt seitdem in Paris. Er ist ein wüthender Jakobiner, spielt in der revolutionären Welt eine Rolle, glaubt aber eine große zu spielen. Seine Gegner nennen ihn hier aus Spott: die provisorische Regierung von Deutschland. Er ist ein leidenschaftlicher Mensch, in der Leidenschaft roh, in der Ruhe ohne Bildung.

Doch meint er es aufrichtig mit der guten Sache. Ihre und meine Gesinnungen brauchen Sie ihm nicht zu verhehlen. Aber wenn Sie Geheimnisse besizen, eigene oder meine, die theilen Sie ihm nicht mit. Auf mich hält er viel als treuen Bruder Jakobiner. Den Heine schlägt er gewiß noch einmal todt. Reden Sie vorher mit keinem von seiner Ankunft, auch, kömmt er an, nicht von seiner Anwesenheit. Ich begreife nicht, wie er es wagt nach Deutschland zu reisen, denn er hat einen gefährlichern Namen als er verdient. — Ihr Brief bleibt lange! Mich hungert sehr. — Da ist er! Und ob ich zwar wenig Zeit mehr habe, und Sie wollen, daß ich erst den folgenden Tag antworten soll, weiß ich als schlauer Diener doch, wo man seinem Herrn gehorchen soll oder nicht. Ich schicke heute den Brief ab. Was zu beantworten übrig bleibt, hat im nächsten auch noch Zeit. Es ist ja nicht so dringend. Sie halten sich an das Schreibmuster, und lassen Sie mich ungeschoren. — Der Herr von *** verläßt mich eben, und hat

mich lange gestört. Er kömmt zuweilen mich aus-zuspioniren. Er hält sich für gewaltig schlau. Aber ich schicke ihn heim.

.... Die ***. Ihr Herz? Ihr Geist? „Ja, da sizen sie und haben Hütchen auf!" Es kann sein daß sie eine gute Frau ist, aber Gemüth hat sie nicht; Geist noch weniger; Bildung noch weniger. Sie hat viel gelesen, viel Kunstwerke beschaut, hat aber jene geistige Auszehrung welche alles Lernen und Erfahren vergebens macht, weil die Verdauungskraft fehlt, und alles nur durchgeht. Das Talent, was selbst gewöhnliche Frauenzimmer haben, einen Mann, eine Gesellschaft geistig anzuregen, zum Wiz, zur Fröhlichkeit zu ermuntern, hat sie nicht im geringsten. Sie trocknet ihre ganze Umgebung aus .... Mit dummen bürgerlichen Personen bin ich häufig umgegangen. Das ist aber ein ganz Anderes mit der Frau von ***. Bei Jenen ist die Geistesbeschränkung, die engherzige Weltansicht nicht ein Mangel, sondern ein Auswuchs, etwas Positives. Es ist eine Art zu

sein, die Einem zum beobachten, und einem Humoristen sogar zur Belustigung Stoff gibt. Bei der Frau von *** aber, als einer vornehmen Person ist ihr unbedeutendes Wesen nicht eine Art zu sein, sondern ein Nicht sein, etwas negatives, eine reine Leere. Als Person von Erziehung hält sie ein gewisser Instinkt ab, von Dingen zu reden, die sie nicht versteht, nicht fühlt; sie spricht also nie dumm. Und das ist die Verzweiflung! Die feine Erziehung solcher vornehmen Weltleute macht die geistige Trockenheit noch widerlicher. Bei bürgerlichen Personen ist schlechte Unterhaltung wie ein schlechtes Gericht, wie Hirsenbrei etwa. Aber das wird auf gemeiner irdner Platte vorgesezt und mit zinnernem Löffel gegessen. Da ist Harmonie. Bei *** kömmt der Hirsenbrei in feinen Porzellanschüsseln und er wird mit vergoldeten Theelöffelchen gegessen. Auch das Aeußere der Frau von *** mißfällt mir .... Und die Hände! Rauh, nicht reinlich. Aber die Hand ist ein Stück von der Seele eines Frauenzimmers.

— Es kann mir diesmal mit dem Verkaufe der Briefe sehr schlimm gehen. Die Buchhändler werden Angst haben, nicht sowohl es in Verlag zu nehmen, als es zu verkaufen. Wer weiß, was bis dahin der tyrannische Bundestag noch für Geseze gegen den Verkauf verbotener Bücher geben wird. — Gott weiß wo der 8te Band bleibt. Meine Frei-Exemplare habe ich auch noch nicht erhalten. — Die spätern Exemplare der Briefe, welche an hiesige Buchhändler geschickt worden, sind von der neuen Auflage. Man erkennt sie am schlechten Druck. Papier und das Aeußere sonst ist ganz gleich. — In dem Morgenblatte stehen Xenien von Menzel auf mich, auf Heine und Andere. Ich habe das Blatt nicht bekommen können und sie also nicht gelesen.

Der Heine ist ein verlorener Mensch. Ich kenne keinen der verächtlicher wäre. Nicht die Verachtung die sich mit dem Hasse paart kann man gegen ihn hegen, sondern die Verachtung die sich mit Bedauern verbindet. Meine Briefe aus Paris

haben ihn zu Grunde gerichtet. Von nichts getrieben als von der Eitelkeit, von nichts angezogen als von der Hoffnung Aufsehen zu machen, haben ihm meine Briefe die liberale Schriftstellerei ganz verleidet, weil er verzweifelt mehr Lärm zu machen als ich. Er ist ganz ohne Gemüth und liebt nichts und glaubt nichts. Seine Feigheit würde man keinem Weibe verzeihen. Neulich schrieb er einmal einen Artikel in der Allgemeinen Zeitung, worin er Louis Philipp sehr verächtlich behandelte. Dieser Artikel wurde in einem der hiesigen revolutionären Blätter übersezt, und das Blatt in Beschlag genommen. Jezt hätten Sie nur Heine's Todesangst sehen sollen, bei der Untersuchung möchte auch er in Anspruch genommen werden. Und doch ließ ihn seine Eitelkeit nicht schweigen, und er erzählte überall, daß der Artikel von ihm sei, was man ohne sein Geständniß gar nicht ersehen hätte. Es ist ihm nur wohl wenn er mit Menschen zusammen ist, die er unter sich fühlt; meine Gegenwart drückt ihn ganz zu Boden. Auch meidet er mich so viel

er kann. Er hängt sich an das schlechteste Volk, geht mit bekannten Spionen um, macht den Zuträger und das ganz gewiß für Geld. Neulich schrieb er einen zweiten Artikel in der Allgemeinen Zeitung, worin er sagt: er sei aus Neigung ein guter Royalist. Und so ist es auch. Seine ganze Natur und Geistesrichtung, seine Liederlichkeit, seine Nervenschwäche und weibische Eitelkeit, macht ihn zum gebornen Aristokraten. Er macht kein Geheimniß daraus, daß er sich bei Preußen einzuschmeicheln sucht. Auch weiß man es dort. In meinem Häringssalat (den ich acht Tage liegen lassen, aber jezt bald endigen werde) habe ich zwei Artikel aus Berliner Berichten die Heine betreffen mitgetheilt, und daraus werden Sie sehen, wie man es darauf angelegt, ihn durch die gröbsten Schmeicheleien in die schlechte Parthei hinüber zu ziehen. Es gibt doch für einen Mann keinen größern Fluch als Charakterschwäche. Man kann in jeder Parthei ein achtungswerther Mann sein, und Heine könnte durch seine Talente die Zierde jeder Parthei sein,

hätte er nur die Kraft irgend ein Interesse ganz zu umfassen. Aber da schwankt er immer von Einer zur Andern, wird auf beiden Seiten als feiger Flüchtling verachtet, und wird auf beiden Seiten Prügel bekommen, was ich ihm schon oft vorhergesagt.

Der Mensch der mich so garstig gezeichnet ist ein armer Jude, der etwas damit verdienen will. Ich konnte es ihm daher nicht abschlagen. — Darf ich denn jezt schon von unserer Zusammenkunft im Frühlinge sprechen? Ich glaube wirklich nicht, daß ich wagen darf nach Deutschland zu kommen. Also nach der Schweiz. Und Sie kämen wirklich nach Basel? Das müssen Sie ja jezt schon wissen. Aber sein Sie nur nicht Angst, ich übereile Sie nicht, wie das vorige Mal, ich will mich sehr gut aufführen und in Basel ganz geduldig Lebkuchen essen bis Sie kommen. Welches Frauenzimmer werden Sie mitnehmen? Wieder die Marie? Das wäre mir recht. Ach, ich kann es nicht erwarten, bis ich wieder des Morgens an Ihre Zimmerthüre

klopfe, mich dann von Ihnen versuchen lasse ein bischen Kaffe zu trinken und Mittags auf das schlechte Essen zu schimpfen. Das ist meine größte Seeligkeit.

Donnerstag, den 15. Februar.

Heute geht der Brief ab, und ich habe noch nicht eine Seite herunter. Diesesmal werden muntere Worte nöthig sein. Seit drei Tagen war ich aber auch dumm und faul, und das kömmt blos vom viehischen Essen. Ich gehe jezt viel spazieren und davon bekomme ich starken Appetit, und da esse ich viel und davon werde ich dumm. Ich will mich aber bessern. Sie aber schreiben mir gewiß: essen Sie lieber so viel Sie vertragen können und Ihnen schmeckt und arbeiten Sie lieber nichts.

Ich brenne vor Begierde auf Ihren heutigen Brief, und ob Sie mir die wichtige Nachricht bestätigen werden, welche die heutige Zeitung enthält, daß in Cassel und Hanau eine Militär-Revolution gewesen. O wie will ich jubeln, wenn diese lezte Stüze der Tyrannei kracht! — Die offi-

zielle Nachricht ist eingegangen, daß die Cholera in London ausgebrochen ist. Jezt kömmt sie gewiß auch sehr bald hierher, und das könnte meine Abreise nach der Schweiz beschleunigen, worauf ich Sie jezt schon vorbereite. Sobald ich erfahre daß die Cholera an der französischen Küste ist, verlasse ich Paris. Die Krankheit wird hier bestimmt schlimmer als irgendwo. Die Unreinlichkeit, die Armuth, die heillos schlechten Medizinal-Anstalten lassen das mit Sicherheit erwarten. Dazu kömmt für den Fremden die eintretende Theurung und Prellerei in vielen Dingen.

..... Man knüpft jezt die Halsschleife: en bec-de-lièvre. Was Hasen-Maul ist, weiß ich nicht. Ich will den Heine fragen, der alles was sich auf Hasen bezieht, sehr genau kennt.

Sonntag, den 19. Februar.

Sie schreiben mir in Ihrem lezten Briefe von einem Manne, der vielleicht blos weil er harthörig gewesen den Zuruf der Mauth nicht ver-

standen und darum ganz jämmerlich erschossen wurde, und bei der Gelegenheit von einem Anfalle Ihrer Furcht. Ich dachte anfänglich an gar nichts, als ich das las; erst später fiel mir ein, ob Sie nicht etwa dabei an mich gedacht, und Angst geworden ich möchte bei einer ähnlichen Gelegenheit, weil ich harthörig bin, auch todtgeschossen werden. Hi, hi, hi, hi, hi! Ha, ha, ha, ha, ha! He, he, he, he, he! Ho, ho, ho, ho, ho! Hu, hu, hu, hu, hu! O, wie muß ich lachen! Nun, Gott sei Dank, Sie leben noch. Ich werde wenn ich an einer deutschen Mauth vorbeikomme, einen Haarbeutel anhängen. So gaben vor der Revolution die tauben Menschen in Paris ihre Taubheit zu erkennen, damit sie nicht überfahren wurden.

Mittwoch, den 22. Februar.

Auf Ihren heutigen Brief folgendes. Daß Sie mich anbeten, wundert mich gar nicht. Dieses Schicksal haben alle Frauenzimmer. Aber beweisen Sie mir Ihre Liebe und kommen Sie sobald als

möglich. Ich freue mich sehr auf die Abreise, besonders da ich jezt einen neuen Theil Frankreichs und die Schweiz kennen lerne. Der alte langweilige Weg nach Deutschland hat mich immer mit Schrecken erfüllt, so oft ich nur daran dachte. — Wie können Sie nur so dumm sein — nehmen Sie mir es nicht übel, aber das ist meine Art, wie ich mit allen Frauenzimmern spreche, die mich anbeten — und fragen, wer mit Rothschild Recht habe, ich oder der Temps? In den Temps kann man für Geld alles hineinbringen. — Freilich hat der Robert den Artikel im Morgenblatte gegen mich geschrieben. Das haben Andere die seine Art kennen (wie Heine) auch erkannt. Und wenn auch nicht, was läge daran? Hat er die Züchtigung nicht ohnedies verdient? Daß er gegen mich geschrieben, war ja nicht der Grund, es war nur der Vorwand ihn zu züchtigen.

Was? Sie wollen um mir Porto zu sparen, kein Couvert gebrauchen, also mir eine Seite weniger schreiben? Sie sind nicht klug, Anbeterin.

Ich, der eine Million reich bin, und einen so kostbaren Ueberrock habe! — Sobald ich Paris verlasse und meine Briefe in Ordnung gebracht, schreibe ich für die Tribüne und unentgeltlich. Wenigstens werde ich nichts dafür fordern. — Eben kömmt ein Besuch, der mir aber willkommen ist. Was sind Sie geprellt durch mein größer schreiben, das Sie verlangt haben. Wenigstens ein Drittel Seite weniger bekommen Sie jezt. Da wird ihre Anbetung etwas kleiner werden. — Ich habe dem jungen Demagogen, der eben auf meinem Sopha sizt, zwar einige Zeitungen zum Lesen gegeben, daß ich weiter schreiben kann. Indessen stört mich seine Gegenwart doch, und ich muß schließen. Adieu, angebetete Anbeterin. Der Ihrige.

Sonntag, den 26. Februar.

Mit Entzücken habe ich heute so unerwartet einen Brief von Ihnen erhalten. Was das wohl thut! Auch habe ich di tanti palpiti gesungen. Ich hatte Ihnen zwar verboten mir am Sonntage zu

schreiben; doch diesmal noch will ich es Ihnen verzeihen. An dem S. habe ich meine große Freude. Der hat Feuer; hätten wir nur viele solche! Ich werde ihm in ganz wenigen Tagen den Brief nach Zweibrücken schicken. Diesen Brief muß er allein nur schreiben. Auch wenn die Andern mit unterzeichnen wollen, wäre das nicht passend. Er spricht in dem Namen aller. Die Abschrift der Liste *) wird mitgeschickt. Diese Namen kommen natürlich in die Tribüne. Doch wenn Einer ängstlich ist, braucht er nur mit Buchstaben oder mit einem Motto zu unterzeichnen. Ich werde einige Mottos zur Auswahl mitschicken. Das Geld für den Monat Februar muß zugleich mit abgesendet werden, baar oder durch Wechsel: an Herrn Schüler, Deputirten in Zweibrücken. Ob die Leute viel oder wenig unterschreiben, darauf kömmt es nicht an. Jeder nach seinem Vermögen. Ich werde in dem

---

*) Subscriptionsliste für den deutschen Preßverein in Zweibrücken. A. d. H.

Briefe sagen, daß die Liste aus lauter Juden besteht, und bemerken, was dabei zu bemerken ist. Von dem Briefe soll er den Subscribenten gar nichts sagen, sie brauchen nichts davon zu wissen. Ist er gedruckt, werden sie schon damit zufrieden sein. Auch später soll er nicht sagen, daß ich den Brief gemacht. Es thut mehr Wirkung, wenn man glaubt, er wäre von einem Andern. Unterdessen, bis mein Brief kömmt, soll er nur fortfahren, Unterschriften zu sammeln, daß die Liste so groß als möglich werde.

.... Wenn ich pekuniäre Vortheile von dem Buche erwarte, wird es mir schlimm gehen. Viele sind ängstlich wegen des Verbots, oder stellen sich doch so an, um wenig zu bezahlen. Denn das Verbot nützt eigentlich. Sauerländer in Aarau schreibt mir, er habe kein Exemplar mehr, denn wegen des Verbots sei der Vorrath schnell aufgekauft worden. — Ich habe vor einigen Tagen dem Campe einen sehr groben Brief geschrieben, wegen der Frei-Exemplare die ich noch nicht erhalten.

Von dem Buche natürlich kein Wort. Der Sauerländer schrieb mir, wenn meine neuen Briefe so arg wären als die vorigen, würden sie in der Schweiz auch verboten werden. Ich glaube das gerne, dort sind sie noch ärgere Philister als in Deutschland. Der Wirth räth mir natürlich auch das Buch in Zweibrücken drucken zu lassen. Er dringt sehr in mich an der Tribüne zu arbeiten, und ich thäte es gern, selbst unentgeltlich, denn das ist von der größten Wichtigkeit, hätte ich nur erst meine Briefe aus dem Kopfe. Auf jeden Fall, muß ich in diesen Tagen ein Paar Aufsäze für das Blatt machen, und meine Briefe darüber zurücklegen. Es kömmt gar zu viel darauf an. Die Briefe einzeln in der Tribüne drucken zu lassen ist nicht thunlich. So zerstückelt würden sie allen Werth verlieren, und keine Wirkung machen. Ich bleibe auf jeden Fall nur noch so lange hier als ich brauche zwei Bände Briefe fertig zu machen. Dann arbeite ich für die Tribüne; denn jezt gilts. Diese Woche werde ich Ihnen wenig mehr schrei-

ben, denn ich habe außer dem Brief für S., einen Aufruf für die hiesige deutsche Gesellschaft zu machen. Doch werde ich auf jeden Fall Ihre Briefe, wenn auch kurz, beantworten.

Montag, den 27. Februar.

— Es interessirt mich sehr zu wissen, wer im Gelehrten-Verein ja, und besonders wer nicht unterschrieben. Daß es *** gethan ist ein gutes Zeichen, denn es beweist, daß die Sache Mode ist. Die Nemesis werde ich Ihnen schwerlich schicken, Sie müßten denn ein besonderes Heft verlangen. Die ganze Sammlung käme zu theuer und ist das Geld nicht werth. Schön sind die Sachen eigentlich nicht, nur manchmal interessant wegen der derben Satire. — Machen Sie sich keinen Verdruß, daß Sie mir keine Handarbeit schicken konnten. Die schönsten Handarbeiten sind Ihre Briefe, und die schicken Sie mir oft genug, nur zu oft; sogar am Sonntag habe ich keine Ruhe.

Dienstag, den 28. Februar.

— Dieser Brief kostet Ihnen erschrecklich viel Porto. Ich thue es durchaus nicht anders, als Sie müssen, wenn Sie Geld für mich einnehmen, fünfzig Gulden für Porto, Zeitungen rc. behalten. Es wäre ja unverantwortlich von mir, wenn ich, ein Millionär und Besizer eines Ueberrocks mich noch mit dem Pfennig der armen Wittwe bereicherte. Schreiben Sie mir, ob Sie es gethan. — Was habt Ihr für Wetter? Wir zehn Grad Wärme. Alle Stühle in den Tuilerien, auf den Boulevards von alten Weibern besezt und wir jungen Leute puzen unsere Lorgnetten. — Heute esse ich mit mehreren Andern in der Rue tirechape, wo es wie in einer Mördergrube aussehen soll, um die deutschen Schneidergesellen aufzuwiegeln. Als gestern Conrad dort war, und man einigen Gesellen die Liste*) vorlegte, sagten sie: man wird uns doch darum den Kopf nicht abschlagen? Eigentlich

*) Für den Preßverein in Zweibrücken. A. d. H.

kann ich's nicht erwarten von hier wegzukommen, ich habe eine sehr große Reiselust. Das Wetter ist so schön. Schreiben Sie mir so viel als möglich von dem Fortgang der Association in Frankfurt. Wie viel haben Sie unterschrieben, wie viel ***, der Gelehrtenverein überhaupt?

Donnerstag, den 1. März.

Ich schicke Ihnen den Brief für Straus und beschwören Sie ihn, solchen ja gleich abzuschreiben und nach Zweibrücken zu schicken. Er soll seinen Namen darunter sezen, und nur keine Furcht haben, und sich von nichts abschrecken lassen, was etwa unterdessen der Bundestag oder die einzelnen deutschen Regierungen in dieser Sache feindlich beschließen möchten.

Freitag, den 2. März.

Wie ich Ihnen schon geschrieben, ich habe diese Woche wenig Zeit viel zu schreiben, da ich eine Adresse an die hiesigen Deutschen arbeiten muß. Doch werde ich auf jeden Fall, was Ihre Briefe Drin-

gendes enthalten gleich beantworten. Sollte in der Frankfurter Postzeitung ein Bundestagbeschluß über Preßfreiheit und dergleichen erscheinen, schicken Sie mir's gleich am nämlichen Tage.

Montag, den 5. März.

Tausend Dank für Ihr Geschenk ...... Nachdem ich der Zärtlichkeit meinen Tribut bezahlt, will ich auch der Grobheit meine Schuld abtragen. Sie sind erschrecklich dumm! Als ich Ihren Brief geöffnet, da schien es mir als wäre etwas herausgefallen, es war wie ein leises Geräusch, wie wenn ein Vogel durchs Gebüsch huscht. Ich sah auf die Erde und fand nichts, und da vergaß ich es wieder. Als ich aber Ihr Postscript las, worin Sie mir schrieben, ich solle beim Oeffnen des Briefes Acht geben, den kostbaren Inhalt nicht herausfallen zu lassen, da mußte ich laut auflachen. Sie hielten mich wohl für ein Frauenzimmer, das ein Postscript zuerst liest; ich mache es aber wie alle Männer, ich lese das Postscript zulezt, und als ich es las,

war es zu spät ...... O Dummheit, dein Name ist Weib!

J. sind hier angekommen, und haben mir alles Mitgegebene eingehändigt. Wir haben noch jeden Tag miteinander gegessen, im Palais Royal, wo auch Heine und Andere hinkommen. Gestern beim Essen haben sie es mit angehört, wie ich dem Heine, was ich oft thue, die Wahrheit gesagt, und das etwas barsch. Gewöhnlich ist seine elende Feigheit der Text über den ich lese. Aber unter dieser Feigheit versteckt sich noch etwas Schlimmeres, eine niederträchtige Gesinnung. Das jezige Treiben der Deutschen, die Association, das kömmt ihm alle lächerlich vor, und doch hat er sich unterschrieben! Und das blos aus Feigheit, wie er selbst eingesteht. Er hat Furcht von den deutschen Patrioten Prügel zu bekommen. Nein, so eine Feigheit ist mir noch gar nicht vorgekommen. Es ist ein Ekel, wie meine Rezensenten sagen. Die *** erzählte mir, wie der Döring in Frankfurt von meinen Briefen geurtheilt. Er habe gesagt: „Nun, seine übertrie-

benen Ansichten in der Politik will ich hingehen lassen; aber ich hätte nie gedacht, daß der Mann so langweilig schreibt." Nun wollte ich darauf schwören, daß das sein Ernst gar nicht ist. Das war blos wieder eine diplomatische Manier, dem Döring und seinen Freunden vorgeschrieben, das Buch für langweilig in den Ruf zu bringen, daß es keiner lese. Jezt machen Sie, daß Sie mit dem Abschreiben meiner Briefe bald fertig werden; es wird wenig mehr dazu kommen.

Von Campe habe ich Antwort auf meinen Brief bekommen .... Die Frei-Exemplare müßten in der Druckerei vergessen worden sein. Ob ich zwar von meinen neuen Briefen ihm gar nichts mehr gesagt, kömmt er darauf zurück. Wie die Briefe abgegangen, das wisse er noch nicht, das erfahre er erst auf der Leipziger Ostermesse! Natürlich antworte ich gar nicht darauf. Ich werde in diesem Monate noch abreisen. Nach der reiflichsten Ueberlegung bin ich bei dem Entschlusse geblieben nach Zweibrücken zu gehen. Da kann ich für die Tri-

büne am besten arbeiten, und wegen meiner Briefe das Nöthige anordnen. Von dort sind nur vier Stunden bis zur französischen Grenze, die man in ein und ein halb Stunden fährt. Von Unsicherheit für mich ist da gar keine Rede. Ich könnte auch nach dem Badischen und hätte im geringsten nichts zu besorgen. Sie sehen ja daß man in Carlsruhe den Dr. Cassebeer den der preußische Gesandte requirirt hat, hat entwischen lassen.

Mittwoch, den 7. März.

Nein, was war ich über den S. verwundert! Ich lag Nachmittags gerade auf dem Sopha und las. Dem Conrad hatte ich, weil es Carneval war, Urlaub gegeben, als S. unangemeldet herein kam. Ich bin schon darum froh daß er hier ist, dieweil er Ihnen statt meiner von mir schreiben kann. Ich habe jezt wenige Zeit, das Vaterland ruft! — Um des Himmels Willen strengen Sie sich nicht mit Abschreiben an. Es ist noch viel, schreiben Sie nur nach Bequemlichkeit, so wenig

es auch sei. Es thut mir leid, daß Sie der ***
verfehlt. Er hat allerdings Eile, und es war
räthlich sich nicht lange in Frankfurt aufzuhalten.
Ich denke bald Brief von ihm zu bekommen. —
Ich möchte fast glauben, daß man mir meine Pension
wieder ausbezahlen will, und daß es nicht blos
das eine Quartal gemeint ist. Mehr ist bis jezt
nicht völlig. Wenn der Senat nur im mindesten
Ehre und Gewissen hat, muß ihn doch Reinganums
Vorstellung auf andere Gedanken gebracht haben.

Seien Sie ruhig, ich werde nirgends hingehen,
wo ich nicht weiß, daß ich sicher bin. Doch er=
zählen Sie vorläufig keinem, daß ich nach Rhein=
baiern reise, sondern sagen Sie, ich ginge nach
Straßburg und bliebe dort vor der Hand. Der
Ausfall von dem Wirth war so übel nicht ge=
meint, doch freilich ungerecht. Wirth hat vergessen,
daß er in einem konstitutionellen Lande wohnt, wo
öffentliche Gerichte, Geschworne sind, und wo die
Regierung keine Macht hat einen Gewaltstreich zu
begehen. Bei mir aber ist das etwas anders. Ich

habe gerade gestern einen Brief von Wirth bekommen, den ich Ihnen abschriftlich mittheile. Er ist an mich und Heine gerichtet. „Verehrte Herrn! „Durch die Bekanntmachung in französischen Journalen, daß Sie den deutschen Vaterlandsverein „unterstüzen würden, haben Sie uns auf's erfreulichste überrascht, und der guten Sache einen außerordentlichen Vorschub geleistet. Wenn hier in „der Tribüne oder sonst einem liberalen deutschen „Blatte Artikel von Ihnen erschienen, welche mit „Ihrem Namen unterzeichnet sind, so wird der „Eindruck und die Wirkung eine ganz ungewöhnliche sein. Noch mehr aber könnte geleistet werden, „wenn Ihre Verhältnisse Ihnen erlaubten, zur „thätigen Mitwirkung der Befreiung des Vaterlandes Ihren Wohnsiz irgendwo im Rheinkreise zu „nehmen. Sie stehen hier unter denselben Gesezen „wie in Frankreich, und genießen denselben Schuz, „und im äußersten Nothfalle sind Sie der französischen Grenze so nahe, daß Sie jeden Augenblick

„sich wieder nach Frankreich begeben können. Der „Augenblick aber ist so entscheidend, daß Deutschland „aller seiner Kräfte bedarf, besonders aber so aus- „gezeichneter Talente, auf welche die Augen so „vieler Tausende gerichtet sind, und deren Beispiel „unsere Kraft verdoppeln könnte. Ueberlegen Sie „es daher, ob es nicht möglich ist, dem Vaterlande „dieses Opfer zu bringen, und lassen Sie es uns „nicht entgelten, wenn wir im Eifer für die gute „Sache eine Bitte wagen, die man unter andern „Umständen für unbescheiden erklären müßte. Zwei- „brücken, 28. Februar. Wirth." —

Wäre ich nicht schon früher entschlossen gewesen, nach Rheinbaiern zu gehen, hätte ich dieser feierlichen Beschwörung nicht widerstehen können. Opfer habe ich dabei nicht zu bringen, und ich wäre ja selbst so erbärmlich, als ich so oft die Deutschen geschildert, wenn ich mich von irgend einer Bedenklichkeit abhalten ließe. Ich will gerade nicht immer in Zweibrücken bleiben, sondern nur so lange, bis ich dort den Geist kennen gelernt, um zu wissen

wie ich auch in der Ferne wirken könne. Ich habe zu thun und muß schließen.

Sonntag, den 11. März.

Ich nehme kleines Papier, damit Sie nicht merken, wenn ich weniger schreibe. So betrügt man die Kinder. Mit Ihrer erschrecklichen Angst, daß ich nach Deutschland reisen möchte, machen Sie mir wirklich Verdruß, und ich kann nicht wie gewöhnlich darüber scherzen. Der Benzel-Sternau mag sagen was er will, es ist nicht wahr, daß ich in Baden etwas zu fürchten hätte, und in Rheinbaiern gewiß nicht. Indessen bin ich schuldig Ihre Schwäche zu schonen, da sie doch aus Theilnahme für mich entspringt, und ich verspreche Ihnen daher ohne Ihre Einwilligung nicht nach Deutschland zu gehen. Wenigstens werde ich immer Ihre Antwort abwarten. Aber von Paris gehe ich weg, sobald das Wetter gut wird. Ich höre es aus S. Reden, der darin Ihr Echo sein mag, daß Sie glauben, es wäre nichts als Ungeduld, die mich von Paris

wegtriebe. Das ist es aber nicht. Ich muß, um die Herausgabe meiner Briefe zu besorgen, an der Grenze von Deutschland sein. Paris ist zu weit; da kann ich mit keinem in Correspondenz treten. Ein Brief nach Hamburg und zurück fordert 16 Tage Zeit, und so nach Verhältniß. Auch will ich wegen der politischen Bewegungen, die Deutschland jezt interessanter machen als Frankreich ist, mehr in der Nähe sein. Nach der Schweiz zu reisen bin ich nicht Willens und halte es nicht für gut. Das beste ist, ich gehe nach Straßburg, wo ich doch viele Bekannte habe, und überlege dort (mit Ihnen) was ferner zu thun sei. Von dort aus kann ich auch in Carlsruhe Erkundigungen einziehen, ob ich ohne Gefahr in's Badische kann. Die Hauptsache ist aber einen Verleger für mein Buch zu finden. Die neuen Briefe werden besser als die ersten gefallen, und sogar viele Gegner mit mir versöhnen. Sagen Sie das dem ***. Sie mögen ihm auch einige Briefe (die zur Vertheidigung meiner frühern Schreibart, die für die Deut-

schen) vorlesen. — Die französische Uebersezung meiner Briefe ist vor einigen Tagen erschienen. In einem Bande. Voraus geht der ganze Artikel, mit den Auszügen meiner frühern Schriften, aus den zwei Heften der Revue Germanique. Die Uebersezung ist im Ganzen sehr gut. Das Buch ist viel besser als das Original, denn es ist nicht einmal die Hälfte davon. Von dem Besten ist das Beste ausgewählt. Man sollte es, so wie es jezt ist, in's Deutsche übersezen. Einige Dummheiten sind durch Mißverstand des Uebersezers sehr anmuthig zu lesen. Auch die französische Sprache, bei übrigens treuer Uebersezung wandelt, was im Deutschen gut war, in Possirlichkeiten um. Z. B. von Lord Byron heißt es: „.... il buvait tout le jour le Johannisberg de la vie." Wenn ein Franzose das liest, muß er doch vor Erstaunen den Mund weit aufmachen. Auf die Kritiken der französischen Blätter bin ich nun begierig. Ich erwarte nichts Gutes, besonders, weil fast in allen Zeitungsbüreaus dumme Deutsche arbeiten und

Einfluß haben. Heine hat mir gesagt, der Michel Beer (der jezt nach Berlin gegangen) habe dafür gesorgt, daß ich herunter gemacht werde. Der Temps enthielt vorgestern: „nous parlerons aussi en détail des lettres de l'Allemand Börne sur Paris ... ouvrage spirituel, plein d'exagération, mais d'une piquante originalité!"

Mit S. bin ich über alle Erwartung zufrieden. Schon seine geistreichen Augen ziehen mich an. Wir sind sehr viel, oft mehrere Stunden bei einander (auf meinem Zimmer) und ich amüsire mich mit ihm. Sie wissen wie viel das sagen will bei mir.

Vor kurzem schrieb ich dem Professor Welcker einen Brief nach Freiburg. Ich bat ihn mir zu sagen, ob ich im Badischen etwas zu fürchten hätte? Ob ich, unter welchem Vorwande es sei, und auf die Requisition irgend einer Macht, etwa arretirt oder beunruhigt werden könnte? So eben erhalte ich die Antwort, die wie folgt lautet: „Freiburg „6. März. Herzlichen Dank verehrter Mann! für „Ihre gütige Theilnahme an unserem Unternehmen.

„Hierbei die Probeblätter. Unterstützen Sie das „wohlgemeinte Tageblatt, wenn Sie können, zu„weilen auch durch einen Artikel. Es ist die ein„stimmige Ueberzeugung von uns allen, daß für „unsere Sache nichts förderlicher sein könnte. Hier „in Baden haben Sie entschieden nichts zu fürchten, „so urtheilen wir alle. In der Stadt Baden voll„ends wäre ja gar nicht daran zu denken, und „wenn Sie längere Zeit sonst wo verweilten, sicher „im allerschlimmsten Falle eine höfliche Bitte „Ihren Aufenthalt nicht zu verlängern. Aber auch „daran, wie gesagt, kann Niemand von uns glau„ben. Besuchen Sie uns also! (Ich hatte nämlich an Welcker geschrieben, ich wollte mich eine Zeit lang in Freiburg aufhalten.) „Es wird eine große „Freude für uns sein. Lassen Sie uns und unsere „gute Sache Ihnen wohlempfohlen sein.“ — Sie sehen also wie Unrecht Sie haben. Gegen Freiburg ist gar nichts einzuwenden. Eine Art Schweizer Gegend, gebildete Leute. Am neuen Blatte könnte ich arbeiten. Dort könnte ich meine Briefe in

Ordnung bringen. Also es bleibt dabei, ich gehe über Basel nach Freiburg. Antworten Sie bald. Weil heute Sonntag, muß ich den Brief schließen. Entsezlich dumm war es, daß Sie nicht zur Sp... gegangen, und danken Sie der Noth des Vaterlands, daß ich nicht Zeit habe mit Ihnen zu zanken. Adieu Gräfin Platen.

***, der gestern nach Frankfurt gereist, bringt Ihnen die Uebersezung meiner Briefe. Also Donnerstag oder Freitag erhalten Sie den französischen Börne.

Mittwoch, den 14. März.

.... *** reisen bald zurück. Ich gebe ihnen für Sie ein Blatt des National mit, worin eine Kritik meiner Briefe steht. Ich werde darin mit Voltaire, Brissot, Rivarol, Champfort, Cauchois-Lemaire verglichen, und man findet in mir eine beneidenswerthe jeunesse naïve. — Ich warte jezt nnr auf gutes Wetter um abzureisen. Haben Sie denn Anstalten getroffen mit mir zusammenzutreffen? Sie müssen mir diesesmal noch helfen meine Bücher

machen. Im heutigen Temps steht ein Artikel über mich, aber schlecht. Der Verfasser (Depping) ist ein Compilator, ohne alle Ideen, und so hat er den Tadel der deutschen Rezensionen, wie er sie gelesen, nachgebetet. Uebrigens ist er ein Preuße und schreibt im preußischen Interesse. — Heine besucht das Rothschildische Haus, und beträgt sich dort wie ein Speichellecker. Ich erfahre manchmal was er dort gesagt. Am vergangenen Samstag machte er dem Salomon Rothschild große Freude damit, daß er sagte, es werde noch fünfzig Jahre dauern, bis eine Revolution in Deutschland losbricht. Einer in der Gesellschaft wollte etwas gegen Heine sagen, da bemerkte die junge Frau von R..., er solle nichts gegen Heine sprechen: „il est de notre bord". (Er ist auf unserer Seite).

Freitag, den 16. März.

Ich erhalte eben Ihren Brief. Ihre erschreckliche Angst und die Gemüthsbewegung in der Sie zu sein scheinen, hat mich ganz bestürzt gemacht.

Um Gotteswillen beruhigen Sie sich doch. Ich habe Ihnen ja geschrieben, daß ich ohne Ihre Bewilligung nirgends hingehen werde. Der Reinganum ist ganz im Irrthum. Ich weiß recht gut, daß mich in Rheinbaiern die französischen Geseze als Ausländer nicht schüzen, und daß die Regierung sich auch um die Geseze nicht kümmern würde, wenn sie Lust hat mich fest zu nehmen. Das ist aber die Frage, ob sie das will. Ich bin überzeugt, daß man in Baiern, Würtemberg und Baden mir nichts anhätte, und ich würde ganz ohne Bedenken nach München reisen. Höchstens würde man mich ausweisen, aber einstecken gewiß nicht. Gegen Freiburg und Baden hoffe ich aber wenigstens, daß Sie nichts einzuwenden finden werden. Wenn Ihnen Jemand sagt, ich würde im Großherzogthum Baden eingesteckt oder gar ausgeliefert werden, so muß ich ihn für toll erklären, und Reinganum kann Ihnen das unmöglich sagen. Sie lesen ja was mir Welcker geschrieben. Besonders im Badeorte Baden ist ja wie in allen Bädern

die größte Freiheit. Voriges Jahr war es angefüllt mit politisch Berüchtigten aller Art und keiner ist beunruhigt worden. Der Dr. Gartenhof, der viel ärgere Sachen geschrieben als ich, und der später in Fuld arretirt worden, war lange da, und es hat ihm Niemand ein Wort gesagt. Wenn Sie es wünschen, will ich statt nach Freiburg, nach Baden gehen. Da bin ich Ihnen näher. Ich will sogar, Sie ganz zu beruhigen einstweilen in Straßburg bleiben. Ich hoffe, daß Sie gegen Straßburg nichts einzuwenden haben. Da ich Ihnen so viel nachgebe, geben Sie mir doch auch in einigem nach. Erstens haben Sie keine Angst. Zweitens beschwöre ich Sie, das Abschreiben der Briefe ganz einzustellen. Das strengt Sie, besonders in Ihrer jezigen Gemüthsunruhe zu sehr an, und ist gar nicht nöthig. Bringen Sie nur die Original-Briefe mit. Da wo gar keine oder nur wenige Privatsachen darin enthalten, die man umbiegen kann, kann sie jeder Copist unter unsern Augen abschreiben, und dann ist alles schnell fertig. Bei dem

Kummer den mir Ihr ängstlicher Brief gemacht, tröstet mich wenigstens der Gedanke, daß ich Sie jezt in meiner Gewalt habe, und ich drohen kann, wenn Sie nicht zu mir kommen und bald, ich nach Wien reise und an Metternichs Hausthüre die dreifarbige Fahne aufstecken werde. Mein größter Jammer bei der ganzen Sache ist, daß Sie in Ihrer unruhigen Eile mir nur eine Seite geschrieben. Jezt schreiben Sie mir kurz: wollen Sie kommen, nach Freiburg, Baden, oder im äußersten Falle nach Straßburg, oder soll ich mit der dreifarbigen Fahne nach Wien reisen? — Danken Sie dem Reinganum für seine verständige Erläuterung der Sache. Er irrt aber, wenn er glaubt, man würde mich fest nehmen. Es ist gegen die jezige Politik, man hat Furcht und macht gern alles friedlich ab. Von Baden ist so etwas im Traume nicht zu denken. Badens Politik ist jezt ganz gegen den Bundestag.

Dienstag, den 20. März.

.... Gestern noch spät um neun Uhr, mußte

ich einem feierlich gegebenen Versprechen nachkommen, der deutschen Gesellschaft beizuwohnen. Mehr als zweihundert Deutsche waren versammelt. Man las aus der Postzeitung die Sie mir geschickt die Beschlüsse des Bundestages vor. Der Bundestag wurde ausgepfiffen. Einige Deutsche, deren Rednertalent sich schnell entwickelt, hielten Reden aus dem Stegreife, die mit Begeisterung aufgenommen worden.

Der alte Lafayette den ich den ganzen Winter nicht gesehen, hat zu mir geschickt, ich möchte ihn besuchen, er wolle sich bei mir bedanken für das Schöne, das ich in meinen Briefen von ihm gesagt.

Ich werde auf jeden Fall ganz Ihren Wünschen folgen und hinreisen wo Sie es zu Ihrer Beruhigung haben wollen. Ich hoffe aber, daß Sie gegen Freiburg nichts einzuwenden haben. Dieser Ort hat für mich und auch für Sie die größten Vorzüge. Ich habe dort Bekannte, die Sie auch schon kennen, Welcker, Rotteck, Zell, gebildete Leute, die mich sehr hochachten, und beson-

ders weil sie meine Theilnahme an ihrer neuen Zeitung wünschen, uns sehr zuvorkommend begegnen würden. Ich gestehe es Ihnen offenherzig: die offnen Verfolgungen der deutschen Regierungen fürchte ich nicht, und ich würde ohne die geringste Besorgniß nach Stuttgart und München reisen. Aber die versteckten Verfolgungen, die Aufhezung des vornehmen Pöbels fürchte ich mehr. Daß meine Rezensenten alle erkärt: ich würde in keiner honetten Gesellschaft geduldet werden, das war gewiß keine eigene Erfindung der Bosheit, kein freiwilliger Fingerzeig, sondern ein mot d'ordre der Aristokratie, die mich auf diese Art angreifen wollte, weil sie mir nicht anders beizukommen weiß. Ohne daß man gerade die Menge gegen mich aufhezte, (welches man nicht zu Stande brächte), wäre so etwas doch leicht zu machen. In jeder öffentlichen Gesellschaft gibt es immer einige Wortführer, und man braucht nur diese zu gewinnen. Die Uebrigen wenn auch im Herzen mir nicht übel gesinnt, würden doch nie den Muth haben, offen meine Parthei

zu nehmen. Darum möchte ich zuerst nach Freiburg, wo ich nicht allein gut aufgenommen, sondern gewiß fetirt werden würde; das würde bekannt werden, und hätte dann auf die Deutschen günstigen Einfluß. Daß ich im Badischen überhaupt nichts zu fürchten, sehen Sie aus Welckers Brief. Ja ich bin überzeugt, daß im vorkommenden Falle die badische Regierung mich mit besonderer Rücksicht behandeln würde. Sie steht ganz offenbar feindlich mit dem deutschen Bunde und ich glaube, daß in solcher Lage der Dinge, es ihr nicht gleichgültig ist, einen politischen Schriftsteller, der wie ich, so viel Lärm gemacht, auf ihrer Seite zu haben. —

Ich bin heute Abend auf einen Ball eingeladen, der hart neben meinem Hause ist. Vielleicht gehe ich hin — so eben erhalte ich noch eine andere Einladung auf einen Ball für Donnerstag.

Mittwoch, den 21. März.

Ich erhalte Ihren Brief und antworte darauf... Die französische Uebersezung meiner Briefe habe ich

vielleicht darum besser gefunden als sie ist, weil sie meine Erwartung übertroffen. Ich meine aber doch sie sei gut genug. — Der Freisinnige ist freilich etwas langweilig doch gut. Wirken kann er aber nicht; denn die welchen solche Sprache verständlich, bedürfen die Belehrung nicht, und die welche Belehrung nöthig haben, verstehen solche gelehrte Sprache nicht. Das ist eben das Unglück, wenn man nicht versteht oder zu stolz ist die Sprache des Volks zu reden. — Sie hätten mir das Blatt über „Schiller und Göthe" schicken sollen; doch jezt ist es zu spät. Nicht einmal des Titels erinnere ich mich; doch da ich das Manuscript habe, kann ich es nachsehen. Der 8te Theil wie mir Campe schrieb ist der Censur unterworfen worden, doch wurde gar nichts gestrichen. Das hat aber Mühe gekostet. Ich weiß zwar nichts davon, daß hier von meinen Briefen eine neue Auflage gemacht wird; doch kann es immer sein. Natürlich wird mir ein Geheimniß daraus gemacht. — Wenn mir Welcker in seinem Namen und im Namen aller

seiner Collegen schreibt, im Badischen hätte ich gar nichts zu fürchten, was soll ich denn da noch bedenken? Auf Welcker und Rotteck nimmt die badische Regierung so viel Rücksicht, daß mir schon darum nichts geschähe. Als Cassebeer in Carlsruhe arretirt war, reiste Rotteck dahin, und auf dessen Verwendung wurde er freigegeben... Adieu. — Eine rothe Jakobiner-Müze, wie sie jezt die Republikaner tragen, bekomme ich so eben. Sähen Sie mich darin, Sie lachten troz Ihrer Stimmung gewiß.

Montag, den 26. März.

.... Ich gehe Ende der Woche nach Straßburg. Ihre Briefe die hier noch eintreffen könnten, werde ich wahrscheinlich abwarten. Ich hoffe von Straßburg aus Sie zu beruhigen, daß ich im Badischen auf Sie warten kann. Was wollen wir in Straßburg? Dort ist für Fremde gerade so theuer wie in Paris, und es ist der langweiligste Ort der Welt.. Von Freiburg haben wir eine halbe Tagereise nach der Schweiz. Auch in Zürich könnte

ich meine Briefe vielleicht unterbringen. Dort ist eine sehr demokratische Regierung. Herrlicher Aufenthalt am Zürcher See. Auch ist dort ein liberaler Buchhändler. — Danken Sie dem Reinganum für seinen Brief, und entschuldigen Sie mich, daß ich noch nicht geantwortet. Seit einigen Tagen sprechen die hiesigen Blätter von meiner Pensions-Geschichte. Ich bin nicht Schuld daran. Auch hat keiner der Deutschen hier, welche in die Pariser Blätter schreiben, es hineinsezen lassen. Wahrscheinlich ist die Nachricht aus einer deutschen Zeitung entnommen, (ich glaube aus dem schwäbischen Merkur.) — Sie werden über einen Artikel lachen, den vorgestern Abend der Messager über mich enthielt. Da Sie vielleicht das Blatt nicht zu Gesicht bekommen, will ich ihn abschreiben. Wer den Artikel gemacht kann ich nicht errathen. Auf jeden Fall ist es ein Franzose, das sieht man am Styl: „Nous avons rencontré dans plusieurs de nos cercles le littérateur allemand Mr. Börne, dont les lettres sur Paris pendant les années 1830 et

1831 ont obtenu tant de succès dans sa patrie, et dont la traduction, récemment publiée chez nous, n'est pas destinée à en obtenir un moins certain. Mr. Börne récèle dans un corps frêle et délicat une énergie d'ame peu commune. Il parle assez correctement notre langue, et, quoiqu'il ne soit pas de la première jeunesse, ses reparties sont remarquables par leur vivacité et leur tour original. Aussi se dispute-on le plaisir de le posséder, et n'est-il pas de réunion un peu à la mode où sa place ne soit marquée auprès de tout ce que nous avons de plus instruit et de plus aimable." Sollte man nicht meinen, das habe eine Dame geschrieben, die mich im Stillen liebt? — Also von jezt schreiben Sie mir poste restante nach Straßburg. — Muntern Sie R. auf mir öfter Bundestag-Neuigkeiten zu schreiben. — Die dumme Cholera! Man weiß jezt gar nicht, wo man hin soll. Aber ihr auszuweichen, wenn man kann, ist immer vernünftig. — In dem lezten Hefte der Revue de Paris (vom

25. März), eine Wochenschrift, steht eine Kritik der Briefe. Vielleicht verschaffen Sie sich das Journal.. Nur einige Bemerkungen, das Ganze ist zu lang zum Abschreiben. C'est l'Album ... d'un Tristram Shandy allemand ... obligé de fuir son pays, il le traite en vrai Coriolan littéraire. (Gut gesagt.) ... Adieu.

Dienstag, den 27. März.

... Ich reise Donnerstag, spätestens Samstag — morgen bekomme ich vielleicht noch einen Brief von Ihnen — nach Straßburg, und ohne Ihr Wissen nicht weiter. Dort wird es mir wie ich hoffe gelingen, Sie wegen Freiburg zu beruhigen. Sie sehen ja aus allem, daß die badische Regierung uneinig ist mit dem Bundestage; wird sie mir also des Bundestags willen etwas anthun? Wenn bairische Truppen kämen, bliebe ich freilich nicht dort; aber das geht nicht so geschwind. Die drei Blätter des Freisinnigen, die weil sie gegen den Bundestag geschrieben, confiscirt worden, sind auf Spruch der Gerichte wieder freigegeben worden. Sie sehen also

wie die Sachen stehen. Der Aufenthalt in Straßburg, wenn man nicht eingerichtet ist und im Wirthshause wohnt, ist theurer als in Paris. Ich habe noch die Rechnungen von meinem zweimaligen Aufenthalte dort. Jeden Tag habe ich 20 Franken gebraucht. — Gestern Abend beim Auskleiden sagte Conrad: „ich habe mich bei Ihnen zweimal zu bedanken. Erstens, daß Sie mir Ihre Briefe geschenkt, und zweitens, daß Sie mir die Ehre erzeigt, darin von mir zu sprechen.“ Diese Art des Betragens und Redens für einen Bedienten ist aber merkwürdig. Doch — wie der Herr so der Diener. — Vier Koffer sind schon gepackt; jezt sind nur noch 6 bis 8 größere und kleinere Kisten zu packen. Ist das nicht zum Lachen? Aber drei Koffer bleiben hier. — Ich habe noch tausend Dinge zu besorgen für die Reise: Feigen, Zwieback, Bonbons, Zündhölzchen. Darum Adieu.

Donnerstag, den 29. März.

Ich reise heute Mittag um 12 Uhr von hier

ab. Ihren Brief erhalte ich also noch vorher. Seit vorgestern ist die Cholera hier. Bis jezt nur in der Cité. Gestern wurden schon zehn Kranke in's Spital gebracht. Meine Abreise hängt damit nicht zusammen, die war früher schon bestimmt. Es werden gewiß viele Fremde Paris verlassen. Schon diesen Morgen hörte ich zufällig von einer mir bekannten Wiener Familie die heute abreist. Das wird den Geschäften hier, die anfingen etwas besser zu gehen, einen starken Stoß geben. Ich habe herrliches Reisewetter. Ich schreibe Ihnen von unterwegs einigemal. Ich gehe über Mez. In der heutigen Zeitung steht, Göthe wäre gestorben.

Die badische Regierung, die noch vor wenigen Wochen die Preßfreiheit bewilligt, hat im Widerspruch mit dieser die Beschlüsse des Bundestags anerkannt. Das Gericht in Freiburg hat sich auch dafür erklärt. Das Volk schweigt. Werde ich wohl Recht behalten? Gestern wurde mir unter der Adresse Mr. Börne, Savant Allemand, folgendes

anonyme Sonett von Hamburg*) (zum Glück frankirt) zugeschickt.

. . . .

Wie gefällt Ihnen entwichener Wechselbalg? Das fehlt noch in meinem Schimpfwörterbuche.

Ihr treuer Wechselbalg.

Ihr Brief ist angekommen, aber die Pferde sind da.

Châlons. Freitag, den 30. März 1832.
Abends zehn Uhr.

Ihr „flüchtiger Wechselbalg" ist so lebhaft mit Ihnen beschäftigt und lebt so ganz in Ihnen, daß er den Schreibtisch der früher neben dem brennenden Kamin stand, so weit als möglich abrückte, aus Furcht sein Schlafrock könnte Funken fassen. Können Sie einen größern Beweis der innigsten Sympathie verlangen? Ich bin sehr wohl und so

---

*) Briefe aus Paris. Band IV. S. 360.

guter Laune, daß ich mich nicht im geringsten darüber geärgert habe, als ich vor einigen Stunden in Epernay für den Mittagstisch, ohne Wein, zehn Franken bezahlen mußte. Ich begnügte mich der Wirthin kalt und boshaft zu sagen: c'est inoui! vous avez perdu la tête! vous n'êtes pas raisonnable! c'est un coupe-gorge! je vous mettrai sur mes tablettes. Das nämliche sagte ich auch verflossene Nacht im Wirthshaus, wo ich 25 Franken verzehrt. Unerhört! — Ich wünsche nur, daß Sie meinen gestrigen Brief aus Paris früher bekommen als die Nachricht von der ausgebrochenen Cholera. Es könnte Sie doch ängstlich machen, wenn Sie glaubten ich wäre noch dort. Ich habe es an mir selbst erfahren, daß sich die Cholera-Angst leicht abstumpft. Schon Dienstag Abend wußte ich, daß die gute ächte Cholera in Paris sei. Anfänglich bekam ich auch etwas Furcht; aber schon den andern Tag dachte ich wenig daran, und wäre meine Abreise nicht schon früher auf Donnerstag bestimmt gewesen, wäre ich ohne Angst noch länger

in Paris geblieben. Einige Stationen hinter Paris traf ich eine Wiener Familie, die in größter Eile die Flucht nahm. Ich habe heute gehört die Cholera wäre in München. Nach Straßburg wird sie wohl auch bald kommen. Heute den ganzen Tag habe ich mich mit einem Roman beschäftigt, von dem ich aber nur den Titel fertig habe. Des Hofraths und Professors Buttermilch Flucht vor der Cholera, Antikritik, Nichte und Wasserkur. Darin will ich die Reiseabentheuer eines hypochondrischen deutschen Gelehrten schildern. Neben ihm seine junge lebensfrohe Nichte. Liebschaft mit einem jungen Arzte, der den Onkel zu seiner Sicherheit begleitet. Buttermilch gebraucht Oertels Wasserkur und ersauft beinahe. Auf dem Wege liest er eine schlechte Rezension seiner neuesten Schrift, hat aber diätetische Angst sich zu ärgern. Fragt den Doktor: habe ich mich geärgert? Dieser sagt ja, damit er sich ins Bett lege, schwitze und schlafe. Unterdessen macht er der Nichte den Hof. Buttermilch schreibt eine sehr sanfte Antikritik, droht

aber dem Rezensenten mit einer stärkern Antwort, sobald die Cholera vorüber ist u. s. w. —

Lesen Sie doch im gestrigen Journal des Débats (jeudi 29. Mars) den Artikel über Göthe's Tod. Die politische Bedeutung die diesem Ereigniß gegeben wird, wird Sie frappiren. Es ist die weitere Erörterung meines Sazes in den Pariser Briefen, wo ich von Göthe's Sterbetag redend sagte: „Ich meine an diesem Tage müßte die Freiheit geboren werden." Der Artikel hat treffende Bemerkungen und ich möchte wissen wer ihn gemacht hat. — Ihren lezten Brief, den ich als ich in den Wagen steigen wollte nur flüchtig gelesen, las ich später mit Entzücken zum zweitenmal. Was darauf zu antworten, muß ich auf Straßburg ersparen. Diesen Brief lege ich morgen früh, ehe ich abreise, auf die Post. Uebermorgen von Mez schreibe ich Ihnen wieder. Dienstag morgen komme ich wohl nach Straßburg und hoffe dort einen Brief von Ihnen zu finden. Ich habe sehr gutes Wetter. Adieu. Unter allen meinen Titeln gefällt mir am

besten: elende Schmeißfliege, und flüchtiger Wechselbalg. Mir tausendmal lieber als Hofrath.

Verdun. Samstag, den 31. März 1832.

Schönen guten Abend. Und jezt ist es mit meinem Verstande schon zu Ende, ich weiß nicht was ich Ihnen sonst schreiben soll. Doch Sie sehen es gerne, wenn auch nur einige Zeilen. Ich bin sehr wohl und das Wetter ist herrlich. Hier im Wirthshause ist auch eine zweite Familie aus Wien von Paris angekommen: Herr von ***, die ich oft bei *** gesehen. — Ich komme von einem Besuche, den ich ihnen auf dem Zimmer gemacht, so eben zurück. — Vergessen Sie nicht so viel Cholera-Medizin als möglich einzupacken. — Gute Nacht, liebe Seele, ich bin müde und lege mich schlafen. Frau von *** hat mir eine ganze Stunde von der Vortrefflichkeit der österreichischen Regierung vorgeplaudert. Neulich war sie bei Herrn Apponi, dem österreichischen Gesandten in Paris. Beim Weggehen sagte sie ihm: sie gehe jezt noch in eine deutsche Gesell-

schaft (zu ***). Apponi fragte welche Leute dort hin kämen? Sie nannte unter andern: Heine, Börne. Apponi rief aus: „Börne? der unsere Regierung eine fluchwürdige Regierung genannt!“ — Nun, noch einmal gute Nacht.

Ihre treue Schmeißfliege und Sie liebender Wechselbalg.

Straßburg. Donnerstag, den 3. April 1832.

Diesen Mittag bei dem herrlichsten Sommerwetter bin ich hier angekommen. Gleich auf die Post geschickt und Ihren Brief geholt. Ein schöner langer Brief! Der Carové war mir ein Labsal, den will ich zwiebeln! Der möchte schon längst eine Anstellung an einer preußischen Universität haben. Das war ganz gewiß seine Haupt-Absicht als er gegen mich schrieb. Man hat wirklich geglaubt Ihnen Verdruß damit zu machen? O die Menschen. Hätte ich nur Carové's Schriften! Geld möchte ich nicht dafür ausgeben. Vielleicht hat Herr Ackermann die Barmherzigkeit und leiht sie

mir. Dann schicken Sie mir sie mit der Post.. Uebermorgen schreibe ich Ihnen umständlich. Adressiren Sie die Briefe à l'hôtel de Paris, wo ich logire. Gleich fange ich an für den Carové zu notiren, ich habe schon einiges im Kopfe. Adieu.

Straßburg, den 5. April 1832.

Ich bin sehr verdrießlich, daß ich außer dem einen Brief den ich bei meiner Ankunft hier vorgefunden, keinen weitern von Ihnen erhalten, weder gestern noch heute. Ich kann mir nicht erklären woran das liegt .. Es würde mich ganz glücklich machen, wenn Sie sich beruhigen könnten über Baden, und daß Sie mich entweder nach Baden oder nach Freiburg reisen lassen. Wenn Sie durchaus nicht wollen, will ich in Zürich auf Sie warten. Glauben Sie nicht daß mir dort der Aufenthalt schadet. Ich leide ja gegenwärtig nicht an der Brust. Uebrigens sind ja einige Tage Versuche ohne Gefahr. Kann ich Zürich nicht vertragen, gehen wir an einen mildern Ort. Ich muß auch aus dem Grunde nach Deutschland oder der Schweiz,

um zu versuchen mit einem Buchhändler in Verbindung zu treten. Aarau ist ein langweiliger Ort, hat für die Schweiz keine schöne Gegend und eine philiströse Regierung. Zürich hat eine demokratische Regierung und ist also vorzuziehen. Auch gibt es dort einen liberalen Buchhändler, mit dem sich vielleicht etwas machen läßt. Ich werde also nur Ihre Antwort auf diesen Brief abwarten und dann reisen wohin Sie wollen. Hier kann ich auf keine Weise bleiben. Die Schweizer Bücher habe ich mitgenommen. — Gestern habe ich wieder eine Rezension in der Abendzeitung gelesen, worin ich ein Tiger genannt werde, und mir prophezeit wird, ich würde mich entweder todtschießen oder wie Pittschaft im Tollhaus sterben. Könnte ich nur alle Tage solche himmlische Rezensionen lesen, so würde ich die Trennung von Ihnen leichter ertragen, so gut habe ich es aber nicht. Den Carové abzumachen, wird mir besondere Freude sein. Schaffen Sie mir doch Nachrichten über ihn, und wo möglich auch seine Schriften.

Sie Ungeheuer! warum haben Sie mir nicht geschrieben?

Straßburg. Freitag, den 6. April 1832.

Eben erhalte ich Ihren Brief. Dank für die schönen Schmelzle-Züge, die Sie mir zu meinem Roman geliefert. Das hätte ich nicht erfunden! Sie bekommen auch Ihren Theil Honorar. Meinem hypochondrischen Professor selbst kann ich diese Züge nicht anheften, denn solche Menschen treiben keine demagogischen Umtriebe. Ich werde aber den jungen Menschen der ihn auf der Reise begleitet und in seine Nichte verliebt ist, zum demokratischen Schriftsteller machen, und dem Professor zu seiner Cholera-Angst, noch die politische geben: er möchte als ein Mitschuldiger des Demagogen angesehen werden. Schreiben Sie mir mehr solche Sachen. — Es bleibt also bei Zürich, wohin ich einstweilen gehen werde. Alle Schweizer-Städte sind langweilig, die Schweizer sind noch ärgere Philister als die Deutschen; aber in so schöner Natur kann man die Menschen entbehren. Auch würde ich

mich mit Schreiben beschäftigen. Kommen Sie nur sobald als möglich und schreiben Sie mir oft.

Gestern Donnerstag den 5ten ging es arg in Paris her. (Nach einer gestern hier bekannt gemachten telegraphischen Depesche.) In St. Pelagie, wo die politischen Gefangenen sizen, war eine Insurrektion, von außen von der Polizei angestiftet. Ein junger Mensch wurde erschossen. Die ganze Pariser Garnison ist unter Waffen. Es wurde unter das Volk eingehauen und über dreißig sind verwundet worden. Das kann nicht gut enden, oder vielmehr, es wird gut enden. Die Regierung ist von Wahnsinn ergriffen.

Die Cholera in Paris, wie ich es schon vorhergesehen im vorigen Jahre, ist ärger als irgend wo. Die Medizinal-Anstalten sind zu schlecht.

In Rheinbaiern ist es noch nicht aus, und die Volkspartei widersteht mehr als ich gehofft. Fein, der doch ein Fremder, und den man arretirt, ihn über die Grenze zu bringen, wurde von den Gerichten frei gegeben. Und als ihn die Regierung

von neuem arretiren lassen wollte, haben die dazu beauftragten Gensdarmen sich geweigert, weil es gesezwidrig sei. Wie Unrecht Sie in Ihrer Aengstlichkeit vor Baden haben, ersehen Sie auch daraus, daß Dr. Siebenpfeifer, der doch im Westboten noch ärger als Wirth in der Tribüne geschrieben, sich nach Mannheim begeben hat und dort eine Zeitung schreibt. R. soll sich nur ferner brav halten. Die Advokaten sind die gebornen Vertheidiger des Volks und von ihnen muß die Revolution ausgehen. — Dem Polen bei *** können Sie trauen. Daß er auf die Franzosen schimpft darin hat er ganz Recht. Was wird das für eine nächste Zeit werden. Ich glaube wieder an Krieg. Es kann nicht friedlich ausgeglichen werden. Die Regierungen sind verrückter als ja.

Mein größter Spaß ist, in meinem Kopfe die Titel zu rekapituliren, die mir meine Rezensenten gegeben. Jezt ist auch ein Tiger dazu gekommen. Und Sie haben den Muth mit einem Tiger zu reisen? — Ich habe heute dem S. geschrieben.

Schreiben Sie ihm doch er möchte etwas vorsichtig sein, sowohl wegen der Cholera, als besonders sich in keinen Straßenlärm zu mischen. Ich habe ihn auch dringend gewarnt.

Straßburg. Samstag, den 7. April 1832.

Ihren Brief mit Wechsel habe ich richtig empfangen, und schicke Ihnen denselben heute zurück. Die Werke des Carové lassen Sie sich angelegen sein. Bringen Sie mit was Sie davon auftreiben können; aber ja kein Geld dafür ausgeben. Vor zwei Jahren gab er noch Moosblütchen und voriges Jahr so ein ähnliches Werk ästhetischer Art heraus. Gestern las ich wieder im literarischen Conversations-Blatt eine Rezension. Das ist der fünfte Artikel den ich in diesem Blatte allein über mich gelesen. Man kann sich wirklich einen Buckel darüber lachen. Sie hören nicht auf von den Briefen zu sprechen und sagen immer es sei ein unbedeutendes Werk, von dem sich gar nicht der Mühe lohne zu reden: „Nicht leicht ist uns ein unbedeu-

tenderes, gehaltloseres, stupideres Buch vorgekommen als diese Briefe aus Paris." —

Könnten Sie mir das Blatt verschaffen, worin Stücke aus meinem 8ten Theile stehen? Heute steht in der hiesigen Zeitung: Herr B., der Verfasser der berühmten Briefe aus Paris ist seit einigen Tagen in Straßburg. Das bin ich. Adieu, Adieu.

Straßburg, den 9. April 1832.

Ich erhalte so eben Ihren Brief. Ich verspreche Ihnen nicht mehr zu jammern. Aber was kann ich für meine Jammersucht? Sie haben mich angesteckt. Ich reise morgen ab. Uebermorgen schreibe ich Ihnen auf dem Wege. Natürlich dürfen Sie auf keinen Fall von Frankfurt abreisen, bis Sie Nachricht erhalten, daß ich in Zürich angekommen. — Ich soll Ihnen über *** schreiben, weiß aber nicht gewiß wie Sie das meinen.... Ein großer Menschenkenner bin ich nicht. Ich brauche lange Zeit bis ich Einen begreife....

Stollhofen. Montag, den 9. April 1832.
Abends 9 Uhr.

Ihr Gesicht möchte ich sehen, wenn Sie auf der Adresse des Briefes Carlsruhe lesen. Wenn Sie sich ärgern, lache ich Sie aus. Lachen Sie mich lieber aus, daß ich mich ärgere; dabei kommen Sie viel besser weg. Es ist aber wahrhaftig nicht meine Schuld, daß ich nach Carlsruhe reise. Ich und Conrad wir sind eine Constellation, aus der nichts Kluges hervorgehen kann. Hören Sie wie es mir ging. Heute Nachmittag um vier Uhr sezte ich mich in den Wagen nach Zürich zu reisen. Dem Conrad hatte ich auch gesagt, ich reise nach der Schweiz. Beim Einsteigen sagte ich es dem Postillon. Und so gings fort. Ich war gerade vom Tische aufgestanden .. (vor Lachen mußte ich fünf Minuten die Feder niederlegen) ... hatte gut gegessen und schlief ein. Als ich erwachte, war es nach sieben Uhr, bald Nacht und der Wagen hielt am Posthause. Ich frage wo sind wir? Und erfahre zu meinem Erstaunen, daß wir in Stollhofen,

halbwegs Carlsruhe sind. Ich werde doch nicht der Narr sein, und wieder über den Rhein und nach Straßburg zurückreisen? Also gehe ich Morgen früh nach Carlsruhe, wo ich Vormittag ankommen werde. Wie gefällt Ihnen die Geschichte? Der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Ich wollte nach Zürich und gehe nach Carlsruhe. Meine Ankunft in Carlsruhe muß aber schon verrathen worden sein, denn hinter mir her zog viele Artillerie, die eilig nach Carlsruhe fuhr. Wenn Sie mir dort etwas anhaben wollen, stelle ich mich als hätte ich die Cholera von Paris mitgebracht und dann läuft gewiß alles fort. Im Ernste seien Sie nicht kindisch ängstlich. Ihre Rathgeber in Frankfurt und *** mitgerechnet sind keine große Helden; sie zittern alle vor der Polizei. Ich werde ein paar Tage in Carlsruhe bleiben, und dann nach Baden, wo ich Sie erwarte. Doch haben Sie gerade nicht nöthig nach Baden zu kommen. Wir können auch in Freiburg zusammentreffen, wo Sie um nach der Schweiz zu kommen durch müssen. Auf jeden Fall

erwarte ich in Carlsruhe Ihren Brief. Wenn ich Morgen diesen Brief von Carlsruhe absende ohne etwas dort hinzuzusezen, ist das ein Beweis, daß mir die Post keine Zeit ließ. Wenn Sie Lust haben, kann ich auch in Heidelberg mit Ihnen zusammentreffen. Ganz glücklich wäre ich, wenn Sie mir erlaubten nach Frankfurt zu kommen. Es juckt mich den Philistern dort, besonders dem *** unter die Augen zu treten. Doch gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich ohne Ihre Bewilligung nicht nach Frankfurt komme. Sie werden doch in Frankfurt keinen Lärm machen und gegen irgend Jemand Besorgniß äußern, daß ich nach Carlsruhe gegangen? Das wäre sehr dumm. Auf jeden Fall schreibe ich Ihnen übermorgen wieder. Adressiren Sie mir Ihre Briefe bis auf weitere Ordre poste restante nach Carlsruhe. Und nicht gemuckst, bei meinem Zorne! Gute Nacht. Ihre Briefe die nach meiner Abreise in Straßburg ankommen könnten, habe ich dort zwar den Wirth beauftragt nach Zürich zu schicken; da aber Zürich

ohngefähr lautet wie Carlsruhe, so hat der Wirth wahrscheinlich verstanden, er solle sie nach Carlsruhe schicken. Ich werde sie dort also richtig erhalten.

Gute Nacht. Himmlisch sehe ich aus in meiner rothen Jakobiner-Müze.

Carlsruhe. Dienstag den 10. April. So eben vor 1 Uhr komme ich wohlbehalten hier an. Der Brief muß aber sogleich auf die Post. Ich logire im Erbprinz. Adressiren Sie mir aber die Briefe poste restante.

Carlsruhe. Mittwoch den 11. April 1832.

Ich bin sehr begierig auf Ihren nächsten Brief. Das Wetter ist seit einigen Tagen zwar rein, aber sehr rauh. Auf dem Wege von Straßburg hierher gestern war ein Sturm, wie ich ihn noch selten gesehen. Ich mußte den Wagen ganz zumachen. Sobald ich Ihren Brief erhalten, gehe ich nach Baden. Aber ich wiederhole, Sie brauchen nicht hinzukommen, wenn Sie keine Lust dazu haben. Uebrigens muß ich Ihnen wegen Zürich einiges

bemerken. Erstens ist es dort jezt noch zu rauh und zweitens: (ich hätte es Ihrer Aengstlichkeit gern verschwiegen, aber meine Pflicht gebietet mir zu reden) kann es leicht kommen, daß dort Bürgerkrieg ausbricht. Es soll überall in der Schweiz sehr unruhig sein. Für mich wäre das keine Besorgniß, aber für Sie? — Ach welch' eine schöne Sache ist es um die Preßfreiheit! Einer der Redakteure der Tribüne Fein aus Braunschweig wurde in Rheinbaiern an eine benachbarte badische Behörde abgeliefert und vom Amtmann mit oder ohne Wissen der Regierung eingesteckt. Gleich Lärm in Carlsruhe und in der Freiburger Zeitung, so daß die Regierung hier eine Estafette abzuschicken genöthigt war, seine Freigebung zu befehlen. Sie sehen also wie unter solchen Verhältnissen die badische Regierung nicht wagen dürfte mir was anzuthun, wenn sie auch Lust dazu hätte.

In welches deutsche Blatt ich einen Blick werfe ist von mir immer noch die Rede. Von Hofrath Schreiber in Baden werde ich am besten erfahren,

was diesen Winter alle über, für oder gegen mich geschrieben worden ist. Die lezte Mannheimer Zeitung (ein niederträchtiges Ultrablatt) eifert gestern gegen den *Hochwächter* (ein ultraliberales Blatt das in Stuttgart erscheint), welches sich über meine Pensionsgeschichte ausläßt und des Senats spottet, der mich habe fangen wollen. *Mäuse fange man mit Speck* (sagt der Hochwächter) aber ein *Genie wie Börne* lasse sich nicht fangen. Ich möchte den Artikel gern lesen. Die Mannheimer nennt mich *Ehren=Börne* und der Hochwächter wäre mein Sancho Pansa. Sie schreibt: *Ludwig* (!) *Börne.* Begreifen Sie? das Ausrufungszeichen hinter Ludwig! Ich ersehe zu meiner Freude, daß ich die Aristokraten ins innerste Mark der Seele getroffen; ihre Wuth ist grenzenlos. .. O ich Dummkopf! Hätte ich das nur nicht geschrieben! Jezt sagen Sie gewiß: und Sie fürchten nicht die Rache der Aristokraten? Nein! Ich sage wie Cäsar im Shakespeare: „Wohl weiß die Gefahr, daß Börne noch gefährlicher ist als sie.“

— Die Choleraluft die ich ein paar Tage in Paris eingesogen, muß mir sehr gut bekommen, denn seit lange war ich nicht so wohl als in den lezten vierzehn Tagen. Viele Cholerasflüchtige kommen nach Baden.

Carlsruhe. Donnerstag, den 12. April 1832.

Ich habe Ihren Brief, den Sie nach Straßburg geschrieben, heute hier erhalten. Wie freue ich mich bald mit Ihnen zusammen zu kommen. Aber ich werde Sie beregnen mit Vorwürfen, und mein ganzes Schimpfwörterbuch im Härings-Salat werde ich auf Sie anwenden. Ungeheuer, Verrätherin. ..... Ich habe gegen Könige und Völker geschrieben; von jezt aber sei meine Feder der Rache geweiht.... Werde ich eingesteckt gebe ich Sie als Mitschuldige an. Ach, wären Sie gestern bei mir gewesen, wie wären Sie erschrocken und blaß geworden. Als ich Mittags auf meinem Zimmer war, meldet mir Conrad einen Polizei-Commissair, der mich sprechen wolle. Sogleich werfe ich mich in eine grobe Positur und heiße ihn hereinkommen.

Es war nichts, als daß er mit der größten Höflichkeit meinen Paß forderte, weil man auf der Polizei sehen wollte wann ich Paris verlassen, wegen der Cholera und Quarantaine. Bald darauf wurde er mir zurückgebracht. Hätten Sie nun nicht geglaubt, die Polizei wäre gekommen mich zu arretiren? Nuzanwendung: Man soll keine unnöthige Furcht haben. —

Es ist diesen Mittag kein Brief gekommen Warum? Das ist dumm.

Carlsruhe. Freitag, den 13. April 1832. *)

.. Nein, es ist unerhört! Das also ist die be-

---

*) Von diesem Briefe aus Carlsruhe, so wie von dem aus Neustadt vom 28. Mai, finden sich französische Uebersezungen in der notice biographique zu den Fragmens politiques et littéraires par Ludwig Bœrne, mit einem Vorworte von Cormenin, welche fragmens bei Paanerre in Paris 1842 erschienen sind. Sie enthalten alle von Börne veröffentlichten französisch geschriebenen Aufsäze, und sind von den Erben des literarischen Nachlasses und nicht von Cormenin herausgegeben; wie es fälschlich in einem nachgedruckten siebzehnten Bande von Börne's gesammelten Schriften, (Leipzig, Verlag von Wm. Kori 1847) heißt.

A. d. H.

rühmte Madame W. an welche die Pariser Briefe geschrieben? Das ist die Freundin des geistreichen Börne? O Schmach! Wie? Sie haben im Ernste geglaubt, ich hätte mich im Schlafe nach Deutschland fahren lassen, statt nach der Schweiz; wäre über den Rhein gefahren und hätte es nicht gemerkt? Hätte die französische Grenze passirt, die man ohne zweimaliges Vorzeigen des Passes gar nicht verlassen kann, und hätte das gar nicht gemerkt? Wie? Sie haben nicht verstanden, daß ich mit diesem Roman Ihre Aengstlichkeit necken wollte? Schämen Sie sich; es gibt kein Roth in der Natur, das roth genug ist für Ihre Schamröthe. Und den armen Conrad gleich angeklagt! O Liebe, Liebe, wie dumm machst du das Weib! Nicht im Traume wäre mir eingefallen, daß Sie das wirklich glauben könnten! Und der kluge *** der noch zweifelte, ob ich die Sache nicht angelegt! Es war immer mein Vorsaz nach Deutschland zu kommen, ich stellte mich aber an, als hätte ich mich von Ihnen abwendig machen lassen, um Sie nicht zu ängstigen.

Und wenn ich auch gewußt hätte, daß man mich arretiren würde, ich wäre doch hingereist. Denn glauben Sie nicht, daß es ein fruchtloses Opfer sei für die gute Sache seine Freiheit hinzugeben. Das wirkt mehr wie Schreiben. Das vermehrt die Erbitterung des Volks, zeigt die Tyrannei in ihrer häßlichen Gestalt und führt zum Ziele. Die vorn stehen wie ich, müssen den Graben ausfüllen, daß die Andern gebahnten Weg finden. Nach Frankfurt zu gehen, wäre nur eine leichtsinnige Neckerei gewesen, da ich ohnedies keine Lust hatte hinzugehen. Aber ins Badische wäre ich auf jeden Fall gereist, wäre ich also weggeblieben, hätte man das mit Recht meiner Furcht zuschreiben können. Das wollte ich nicht. Uebrigens habe ich mich nie auf die Freisinnigkeit der hiesigen Regierung verlassen, sondern auf die im Lande herauskommenden censurfreien Zeitungen und unabhängigen Gerichte, und daß die Regierung aus Scheu vor dem Scandal mich in Ruhe lassen würde. Wie hat aber meine Schwester gleich erfahren, daß ich in Carlsruhe

bin? — Ich reise morgen früh nach Baden, und am liebsten wäre mir, Sie kämen auch dahin. Dort könnten wir dann weiter überlegen was wir machen wollen. In Baden ist an Gefahr für mich nun gar nicht zu denken. Aber lieber Dummkopf, komme bald. Nicht warten bis Ende der künftigen Woche. Die Zeit wird mir lange bis ich Ihnen die verdiente Strafe geben kann. Das Wetter ist wieder ganz herrlich. Schreiben Sie mir bestimmt wann Sie nach Baden kommen, daß ich Ihnen entgegen kommen kann. Adieu Dummkopf!

Uebermorgen schreibe ich wieder.

Baden, den 14. April 1832.

Diesen Mittag bin ich wohlbehalten hier angekommen. Diesesmal war ich vorsichtig, habe nicht geschlafen, sonst wäre ich vielleicht nach Straßburg statt nach Baden gefahren. Das habe ich Ihren hochweisen Ermahnungen zu verdanken. Es ist doch ein großes Glück, wenn man so eine „kluge Frau im Walde", wie Sie zur Freundin hat. Ich

wohne im Zähringerhof, wohin Sie mir Ihre Briefe adressiren wollen. Das Haus ist schon fast ganz voll. Schon mehr als zwanzig Personen bei Tische. Den Hofrath Schreiber habe ich schon besucht, der sich sehr mit mir gefreut. Es gibt jezt eine Art Casino- und Lesegesellschaft hier, worüber ich mich sehr freue. Siebenzig fremde Familien waren den Winter hier. Schreiber sagt mir mit Robert wäre er in offener Feindschaft. Derselbe ginge mit der übrigen Gesellschaft gar nicht um........

Es ist himmlisch hier. In meinem Nächsten (übermorgen) mehr. Jezt machen Sie aber, daß Sie bald herkommen, sonst fange ich an zu schimpfen. Adieu kluge Frau.

Baden. Montag, den 16. April 1832.

Mit Ihrem dummen Briefe gestern haben Sie nichts bewirkt, als daß Sie mir Kummer gemacht. Geändert wird gar nichts in der Sache. Ich werde mich weder von Ihnen noch von .... zum Narren machen lassen. Ich verlasse Baden nicht

und wenn Sie nicht herkommen wollen, so bleiben Sie lieber in Frankfurt. Es ist ganz erbärmlich von ....., daß sie, statt Sie zu beruhigen, Sie in Ihrer dummen Aengstlichkeit noch bestärken. Auf diese Weise taugen wir nicht zusammen, hierin hat uns die Natur auf's feindlichste gegeneinander über gestellt.. Ich ertrage das nicht. Was hilft es mich, wenn Sie auch diesmal wieder zur Besinnung kommen, und hier jeden Tag hundertmal für mich zittern? Jezt haben Sie sich durch einen Zeitungs-artikel über Fein in unnöthigen Schrecken sezen lassen. Der Fein ist schon längst freigegeben, wie Sie aus einer spätern Nummer des Freisinnigen sich überzeugen können. Was Sie gelesen ist eine ältere oder falsche Nachricht. Die badische Regierung war auch gar nicht Schuld an der Sache. Die bairische Polizei hat den Fein, wie einen Vagabunden behandelnd an das badische Grenzamt abgeliefert, und dieses mußte, wie in solchen Fällen üblich, ihn in Verwahrung nehmen, und um Verhaltungsregeln bitten. Die Regierung aber, sobald sie es erfuhr,

befahl seine Freigebung. Was hilft es aber, wenn Sie sich hierüber beruhigen? Jeder Tag kann was Neues bringen, das Ihrer Angst Nahrung gibt. Noch niemals ist einer in einem Badeort arretirt worden. Im allerschlimmsten Falle wird er von der Behörde selbst gewarnt, weil Badeorte immer Freistätten politischer Verfolgten waren. Der *** ist ganz verrückt. Frankfurt, meine Regierung, das weiß er doch recht gut, wird meine Auslieferung nicht verlangen; Baden hat nichts gegen mich; was bleibt dann übrig? Wird etwa die badische Regierung mich an Preußen, an eine mir fremde Regierung ausliefern? So etwas ist selbst in Deutschland noch nie geschehen. Ich habe in Carlsruhe und hier so viele Bekannte, worunter Staatsräthe und andere Beamte; hätten die mich nicht gewarnt, wenn etwas für mich zu fürchten wäre? Keiner hat darauf angespielt. Würde der Cramer, der Schreiber, nicht davon sprechen, wenn nur im Entferntesten daran zu denken wäre? Ich glaube, daß wenn ich nach Frankfurt käme, selbst dort kein

Gesandter gegen mich verfahren würde. Was der *** von seinen Diplomaten Drohendes für mich gehört haben mag, das kann ich mir auf eine andere Art recht gut erklären. Die Aristokraten möchten mich gerne schrecken, daß ich nicht nach Deutschland komme. Sie haben durch einige bezahlte Rezensenten die Meinung zu verbreiten suchen, das deutsche Volk sei wegen meiner Briefe in Wuth, und man werde mich in keiner Gesellschaft dulden. Nun wissen sie aber recht gut, daß gerade das Gegentheil stattfindet, und daß wenn ich durch Deutschland reiste, man mich wegen der Briefe verehren würde, und es so an den Tag käme, daß alle ehrlichen Leute meine ausgesprochene Gesinnung theilen. Darum wollen sie mich entfernt halten, daß sich das nicht zeige. Ich selbst habe durch die Rezensenten mich etwas irre führen lassen, und wirklich geglaubt, viele verdammten mich wegen meiner Briefe. Ich habe aber in Carlsruhe und hier gerade das Gegentheil gefunden; alles drängt sich zu mir und beweist mir die größte Freundlich-

keit. Der Schreiber, seine Frau und Tochter, schrieen laut auf vor Freude, als ich unerwartet in's Zimmer trat! Den Spindler habe ich besucht, der als Romanschreiber sich gerade nicht viel um Politik bekümmert, er hat die Briefe mit Entzücken gelesen. Seiner Frau leuchtete die Freude aus den Augen, als sie mich sah, und sie kam nicht aus dem Lachen, so lange ich da war, wegen meiner Einfälle. Und gar der Cramer! Der fiel mir um den Hals und küßte mich. Dann rief er seine Frau, die, wie er sagte, mich kennen lernen wollte. Die hätte mich bald auch geküßt. Ein badischer Staatsbeamter von Adel, der im Hause wohnt, sitzt beständig mir zur Seite. Kurz alles ist verliebt in mich. Ueber den Pittschaft machen sie sich lustig, und Schreiber wie Spindler, die gut bekannt mit ihm sind, verwenden sich gleichsam bei mir für ihn, daß ich ihn nicht verschlinge. Ich bin überzeugt, daß in ganz Deutschland die nämliche Stimmung für mich herrscht. — Aber was nützt das Alle! Hätten Ihnen hundert Menschen in Frankfurt zugeredet, daß

ich nichts zu fürchten, das hätte keinen Eindruck gemacht. Sobald aber einer von Gefahr redet, und Ihrer Aengstlichkeit schmeichelt, halten Sie sich daran. Jezt zum Unglücke habe ich Ihnen gestern nicht geschrieben, weil ich Ihnen sechs Tage hinter einander leere Briefe geschickt, und da glaubten Sie gewiß ich sei arretirt. Als ich aber Ihren Brief erhielt war es zu spät ihn zu beantworten; denn, wie Sie sich erinnern werden, kömmt die Post Abends fünf Uhr und geht auch um diese Zeit. Ich bemitleide Ihre ängstliche Natur, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Ich kann Ihretwegen meine Natur nicht ändern. Kommen Sie ja her, kann ich mich lebhaft hineindenken, wie Sie sich die sonst so angenehme Reise durch Besorgnisse verbittern, da Sie die zwei Tage auf dem Wege ohne Nachricht von mir bleiben, und sich immer fragen werden: werde ich ihn noch frei finden? Das macht mich unglücklich, aber ich kann es nicht ändern und muß es ertragen. Also es bleibt dabei, ich verlasse Baden nicht, und wenn Sie nicht ruhig

sein können, wollen wir lieber getrennt bleiben. — Auf den Brief der heute noch kommen kann, kann ich nicht warten. Ist etwas Dringendes darin zu beantworten, geschieht es morgen, wo nicht, schreibe ich Ihnen erst in einigen Tagen wieder. Bis jezt schrieb ich täglich, um Ihre Aengstlichkeit zu vermindern. Da, wie ich sehe, dies aber doch nichts hilft, und ich Ihnen gar nichts zu berichten habe, will ich Ihnen lieber das Postgeld sparen.

Baden. Mittwoch, den 18. April 1832.

Jezt sind Sie mein liebes Kind wieder, da Sie sich so vernünftig betragen. Ich schreibe diese Zeilen in der Hoffnung, daß Sie der Brief nicht mehr findet, und daß Sie Donnerstag abreisen. Wenn ich genau erfahre um welche Zeit Sie von Carlsruhe abreisen, komme ich Ihnen ein Stück Weges entgegen. . Wie kommen Sie auf den Gedanken, daß die *** amüsante Leute wären? Doch haben sie Verstand genug sich in meiner Gesellschaft zu amüsiren. Sie sind sehr begierig,

wer die Damen sind, die ich erwarte. Ich habe ihnen weiß gemacht: es wäre meine Großmutter und meine Tante. Und das glauben sie ganz im Ernste! Sie müssen sich also mit der Marie abfinden, welche von Euch die Großmutter und welche die Tante sein soll. Die Zeit wird mir hier nicht lange. Ich werde angestaunt wie das achte Wunder der Welt, und es hinge blos von mir ab, das große Wort zu führen. Cramer besuchte mich gestern, und sagte mir, einige Leute, ein Breslauer Kaufmann und eine polnische Gräfin, die mit Familie hier lebten, stürben vor Ungeduld mich kennen zu lernen, und ich möchte doch mit ihm zu ihnen gehen. Bei dem Breslauer waren wir auch schon; die Gräfin will ich noch einige Tage schmachten lassen. Gestern auf der Straße begegnete ich Robert und seiner Frau und ging zu ihnen. Mit ihrer gefährlichen Krankheit war Uebertreibung, sie sieht so gut aus wie voriges Jahr. Der Pittschaft der ein schlechter Arzt sein soll, hat aus ihrem Uebel eine Schwindsucht gemacht. Sie schaffte ihn

und mit ihm die Schwindsucht ab. Er Robert aber ist mager wie ein Spaz. Gestern Abend im Casino traf ich den Pittschaft. Ich redete ihn freundlich an und betrug mich wie ein Hofmann. Die Andern als sie das sahen, lachten verstohlen. Ich brachte ihn auf medizinische Gespräche, damit seine arrogante Art hervortrete und ich ihn abkonterfeien kann; denn ich werde mich in einem Supplement noch mehr lustig über ihn machen. In einer Wochenschrift die Spindler hier herausgibt (der Zeitspiegel) stehen medizinisch-philosophische Abhandlungen von Pittschaft — es gibt nichts lächerlicheres! Das gibt mir Stoff zu hundert Bogen Satiren. Er, der Robert und Carové müssen zernichtet werden. So alle meine Feinde. Wer klug ist, merke sich das. Sie sind ein Schurke, wenn Sie sagen ich hätte mein Ehrenwort gebrochen. Erstens, gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich es vergessen, Ihnen mein Ehrenwort gegeben zu haben, nicht nach Deutschland zu reisen. Zweitens habe ich Sie damals wie ein krankes Kind behandelt.

Mein Wort war Medizin, die man wegwirft nach der Genesung.

Der Breslauer Kaufmann zeigte mir einen Brief aus Breslau, worin man ihm schreibt: die Censur dort hat die Ankündigung der Lithographie von Börne gestrichen. Ist das nicht merkwürdig? Ich hätte gedacht mein Bildniß müßte der preußischen Regierung willkommen sein, um es in contumaciam an den Galgen zu schlagen, wie in Houwald's Bild. Adieu liebe Großmutter. Gruß an die liebe Tante.

Wenn Sie sich in Heidelberg lang genug aufhalten, lassen Sie mir doch die dort erscheinende Zeitung (Mannheimer Zeitung) vom 1. April an, bis zum Tage Ihrer Ankunft, für Geld holen, und nehmen sie mit. Ich brauche sie nöthig.

Neustadt an der Haardt, den 25. Mai 1832.

.. Aber zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich keine Zeile lang sicher bin ungestört zu bleiben; eben verlassen mich drei Besucher, und wenn andere kommen (die ich nicht abweisen kann) muß ich auch den kürzesten Brief ohne Hurrah schließen. Dann müssen

Sie wissen, daß die Briefe von hier nach Baden und zurück, einen großen Umweg über Mannheim machen, also später anlangen, als ich berechnet hatte. — Mit dem Wetter habe ich ein wundervolles Glück. Nach so vielen schlechten Tagen, und gestern Morgen war es noch regnerisch, gestern das herrlichste Wetter. Nicht besser hätte ich es machen können. Keine Hize, kein Staub, himmlische Luft. Wären Sie nur mitgereist. Der Weg vom Rheine an, der zwei Stunden hinter Rastatt liegt, bis hierher, der schönste freundlichste Garten. Fruchtfelder, Weinfelder. Wälder von Obstbäumen in einem fort, daß das Herz darüber lacht. Um acht Uhr gestern Abend kam ich hier an. Von Rastatt aus mußte ich, weil die nächste Station neun Stunden entfernt ist, drei Pferde nehmen. Am Rhein war ich genöthigt eine ganze Stunde zu warten, bis die Nähe, die unglücklicher Weise auf der andern Seite war, zurückkehrte. Jenseits des Rheins (im Bairischen) in einem Dorfe hielten die Pferde um zu füttern. Ich ging auf der Straße auf und ab.

Da kam ein Mann, der Akten unter dem Arme trug, also Beamter war. Er hatte wahrscheinlich bei Conrad sich erkundigt, wer der vornehme Herr mit den drei Pferden sei, und es von ihm erfahren. Denn als ich wieder herbeikam, trat er zu mir, ungeheuer artig sich bückend und sagte: Sie sind der Herr Börne? Ich lächelte gnädig. Der die Pariser Briefe geschrieben? Abermals. Dann große Freude. Er zeigte mir ein Schreiben der Regierung, das er so eben erhalten, worin alle Beamte des Rheinkreises aufgefordert werden, sich beim Hambacher Feste einzufinden, damit die honetten Leute das Uebergewicht bekämen. — Auf der nächsten Station wo ich zu Mittag aß, bekam ich Händel mit der Post. Man wollte mir, weil ich mit drei Pferden angekommen, auch weiter drei Pferde aufdrängen. Das war kein Spaß, denn ich hätte auf der ganzen Reise drei Pferde behalten müssen. Da es friedlich nicht abzumachen, wiederholte ich mein Abentheuer von Dormans und ging zum Friedensrichter klagen. Dieser ein alter freundlicher

Mann fing an meine Klage zu Protokoll zu nehmen. Ihr Name? Börne aus Frankfurt. Der die Pariser Briefe geschrieben? Und jezt hätten Sie die Sonnenfreundlichkeit des Friedensrichters sehen sollen. Protokoll, günstiges Urtheil gleich zu Papier gebracht. Dann rief der Alte seinen Sohn herab, einen jungen Mann der erst kürzlich die Universität verlassen. Wie war der froh mich kennen zu lernen. Er nahm den Richterspruch seines Vaters und begleitete mich ins Wirthshaus; ich bekam also zwei Pferde. Und der Wirth, die Wirthin, die Töchter, die sahen, daß der Friedensrichter mir so schnell geholfen, seinen eignen Sohn geschickt, gebückt und geknirt bis zur Erde. Die dachten wohl ich wäre ein Prinz. Der junge Mann sezte sich zu mir in den Wagen und begleitete mich eine Strecke weit. Er äußerte, wenn ich nur länger in dem Orte geblieben wäre, wie sich die Herrn mit mir gefreut hätten den Abend. — Candel heißt der Ort und der Friedensrichter Braun. Neustadt liegt wunderschön am Fuße des Gebirgs. Als wir eine

Stunde vor der Stadt an einem Gartenhause vorbeikamen, zog ein anständiger Herr den Hut ab und rief vive la liberté. — Unter den Gästen die gestern Abend bei Tische im Wirthshause waren, kannte mich noch keiner, wahrscheinlich weil Conrad nicht ausgefragt wurde. Ich trank also meinen Thee Incognito. Ein Zug Herrn und Damen von Hambach herabziehend, kam noch in der Dunkelheit, Musik voraus, durch die Straße. Ein junger blonder Mann stürzte jubelnd in's Zimmer und rief: es lebe die Freiheit. Noch als ich im Bette lag, hörte ich Musik und Vivatlärm auf der Straße — tausend Menschen werden erwartet. — Diesen Morgen erhielt ich Besuch von einigen des Festcomités, Dr. Hepp, Buchhändler Christmann. Sie zeigten mir eine Verordnung, daß außer Rheinbaiern kein Fremder zum Feste zugelassen werden soll. Nun begreife ich nicht, warum man mich durch gelassen, da ich doch an der Grenze meinen Paß vorzeigte. Vielleicht ist auch nur Zweck des Verbots die Heidelberger Studenten abzuhalten. —

Ich erfahre daß ich wenigstens noch Montag hier bleiben muß. Schreiben Sie mir, erwarten Sie aber ferner keine Briefe mit Bestimmtheit. Adieu.

Neustadt an der Haardt. Montag, den 28. Mai 1832.

Ihren Brief vom Samstag habe ich heute erst erhalten. Wenig Zeit. Werde der Kürze wegen im Infinitiv sprechen, wie der König von Preußen. Eine Närrin sein! Keinen Spaß verstehen. Erinnere mich so wenig, was ich Ihnen geklagt, daß ich Ihren so herzlichen Brief kaum verstanden .....

Ich weiß noch nicht wann ich abreise; vor Mittwoch gewiß nicht, vielleicht aber erst den Donnerstag. Auch wenn ich Zeit hätte, könnte ich Ihnen nicht schildern, wie bedeutend das Fest war und in seinen Folgen werden wird. Ich habe mich nach meiner Art zurückgezogen und fast versteckt. Half aber alle nichts. Ich werde als ein Napoleon angesehen. Gestern Abend brachten mir die Heidelberger Studenten ein Vivat mit Fackelzug vor meine Wohnung. Schon früher zog mir auf den Straßen

alles nach mit Geschrei: es lebe Börne, es lebe der deutsche Börne! der Verfasser der Briefe aus Paris! Ich flüchtete mich zu Bekannten, in ein Haus, da stürzte man mir nach und rief vor dem Hause. Als ich heute über die Straße ging, riefen die Abreisenden aus den Wagen: es lebe Börne. Nicht blos Studenten, auch Bürger. Die Rheinbaiern, Polen, kommen alle Deputationsweise zu mir, und halten förmliche Reden. Gestern Abend war mein Zimmer gedrängt voll Menschen die alle stehen mußten, die Thüre blieb offen, und die Andern die keinen Plaz hatten blieben auf dem Vorplaz. Sie ergriffen meine Hand und drückten sie an das Herz wie die einer Geliebten. Ich hatte Mühe männliche Fassung zu behaupten. Einige junge Leute aus Heidelberg, blond und hoch und schön wie Apollos, selbst bewegt, brachten mich dem Weinen nah. „Nicht Herr Doktor, lieber Börne möchten wir Sie nennen“.. „Nennen Sie mich lieber Freund“ erwiderte ich, „so höre ich es am liebsten.“ Es ist merkwürdig, welche Wirkung die

Briefe gemacht, viele reden davon als hätte ich allein die Bewegung dieser Zeit hervorgebracht. Und das Fest! Doch davon mündlich.

. . . .

... — Apropos. Gott hat mir etwas zugeschickt, sehr vortrefflich unsere beiderseitige Romantik zu dämpfen. Meine goldne Uhr ist mir gestohlen worden. Habe die Nacht die Thüre aufgelassen. Ein Kerl der sich morgens während ich schlief hereinschlich, nahm sie vom Bette. O weh! Was werde ich von Ihnen für Predigten hören müssen! Der wahrscheinliche Dieb ist gefangen, aber die Uhr noch nicht. Noch einem andern meiner Bekannten im Hause, auch ein Genie wie ich, wurde seine Uhr auf gleiche Weise gestohlen. Schreiben Sie mir nicht mehr. Also wahrscheinlich komme ich Donnerstag erst zurück.. Unter Andern kamen auch ein paar Gymnasiasten zu mir und fragten: wohnt hier der berühmte Börne? Adieu.

Ihr bis zum Galgen treuer und Sie liebender Börne, der deutsche Börne!

Briefe aus der Schweiz.

1832.

Erster Brief.

Freiburg, den 29. Juni 1832.
Vormittag 11 Uhr.

Ich habe heute den ganzen Morgen gesungen, denn sobald ich von Ihnen fort war, war mir wieder ganz wohl. Es war ein Zahn herausgerissen — ruck — und es ist vorbei.

Ich kam gestern Abend noch weiter als ich gedacht, übernachtete in Kenzingen und komme eben an. In einer Stunde geht die Post ab; Sie werden also morgen frühe schon mit einem Briefe überrascht. Heute ist das herrlichste Wetter der Welt. Freiburg ist eine sehr liebe Stadt. Alles liegt auf den Straßen, ich glaube wegen Feiertag. Gestalt

und Kleidung der Landleute haben schon schweize-
risch Aussehen. — Sie müssen fragen, um welche
Zeit die Post hierher geht. Vielleicht früher als
den Abend. Adieu. Bald mehr.

Zweiter Brief.

Freiburg, den 2. Juli 1832.

Ihren dicken Brief habe ich schon ganz frühe erhalten als ich noch im Bette lag. Es freut mich, daß Sie noch in Baden bleiben. Die Beschreibung des Hambacher Festes möchte ich auf jeden Fall haben. Schicken Sie mir sie unter Kreuzband mit der Briefpost. Wahrscheinlich werden mir die Hefte Gelegenheit geben, etwas über das Hambacher Fest in den Freisinnigen zu schreiben. Von hier kann ich Ihnen nichts Interessantes schreiben. Die Stadt ist sehr heiter, auch lebhaft. Aber geistiges Leben spürt man nicht. Die Studenten, meistens arme Landeskinder und katholische Theologen, sind sehr

still und zahm. Bei Rotteck war ich einmal, und er einmal bei mir. Morgen Mittag werde ich bei ihm essen, und da werde ich wohl mehrere von den Herrn kennen lernen. Welcker ist verreist, kömmt aber heute zurück. Der Zell hat mich auch besucht. Rotteck sympathisirt sehr mit meinen Ansichten in den Pariser Briefen. Aber die Narrheit mit seinem geliebten Landesvater ist ihm nicht aus dem Kopfe zu bringen. Die Stadt ist sehr freundlich, aber die nächsten Umgebungen, mit denen Badens verglichen, sehr ungefällig. Die schönen Parthien liegen entfernter. Ich bin wohl, aber verdrießlich. Meine Briefe machen mir Sorge. In Zürich gibt es sehr reiche Buchhändler, die aber blos Schweizer-Sachen verlegen. Doch ist das meine lezte Hoffnung. Ich werde noch diese Woche dahin reisen, aber auf jeden Fall Ihren nächsten Brief abwarten. Mein Weg geht durch den schönsten Theil des Schwarzwaldes über Donaueschingen und Schaffhausen. Rotteck hat vom Mitarbeiten am Freisinnigen gesprochen; ich gab keine bestimmte Antwort.

Mein Wagen ist mir sehr zur Last. Ich könnte nicht allein billiger, sondern auch angenehmer mit dem Hauderer reisen. Es ist aber nicht zu ändern. Auf jeden Fall lasse ich ihn in Zürich zurück, wenn ich von dort weitere Ausflüge mache. Die Engländer wimmeln hier wie die Mücken. Sie reisen aber nur durch. Rotteck hat einen Brief bekommen, der von nahe bevorstehenden Tyranneien des Bundestags spricht. Alle Constitutionen sollen aufgehoben werden. — Das Wetter ist herrlich. Es gibt aber in der Nähe der Stadt, eine ganz kurze englische Anlage ausgenommen, nicht einen einzigen schattigen Spaziergang. — Vielleicht ist Benzel-Sternau auf seinem Gute bei Zürich, dann besuche ich ihn.

Dritter Brief.

Freiburg, den 5. Juli 1832.

Gar freundlich ist diese Stadt. Zu Oertels Wasserkur wäre sie vortrefflich. Durch alle Straßen strömt das hellste frischeste Quellwasser, und Sie würden sich nicht bedenken, sich in der Gosse zu waschen. Ueberall und keine andern als Röhrbrunnen, die wie Guthörende erzählen, Einen sehr angenehm in den Schlaf murmeln. Gestern Abend lauschte ich unter zwölf Dienstmädchen am Brunnen, welche acht Röhren übermurmelten — hätte ich sie verstehen können, Roberts sämmtliche Novellen hätte ich dafür gegeben. Diesen Morgen um drei Uhr weckte mich der Schein der

Blize, der durch die geschlossenen Fensterläden drang, aus dem Schlafe auf. Es donnerte stark, ich verließ das Bett und kleidete mich an. Dann öffnete ich das Fenster. Der Athem des jungen Tages war balsamisch. Wie ich später erfuhr, hat der Bliz vor der Stadt eingeschlagen und gezündet, die Feuersprizen gingen hinaus. — Die Gegend hier ist nicht so unschön, wie ich in meinem vorigen Briefe in meiner Naseweisheit (die ich meinem vieljährigen schlechten Umgang verdanke) voreilig geurtheilt. Auch ganz in der Nähe der Stadt hat man die herrlichsten Thäler und Hügel. Vorgestern ging ich mit Welcker und einer Gesellschaft, die er wegen meiner eingeladen, in ein solches Thal, das eng von Bergen eingeschlossen, ein halb niedergebranntes Kloster und einige Gasthäuser versteckt. Da ist es gar herrlich. Wir aßen da zu Nacht und kurz vor zwölf Uhr kam ich erst nach Hause. Das bekam mir den folgenden Tag sehr wohl.

Am nämlichen Tage aß ich bei Rotteck. Gemüthlich, verständig, aber etwas kleinstädtisch war alles.

Wir wurden nach unsern Pläzen gewiesen, theils nach Staatsrang und Würde, theils wie man uns ehren wollte. Ich, als Held des Tages, versteht sich zu oberst. Dann rechts neben mir: Der Chef der Liberalen der Landstände von Sigmaringen. Das Reich Sigmaringen wird wahrscheinlich in Europa liegen; mehr weiß ich nicht. Links neben mir, der Geheimerath Duttlinger, dann ein Professor, der kein Hofrath war, ihm rechts gegenüber ein Professor der es war; dann zwei junge Doktoren; dann die Frau, und die drei Töchter Rottecks. Kein Bedienter und kein Dienstmädchen servirte, sondern die Töchter und die Frau, was zwar recht idyllisch war, einen aber oft in Verlegenheit sezte. Von Rotteck wurde feierlich meine Gesundheit ausgebracht in deutsch-landständischem Styl. Ich gab gar nicht Acht auf die Worte, vernahm aber einiges vom geistreichen Börne. Da standen Frau und Töchter, und alle Kinder auf, (er hat neun) kamen mit ihren gefüllten Gläsern zu mir und stießen verächtlich an mein Wasserglas.

Ich stumm wie ein Fisch habe zur Erwiderung blos gelächelt und genickt. Der zweite Toast galt dem Mirabeau von Sigmaringen. Dieser konnte auch keine Worte des Dankes finden. Erst später sprudelte er einige Worte hervor, und deklamirte dummes Zeug, so ohngefähr wie Ferdinand in Kabale und Liebe. Da brachte Duttlinger die Gesundheit der Frau von Rotteck, und sagte drei Mal: Diese Frau Hofräthin mit ihrem Hofe (nämlich ihren Kindern) soll leben! Das Andere habe ich nicht verstanden.

Rotteck, Welcker und die andern Liberalen hier sympathisiren sehr mit meinen politischen Ansichten und des Rühmens meiner Pariser Briefe war kein Ende. Viele und rührende Bitten um Mitarbeiten am Freisinnigen. (NB. Wenn ich gestört werden sollte, wie es leicht kommen kann, schließe ich mitten im Worte, denn die Post geht um halb zwölf Uhr ab.) Welcker sagte: ich könnte in den Freisinnigen schreiben, wie ich wollte, und er hätte ganz ohne Bedenken alle meine Pariser Briefe abdrucken

lassen.. Bei Rotteck war auch ein Professor Schneller, Historiker, der dreißig Jahre in Oesterreich Professor war, und es endlich nicht länger aushalten konnte. Da ging er nach Freiburg seinem Geburtsorte zurück, und ließ sich hier anstellen. Die Professoren leben hier wie auf allen Universitäten wie Kaze und Hund unter einander. Leider bin ich hier auch berühmt, alles guckt mir nach, alle wollen mich kennen lernen. Glücklich die Dummen! Jeden Abend kommen einige Studenten in's Haus, und erkundigen sich beim Wirthe, ob ich noch hier bin, wann ich abreise. Wahrscheinlich möchten sie mich besuchen und sind zu blöde dazu.

Gestern war Schelble hier mit seiner Frau, die noch jung und hübsch ist. Er ist nicht weit von hier im Schwarzwalde geboren, und besucht auf einige Wochen seine Heimath. Wir sprachen viel über Musik. Felix Mendelssohn stellt er hoch, sehr hoch. Er meint: wenn er auch bei seinem Leben nicht anerkannt würde, geschähe es doch gewiß nach seinem Tode. Von der Nachwelt eines

zwanzigjährigen Menschen schon jezt zu reden, das ist viel. Mendelssohn ist von der altdeutschen religiösen Schule, wie Schelble und der Cäcilienverein. Seine Musik ist bei diesen weiblichen Musik-Pfaffen sehr geachtet.

Ich weiß noch nicht wann ich abreise, und werde mich nicht übereilen. Vorher will ich noch einige Bekanntschaften machen, und mir Adressen nach der Schweiz verschaffen.

Diesen Morgen fuhren Wagen mit Hochzeitgästen unaufhörlich hin und her. Die Hüte der Kutscher mit weißen Bändern und Blumensträußen geschmückt. Aber dem Puze der Frauenzimmer nach, war es eine vornehme Hochzeit. Gleich hinter einer solchen Freudenkutsche kam der Leichenzug eines jungen Mädchens, der Pracht und zahlreichen Begleitung nach das Kind reicher Eltern. Voraus wohl fünfzig Mädchen, keine über fünfzehn Jahr alt; dann der Sarg mit Kränzen von weißen Rosen behängt. An jeder Seite des Leichenwagens, sechs Mädchen, die eine Blumenkette verband. Dann

ein langer Zug von Männern und Frauen. Priester in ihrem Ornate mit Kreuz und Rauchfaß — es war alles sehr schön. Hinter dem Leichenzuge kam die aufziehende Wachtparade mit Trommeln und Musik. Zu gleicher Zeit kamen vor mein Haus zwei Wagen voll Engländer, einer von der Schweiz, einer nach der Schweiz. Adieu. Die Post schlägt.

Den Münster habe ich schon oft besucht, aber ich verstehe ihn noch nicht. Professor Z. erzählte mir: eine Wiener Dame habe bei seinem Anblick gesagt: sie habe noch keinen Thurm gesehen, der so schön gewachsen wäre.

Vierter Brief.

Freiburg, den 7. Juli 1832.

— Die Studenten haben mir gestern Abend ein Ständchen gebracht. Donnerstag Abend um zehn Uhr, da ich mich eben ins Bett gelegt, kamen sie in großer Zahl vor mein Haus mit Laternen, und sangen aus Musikbüchern ganz herrliche Lieder. Conrad sagte, ohngefähr sechszehn hätten gesungen. Dabei riefen sie: es lebe der Vertheidiger der deutschen Freiheit! Hoch! Ich ließ ihnen durch Conrad sagen, daß ich bedaure schon im Bette zu liegen, und es möchten doch einige heraufkommen. Da kamen eben zehn, stellten sich um mein Bett, und ich die Nachtmüze auf dem Kopfe hielt eine wirklich

sehr schöne und rührende Rede an sie, und revolutionirte sie ganz entsezlich. Die ganze Nachbarschaft war in Allarm und lag am Fenster. Gestern kamen wieder zwölf Studenten zu mir und da habe ich sie förmlich instruirt, wie sie sich bei der bevorstehenden Revolution zu verhalten hätten. — Meine Ideen reifen doch alle nach und nach. In Rheinbaiern haben sich mehrere Gemeinden vereinigt, und es ist zu erwarten daß sich nach und nach alle anschließen werden, und haben beschlossen: sie würden ihren Söhnen und Angehörigen, die im bairischen Militair dienen, erklären: wenn künftig einer von ihnen, sei es in Baiern, sei es sonst wo in Deutschland gegen das Volk sich brauchen lasse von der Regierung, dann solle er von seinen Eltern verstoßen, von seinen Angehörigen und Mitbürgern als ehrlos angesehen werden, so daß sich keiner in seiner Heimath mehr dürfe blicken lassen. Das muß wirken.

———

Fünfter Brief.

Freiburg, den 9. Juli 1832.

Sie müssen mit meinen kurzen Briefen einstweilen zufrieden sein, in der Folge schreibe ich längere. Ich werde gar zu oft gestört, von Professoren und Studenten. Was ich in meiner Nachtmüze den Studenten gepredigt habe, können Sie sich ja leicht denken. Vaterlandsliebe, Freiheit, Waffenkampf, Fürstenjagd. Bekannt wird nichts davon werden. Hat doch keine der hier erscheinenden vier Zeitungen von dem Ständchen etwas erzählt, wahrscheinlich aus Furcht, der Bürgerfreundliche und seine Gesellen möchten das übelnehmen und der ganzen Stadt anrechnen. Gestern Abend wurde von den

Studenten dem liberalen Deputirten von Itzstein aus Mannheim, der auf einen Tag hergekommen, und der in meinem Hause logirt, auch ein Ständchen gebracht, und dabei wiederum gerufen: es lebe der deutsche Patriot Börne! Am meisten Spaß macht mir, daß der Mensch welcher neulich in dem Freisinnigen in einem Berichte über das Hambacher Fest gesagt, etwa zwanzig Heidelberger Studenten hätten mir in Neustadt ein Ständchen gebracht „ich hoffe eine Spottmusik" hier ist, und zu seinem Aerger die Theilnahme der hiesigen Studenten für mich, selbst mit ansehen und anhören mußte. Es ist ein junger Mensch aus Carlsruhe, der seit einiger Zeit als Unter-Redakteur des Freisinnigen angestellt ist. Sonst liberal, aber ein Deutschthümler und Franzosenfeind. Er hat sich mir durch ein eigenthümliches Wort, das er auf lächerliche Weise oft gebraucht, als Verfasser jenes Artikels selbst verrathen; doch weiß er nicht, daß ich ihn kenne. Sie sehen, daß alle gegen mich erscheinenden Kritiken die öffentliche Meinung weder leiten noch irre führen

konnten. Ich habe doch noch kein Wort zu meiner Vertheidigung öffentlich gesprochen und doch huldigen alle bis auf wenige Ausnahmen meinen Gesinnungen. Zu den Ausnahmen gehört auch Professor ***, den Sie voriges Jahr mit Welcker gesehen. Er ist zwar sehr artig und freundlich gegen mich, aber daß ich so gegen die Deutschen losgezogen, will er mir nicht verzeihen. Neulich in einer Gesellschaft äußerte er: nicht blos in meinen Pariser Briefen, sondern auch in allen meinen frühern Schriften wäre ich gegen die Deutschen losgezogen. Ich erwiderte: wer sechszehn Jahre lang in so mannichfaltigen Verhältnissen und Schriften immer das nämliche behauptet, der muß wohl Recht haben. Darauf wurde Herr *** von der ganzen Gesellschaft ausgelacht. Vor einigen Tagen war ich bei Professor Amann einem meiner Verehrer zu Tische gebeten. Auch *** war da. Da brachte Amann meine Briefe herbei und sagte: die Stelle über Blücher hätte ihm so gut gefallen: „es ist als wenn ein Stein triumphiren wollte, daß ein Mensch

über ihn gestolpert.“ Ich bemerkte ihm: nicht ich, sondern Lord Byron hätte das gesagt. Darüber wurde *** ganz giftig und sagte zu mir: ja so wäre ich. Da entspann sich ein allgemeiner Wortwechsel über Blücher, gegen den sich die Meisten aussprachen. Nun war es ein großer Spaß. Ich selbst der den Streit herbeigeführt zog mich gleich zurück.. Amann, badischer Deputirter, hatte sich in der lezten Kammersizung sehr bemüht, das Cölibat der katholischen Geistlichkeit aufzuheben. Eine große Zahl katholischer Geistlichen die gern heirathen möchten (o sancta simplicitas!) haben darauf ihren Dank zu bezeugen dem Amann einen sehr schönen silbernen Becher verehrt.

Ich werde Samstag abreisen. Sie haben sehr Unrecht wenn Sie glauben anbeten sei dümmer als heirathen. Anzubeten kann ich aufhören wann ich will; aber seine Frau hat man auf immer. — Es ist wahr Conrad ist ganz glorreich über die mir gebrachte Huldigung. Er lacht immer. Am Sonntage hatten sich die Studenten zufällig in der Nähe

meines Hauses versammelt, um von da auf einen Berg hinauf zu ziehen, wo sie mit Gesang und Reden den Jahrestag der Sempacher Schlacht feiern wollten. Da kam Conrad lachend herein und sagte, die Studenten kämen wieder. Er meinte sie wollten zu mir. Sie schickten mir auch eine Deputation, und ließen mich zur Feierlichkeit einladen. Es war mir aber zu warm und zu hoch. Doch schickte ich Conrad hinaus, der mich dort gleichsam repräsentirte. — Gestern Abend schon um Mitternacht (wie mir Conrad eben erzählt) wurde in der Wirthsstube ein Bürger, der sich unehrerbietig über einen Deputirten ausgelassen, von andern Bürgern zur Thüre hinausgeworfen. Dabei war eine große Balgerei, und vier Philister lagen auf der Erde. Ich hätte das mit ansehen mögen. Es kann wohl in der Mannheimer oder ähnlichen Zeitung kommen: ich wäre Schuld an den Unruhen die vorgefallen; es liegt aber nichts daran, in einigen Tagen gehe ich fort.

Sechster Brief.

Freiburg, den 13. Juli 1832.

Was sagt man denn zu den Bundestagbeschlüssen? Hier lacht man dazu. Das heißt, man ist zwar in großer Wuth über die niederträchtige Gesinnung des Bundestags; aber die Folgen meint man, würden von keiner Bedeutung sein.

Die Hize ist auch hier fürchterlich. Gestern waren 26 Grad im Schatten. Es versteht sich von selbst, daß ich nur Abends und Morgens reisen werde. Morgen Nachmittag 4 Uhr reise ich wahrscheinlich ab. Ich habe da einen Weg von nur drei Stunden Zeit zu machen, und bleibe die Nacht im Höllenthal, einer wilden romantischen Gegend

im Schwarzwalde, worüber Sie im Schreiber nachsehen können. Sonntag und Montag werde ich verschiedene interessante Gegenden im Schwarzwalde besuchen. Mich interessiren die Uhrenfabriken, und die des Herrn von Eichthal (Bruder des Parisers) in St. Blasien. Dienstag gehe ich nach Schaffhausen, wo ich die Nacht bleibe. Dort habe ich blos den Wasserfall zu sehen und Mittwoch komme ich nach Zürich. Schreiben Sie mir also künftigen Montag nach Zürich. Ich logire im Schwert. Ich habe mir Empfehlungsbriefe von hiesigen Professoren nach der Schweiz geben lassen. Ich habe heute schon sieben Stück, bekomme aber noch mehrere. Unter andern habe ich einen an den Badischen Gesandten nach Luzern. Dort ist jezt Tagsazung, sehr lebhaft und der Mittelpunkt vieler politischen Verhandlungen und Intriguen. Luzern ist eine der interessantesten Gegenden der Schweiz. Doch werde ich Zürich nicht eher verlassen, bis die Sache meiner Briefe ganz in Ordnung ist. — Es stand doch in einer der hiesigen Zeitungen, daß mir die Stu-

denten ein Ständchen gebracht, aber in einem Blatte, das wenig im Auslande bekannt ist: im Schwarzwälder. — Nicht wie ich neulich schrieb die Studenten waren es, welche dem Herrn von Itzstein ein Ständchen gebracht, sondern die hiesigen Bürger. Das Vivat das bei dieser Gelegenheit auch mir ausgebracht wurde, war also nicht wie das Erstemal von den Studenten, sondern von den Bürgern, welches meinen Ruhm erhöht! Der Mensch welcher hinausgeworfen wurde war ein Commis, weil er gesagt: der Itzstein ist ein guter Mensch. Ein Chirurg nahm das übel, und sagte dem Commis: ob er denn mit Itzstein so familiär wäre, daß er sich so ausdrücken dürfe? Darauf warf er ihn zur Thüre hinaus. — Ich habe Besuche zu machen und muß schließen. In Zürich werde ich also einen Brief von Ihnen vorfinden. Ich schreibe Ihnen von Schaffhausen.

Siebenter Brief.

St. Blasien. Montag, den 16. Juli 1832.

Ich habe Ihnen versprochen, erst in Schaffhausen wieder zu schreiben. Da ich langsamer fortkomme als ich gedachte, mich besonders lange hier aufgehalten, und fürchte daß ich so wenig als bis jezt, auch in Schaffhausen Zeit finden werde zu schreiben, will ich einstweilen, blos mit kurzen Worten berichten, daß ich mich wohl befinde und sehr angenehm und lehrreich reise. In Zürich schreibe ich alles ausführlich. Seit gestern bin ich hier, wo ich die bewunderungswürdigen Fabriken des Herrn von Eichthal gesehen. Morgen reise ich nach Schaffhausen. Donnerstag werde ich wohl in Zürich

sein, wo ich mich in den See stürze, wenn ich keinen Brief von Ihnen vorfinde. Ueberall berühmt und angebetet, wo nicht geliebt, gefürchtet und daher überall gut aufgenommen und auf's freundlichste behandelt.

Achter Brief.

Zürich, den 19. Juli 1832.

Es kann sein daß ich noch einen Brief von Ihnen bekomme, meiner aber muß um zehn Uhr geschlossen sein. Ich werde also, berechnet die unvermeidlichen Störungen heute kurz sein müssen. Gestern Mittag kam ich von Schaffhausen hier an, oder eigentlich vom Wasserfalle; denn seit einiger Zeit ist nahe dabei ein Wirthshaus errichtet, wo man übernachten kann, und also gar nicht nöthig hat, das unsehenswürdige Schaffhausen zu berühren. Erwarten Sie keine Beschreibung; ich habe nicht so viel Phantasie mehr ein Stückchen Schwamm daran anzuzünden. Der Bundestag hat mir zwanzig Eimer

Wasser über den Kopf gegossen. Auch verderben Einem die Bücher und Kupferstiche alle Lust. Jeder Felsen im Wasserfalle, jedes Schaumgewölbe war mir bekannt und als ich sie nun sah, überraschten sie mich nicht mehr. Auch kam ich von der unrechten Seite an. Das Buch schreibt vor, man müsse von der linken Rheinseite sich dem Falle nähern, weil er dann plözlich vor die Augen tritt, ich aber (was nicht zu vermeiden war) kam von der rechten Seite, sah ihn schon aus dem Wagen, und dann vom Führer begleitet von verschiedenen Standpunkten, so daß er endlich, wie immer wenn man ein Wunder wachsen sieht, die Bewegung nicht in mir hervorbrachte, die er nach der Vorschrift des Buches in einem wohlerzogenen Menschen hervorbringen soll. Dabei hatte ich anderthalb Stunden hinab und hinauf zu gehen, zweimal über den Rhein zu sezen, und stehen zu bleiben und zu bewundern so oft es dem Führer beliebte. Den ersten schönen Standpunkt des Rheinfalles hat ein Müller unter Schloß und Riegel, den zweiten in

Laufen eine garstige Frau; beide mußte ich bezahlen, zweimal den Schiffer, dann den Führer und dabei schwizte ich sehr. Als ich nun bedachte daß das erst das Abc der Schweizer Herrlichkeiten sei und der erste Tropfen eines Meers von Schweiß, da wünschte ich mich in eine arabische Sandwüste, wo man schwizt weil man muß, und nicht weil man ein Narr ist und will, wo man nicht zu klettern braucht, sondern ganz gemächlich auf dem trabenden Kameele sizt, wo man nicht geprellt wird, sondern höchstens beraubt von den Beduinen, und wo kein dummer Cicerone mir erzählt was ich seit dreißig Jahren auswendig weiß. Wenn Sie nichts dagegen haben — aber ich schiebe alle Verantwortlichkeit auf Sie, Sie allein haben zu entscheiden — also wenn Sie es erlauben, will ich mich aufknüpfen, oder mich in den See stürzen, oder, was am allerromantischsten wäre, ich will mir das Riesenschwert, welches als Wirthshausschild unter meinem Fenster hängt, und das ich mit den Händen erreichen kann, in die Brust stoßen, um meinen jam-

mervollen Leiden ein Ende zu machen. Die Ausgaben in der Schweiz sind fürchterlich. Vom Wasserfalle aus mußte ich Hauderer-Pferde nehmen, denn in der Schweiz gibt es keine Extra-Post. Der Weg nach Zürich beträgt zehn Stunden, den ich einschließlich ein und ein halb Stunden für Fütterung, in sieben Stunden zurücklegte. Für diese halbe Tagreise mußte ich sieben große Thaler zahlen, also zweimal so viel als die Post kosten würde. Und das ist die Taxe. Eine Tagreise kostet drei Brabanter Thaler und einen kleinen Thaler Trinkgeld, also zweimal so viel als die Post kosten würde. Da man aber immer das doppelte zahlen muß für die Rückfahrt, kostet eine Tagfahrt (ungerechnet das beträchtliche Chaussee- und Brückengeld) sieben große Thaler. Und wenn die Entfernung auch nur einen halben Tag beträgt, wie in meinem Falle, so macht dieses keinen Unterschied. Wagen und Pferde, oder Pferde allein zu eigenem Wagen, das ist alle eins; so daß mein eigener Wagen mir in der Schweiz das Reisen nicht vertheuert. Sollte ich aber weiter

reisen, werde ich den Wagen zurücklassen, um wo möglich mich einer Gesellschaft anzuschließen, oder einen Einspänner für mich allein zu nehmen. Auch das Geld für Führer und dergleichen kömmt hoch, wenn man sich keiner Gesellschaft anschließt. Nur allein den Rheinfall zu sehen, hat mich einen kleinen Thaler gekostet. Also wählen Sie: Strick, See, oder Schwert! — Eben erfahre ich, daß, ich weiß nicht ob alle Briefe, oder nur die welche an Wirthshäuser adressirt sind, gar nicht ins Haus gebracht werden, sondern auf der Post geholt werden müssen. Vielleicht war gestern schon einer für mich da. Ich habe hingeschickt.. Da ist er! Bin begierig ob etwas darin steht, was mich vom Erhängen, Erstechen und Ersäufen abhält.

Was sollte ich denn von den Bundestagbeschlüssen noch sagen? Wußte ich doch alles vorher wie es kommen würde. Im Addiren und Multipliziren verrechne ich mich zuweilen; aber den Wahnsinn und die schamlose Ruchlosigkeit der deutschen Aristokratie die das unglückliche Land beherrscht, be-

rechne ich auf den kleinsten Bruch. Und das sind erst die Grundzüge des Tyrannensystems, die schreckliche Ausarbeitung wird noch erscheinen. Und wenn ich Recht behielte auch mit dem Volke! Wenn es alle die Schmach geduldig ertrüge! Noch hoffe ich.

Neunter Brief.

Zürich, den 21. Juli 1832.

Ich habe Ihnen zwar von den vergangenen Tagen noch manches Interessante mitzutheilen, ich käme aber gar nicht zur Gegenwart, wollte ich zu den alten Geschichten zurückkehren. Ich werde also mit den neuesten, von gestern anfangen, und die alten Geschichten später und gelegentlich erzählen. Gestern besuchte ich die Gräfin Benzel-Sternau auf ihrem Gute, das zwei Stunden von der Stadt entfernt am See liegt. Es heißt nach dem Namen der Gräfin Maria, Mariahalden. Um halb neun Uhr Morgens sezte ich mich in eine Gondel (ich allein, Conrad ließ ich zurück) und ließ mich fort-

schiffen. Es sind zierliche grün angestrichene Schiffchen, oben gegen die Sonne mit grünem Tuche bedeckt, die offnen Seitenwände verstatten die Aussicht. Der See kann überall übersehen werden, er ist wie ein Strom, doch überall so breit als wo der Rhein am breitesten ist. Der Himmel war etwas bedeckt, es wehete ein mäßiger aber frischer Wind, so daß ich die Sonne begierig suchte, den bedeckten Theil des Schiffes verließ, und mich am Schnabel des Schiffes hinlegte. Da ward ich eingelullt von alten Liedern in die schönsten frühesten Tage, zurück in die Wiegenzeit meines Herzens, ich bekam Thränenwehen, konnte aber lange nicht weinen. Dann kehrte ich dem Schiffer den Rücken zu und ließ meine Augen vom Winde trocknen. Warum waren Sie nicht bei mir? Ich glaube, allein zu sein in der Freude ist noch schmerzlicher als allein sein im Schmerz. Was Schiller im Wilhelm Tell singt: es lächelt der See — das lernt man erst verstehen wenn man ihn gesehen. Er ist blau und vom Winde bewegt wie fließender Himmel. Nichts

freundlicher als die Ufer. Die mäßigen Höhen auf beiden Seiten, vom herrlichsten Grün bedeckt, sind vom Gipfel bis unten überstreut von Dörfern und Landhäusern, man könnte ein Lämmchen darin werden. Die Natur, mit mütterlicher Zärtlichkeit, wirft eine ganze Handvoll Zucker in den sauern Trank des Lebens. Ich lehnte mich über den Bord des Schiffes, sah, träumte in den See hinab, und es war mir, als sollte ich alle meine Sorgen darin versenken. Mein Schiffer war träge und ruderte wenig, er ließ das Segel arbeiten, das nicht viel fleißiger war als er. So ging es langsam fort und mir war das recht. Nach zwei Stunden kam ich an. Ich wußte der Graf sei abwesend. Durch einige Bekannte, die schon den Morgen hinausgegangen, war man vorbereitet auf meine Ankunft. Ich bin gewiß, man hätte sonst vor Ueberraschung laut aufgeschrien. Mit welcher Freude und Herzlichkeit ich aufgenommen worden, kann ich Ihnen kaum schildern. Schon Jahre lang erwartete man mich. Der Graf hatte schon mehreremal geschrieben,

man sollte mich einladen. Als sie aus der Zeitung erfuhren, daß ich in Straßburg sei, wollten sie mir schreiben, sie verloren aber meine Spur. Der Gräfin bin ich ganz ein Mann ihres Herzens und ihres Geistes, sie denkt und fühlt wie ich. Meine Briefe lagen im Zimmer, sie wurden im vorigen Winter unter Jubel vorgelesen. Aus meinem 8ten Theile (den sie noch nicht besizt) hatte der Graf die Stellen über Göthe handschriftlich mitgetheilt. „Ueber Göthe haben Sie ganz aus meinem Herzen gesprochen", sagte die Gräfin. Vor zwölf Jahren oder gar schon vor vierzehn, war ich einen Tag bei dem Grafen auf seinem Gute bei Frankfurt. Damals trug sie das wunderschöne Kind auf den Armen, das einige Jahre später am Zürchersee so traurig das Leben verlor. Die Gräfin ist eine schon sehr alternde Dame. Leidenschaftlich liberal. Außer einigen Besuchern von Zürich, die vor dem Mittagessen weggingen, fand ich dort keinen Fremden als einen jungen Menschen aus Zürich, der im Hause wohnt, den Hofmeister des jungen Grafen, Werner

(Dichter von vielen Anlagen), der Victor Hugo's Tragödien übersezt, und den Sie von Frankfurt aus kennen müssen. Vor zwei und ein halb Jahr, als ich im Winter krank war vor dem Allerheiligenthore, besuchte er mich. Er erinnert sich Ihrer und Ihrer „geistreichen Physiognomie" und vermuthete, daß die Pariser Briefe an Sie gerichtet. Des Grafen Sohn der hier ist (ein älterer ist in Oesterreichischen Militärdiensten), ist zwölf Jahr alt. Die Freude dieses Knaben, wie auch jenes schon erwähnten achtzehnjährigen jungen Menschen, als sie erfuhren, ich sei der Verfasser der ihnen so bekannten Briefe, hätten Sie sehen sollen. Die Gräfin erzählte mir später, sie wären oft ins Nebenzimmer gegangen, hätten dort in den Briefen gelesen, und so ganz frisch mit mir verglichen. Mittags aß ich dort. Nachmittags kamen wie gewöhnlich verwandte Damen, die sich in einem nahe gelegenen Dorfe eingemiethet, zum Thee. Es ist Frau von *** aus ..., und deren zukünftige Schwiegertochter, ein Fräulein von Berlichingen. Die Gräfin hatte mir vor An-

kunft ihrer Cousine anvertraut, sie sei eine Aristo-
kratin. Doch spricht sie verständig und scheint ge-
bildet. Abends, als ich gerade Abschied nahm, im
Wagen nach Zürich zurückzufahren, kamen noch an-
dere Herrn und Damen von benachbarten Land-
gütern zum Besuche. Außer mir, wohnt noch seit
wenigen Tagen ein junger Pole auf dem Gute.
Dieser war morgens früh nach Zürich gegangen,
hatte dort in einer Zeitung meine Anwesenheit er-
fahren, kam gleich in den Gasthof mich zu besuchen,
da er meine Schriften kennt und liebt, und war,
als er zu seiner Ueberraschung hörte, ich wäre zur
Gräfin gegangen, gleich wieder umgekehrt. Doch
ließ er mir ein artiges Billet zurück, das ich Abends
fand. Ein sehr liebenswürdiger Mensch.

Was ich nun gleich gefürchtet als ich mich
entschlossen die Gräfin zu besuchen, das traf auch
ein. Kaum war ich angekommen und das Will-
kommen-Reden vorüber, wurde ich eingeladen auf
dem Gute zu wohnen, so dringend, so freundlich,
daß ich es nicht abschlagen durfte. Es ist mir nicht

recht. Eine viertel Stunde von Zürich, am See, liegt ein öffentlicher Vergnügungsgarten mit einem sehr schönen Hause, und die Wirthe, die mir gleich gefielen, wurden mir von hiesigen Einwohnern als sehr ordentliche Leute empfohlen. Da wollte ich mich einmiethen. Im Vorüberfahren landete ich da, sah die Zimmer an, fand alles gut, und war schon für wöchentliche Miethe und Preiß der Kost übereingekommen. Die Forderung war für die Schweiz sehr billig und billiger als in Baden. Kost und Logis für mich und Conrad hätten wöchentlich kaum 18 Gulden betragen. Und die Aussicht auf Land und Wasser ist herrlich. Das Haus wird vom See, dessen frischer Wind mir vielleicht nicht zuträglich gewesen wäre, durch die ganze Länge des geräumigen Gartens getrennt. Vorn aber, hart am See, sind herrliche Bäume, dicht umlaubte rund umschlossene Pläze, und da hätte ich zu jeder Zeit nach der Stadt und sonst hinfahren können, wo mich die Laune lockte. Nun ist zwar bei der Gräfin Garten und Aussicht noch weit schöner, und an ungestörter

Freiheit ganz nach meiner Laune zu leben, wird es mir unter so gewandten Weltleuten gewiß nicht fehlen; doch — ich bin der ich bin; mehr noch an Geist als an Körper verwöhnt, mehr noch mit der Seele als mit dem Körper in Pantoffel und Schlafrock und jeder Zwang, auch der freundschaftlichste, ist mir zuwider. Muß ich nicht zuweilen an der Gesellschaft Theil nehmen, muß ich nicht spazieren gehen? Darf ich über das Essen schimpfen? Muß ich nicht wie ein Narr geistreich sprechen? Ich habe schon gestern so viele vernünftige und schöne Dinge gesagt, daß man einen elften Band damit füllen könnte. Und wer singt mir vor: Schmerzt dich dein Fingerlein? Und das schlimmste kömmt noch. Als ich mit der Gräfin von einem Bedienten sprach, war sie verlegen. Es ist für Conrad kein Zimmer mehr frei. Eigentliche städtische Bedienung hat die Gräfin nicht; sondern nur Knechte für die Landwirthschaft, und die, wie sie sagte, wären und herbergten so schmuzig, daß man keinen ordentlichen Bedienten zu ihnen gesellen könnte. Es blieb mir

also nichts anderes übrig, als Conrad in das eine viertel Stunde vom Gute abgelegene Dorf für Logis und Kost anzudingen. Er wird nun zwar den ganzen Tag bei mir sein, auch mich morgens bedienen können. Indessen werde ich ihn Abends beim Schlafengehen vermissen, und ich werde genöthigt meine Strümpfe selbst auszuziehen. Es ist nicht zu ändern. Der dringenden Einladung durfte ich nicht widerstehen und dann überlegte ich auch, daß es gut sei, wenn ich meine körperliche und geistige Trägheit Einmal überwinde, und unter fremden Menschen lebe. Mein Verstand ist dafür und so mag es geschehen. Heute oder Morgen ziehe ich mit Sack und Pack hinaus. Adressiren Sie meine Briefe künftig poste restante. Der Bote geht zwei Mal wöchentlich in die Stadt und holt Briefe.

Sonntag, den 22. Juli. Vielleicht bekomme ich heute Nachmittag noch einen Brief von Ihnen. Dieser aber muß früher auf die Post, ich kann Ihnen also nicht antworten. Nach dem Essen (ich

bin bei einem Professor eingeladen) fahre ich nach Mariahalden.

Im Schwarzwalde bin ich ungeheuer berühmt. Welchen neuen Ruhm aber ich mir im Gasthause von St. Blasien erworben, und wie ich dort durch meine Schriftstellerei mir fünf bis sechs Gulden erworben, das will ich Ihnen jezt erzählen. Als ich im Wirthshause von St. Blasien, das in einer rauhen romantischen Gegend des Schwarzwaldes liegt (es wäre ein Paradies für einen Fra-Diavolo) des Morgens beim Frühstücke saß, trat der Wirth, ein großer starker Mann, in mein Zimmer, und klagte mir fast weinend: im ächten Schwarzwälder (einem Volksblatte das in Freiburg erscheint), hätte jemand drucken lassen, sein Wirthshaus wäre das schlechteste weit und breit, und so wäre er ein zu Grunde gerichteter Mann, wenn ich nicht die Gnade hätte etwas gegen die Verleumdung drucken zu lassen, und er würde ewig dankbar dafür sein. Ich versprach es ihm. Ich hatte den ganzen Tag keine Zeit, und erst Abends

zehn Uhr sezte ich mich schlaftrunken hin und schrieb einen Brief an den Redakteur des ächten Schwarzwälders*) in dem ich das Wirthshaus lobte. Auch fand ich wirklich alles gut. Es war elf Uhr als ich damit fertig wurde. Dann ließ ich den Wirth rufen, gab ihm das Concept und sagte ihm: er solle es den Abend noch abschreiben lassen, weil ich den andern Morgen abreisen wollte, das Concept aber zurück haben müsse. Nach Mitternacht kamen zwei Philister zu mir herauf, von welchen einer den Artikel abgeschrieben und der Andere als Deputirter der Wirthsstube sich ihm zugesellte. Wahrscheinlich war der Artikel in der Wirthsstube öffentlich vorgelesen worden. Nun hätten Sie das Gesicht dieser Bürger sehen sollen, als sie vor mir standen, und auf meine dringendste Einladung sich nicht zu sezen wagten! Dieses Lachen, diese durchbohrende Bewunderung, und wie sie in meinem Gesichte herumwühlten, da das Ge-

*) S. am Schlusse dieses Briefes.

heimniß meiner Größe zu finden! Es war der Triumph meiner Schriftstellerei. Und doch war, bis auf einen Spaß, nichts im Artikel, den ich halb schlafend und in der Eile geschrieben. Als ich nun den andern Morgen abreiste, machte mir der Wirth eine auffallend wohlfeile Rechnung, und für seine drei Pferde, die er mir vier Stunden weit und über die höchsten Berge des Schwarzwaldes mitgab, wollte er durchaus keine Bezahlung nehmen. St. Blasien ist eine Art Flecken, in einem Winkel versteckt, von der Landstraße abgelegen und dort kennt alle Welt meine Schriften. Noch am Morgen kamen Leute athemlos vor meinen Wagen, die mich kennen lernen wollten. Den Abend vorher, es dämmerte schon, kam ein rußiger Mann in mein Zimmer. Ich hielt ihn für einen bettelnden Handwerksburschen und empfing ihn barsch. Dann verstand ich ihn deutlicher und sagte: So, Sie sind ein Uhrmacher. Endlich verstand ich ganz deutlich, und ich erfuhr, daß er Pfarrer sei in einem Dorfe, das auf einem hohen Berge eine

Stunde von St. Blasien liegt. Er sagte mir, er kenne meine Schriften und ich hätte ihm ganz aus der Seele geschrieben. Was der Mann ängstlich war! Wie er verlegen und kurzathmig stotterte, als spräche er mit einem Könige! Alle meine Freundlichkeit mußte ich aufbieten ihm Muth einzuflößen. Und Sie haben sich nie vor mir gefürchtet! (Von Herrn von Eichthal ein anderes Mal). — Jezt möchte ich nun wissen ob mein Artikel im Schwarzwälder abgedruckt worden. Passen Sie auf was Sie zu thun haben. In Freiburg erscheint der Schwarzwälder und der ächte Schwarzwälder. Im leztern steht mein Artikel. Einer von beiden Wäldern wird im Casino von Baden gehalten. Gehen Sie also eines Morgens in das Lamm. Es ist ein schöner Garten dort. Fordern Sie Kaffe, Eier oder einen Krug mineralisch Wasser, und bitten Sie den Wirth Ihnen den Schwarzwälder aus dem Casino zu holen. Ist das Blatt nicht da oder steht der Artikel nicht darin, will ich ihn Ihnen abschriftlich schicken. Jezt muß ich schließen

um einzupacken. Um zwölf Uhr esse ich bei einem Professor, der 500 Gulden Gehalt und Frau und Kinder hat. Da werde ich mir wahrscheinlich den Magen nicht verderben. Zürich, es ist wahr, ist die Hauptstadt der Langeweile. Von Mariahalden schreibe ich Ihnen oft und viel.

Ihr B.,
Vertheidiger der Gastwirthe und Beschüzer der Unschuld.

An den Herrn Redakteur des ächten Schwarzwälder.

St. Blasien, den 16. Juli 1832.

Vorgestern, Samstag, übernachtete ich in einem Gasthause des Schwarzwaldes, wo zwar sonst alles gut, das Bett aber so lakonisch war, daß es für mich, einen der kleinsten aller Deutschen nicht hinreichte. Dieses nöthigte mich, beim Schlafen die Lage eines Kindes im Schooße seiner Mutter anzunehmen — eine Lage, die für einen alten Mann

zwar viel Rührendes hat, weil sie ihn in die ersten dunkeln Zeiten seines Daseins zurückführt, die aber ungemein anstrengend ist. Hier in St. Blasien aber fand ich ein ganz vortreffliches Bett von angemessener Länge, und ich konnte mich von der Ruhe der vorigen Nacht ausruhen. Dieses wohlbehagliche Gefühl stimmte mich heute Morgen sehr heiter, so daß ich beim Frühstücke guter Dinge war. Da trat der Wirth in mein Zimmer, hielt mir ein Zeitungsblatt — es war der ächte Schwarzwälder vom 1. Juli — unter die Augen, und sprach mit Hohn und Erbitterung: Sehen Sie, mein Herr, das sind die schmackhaften Früchte unserer Preßfreiheit! Ich ward roth; denn seit fünfzehn Jahren kämpfe ich mit für die Freiheit der Presse, und ich hoffte, wir würden endlich die süßen Aepfel der Hesperiden und kein bitteres Obst gewinnen. In der erwähnten Nummer Ihres Blattes heißt es von dem Gasthause, in dem ich dieses schreibe: es sei „das schlechteste in einem Umfang, welchen ein Haas in sieben Tagen kaum

durchspringen kann." Ihr Correspondent hatte gewiß keine üble Absicht, als er dieses schrieb, ließ sich aber vielleicht von einem Gerüchte irre führen, das böser Wille geschickt zu verbreiten wußte. Ich bin etwas verwöhnt und auf Reisen anspruchsvoller als löblich ist, und Sie dürfen daher meiner Versicherung glauben, daß ich in dem Gasthause von St. Blasien alles ohne Ausnahme, Zimmer, Bett, Essen, Bedienung sehr gut, sogar besser als in manchen Städten gefunden. Ja, selbst den einzigen Fehler, den oft die besten deutschen Gasthöfe haben, und der mich immer in die größte Wuth versezte, der nämlich, daß die gedankenlosen Stubenmädchen den Stiefelknecht so weit unter das Bett schieben, daß man ein Dachshund sein müßte ihn hervorzuholen — selbst von diesem ist das hiesige Gasthaus frei. Der Stiefelknecht war zu sehen, und dem kürzesten Arme erreichbar.

Indem ich Sie nun bitte, mein Herr, zur Genugthuung eines in seinem Rufe gekränkten Mannes meine Erklärung in Ihrem Blatte aufzu-

nehmen, erlauben Sie mir noch eine Bemerkung, die wichtiger ist, als der Gegenstand, der sie herbeigeführt. Ich glaube, daß ein Journalist weder die Pflicht noch das Recht hat, selbst die bewiesenen Fehler eines Einzelnen, oder die Ungebührlichkeiten, die eine geschlossene Häuslichkeit nicht überschreiten, vor die Schranken der öffentlichen Meinung zu bringen. Nur in dem Falle, wo man den Menschen nicht von dem Bürger trennen kann, wie es bei Regierungsbeamten eintritt; nur da kann ein Journalist in die schmerzliche Nothwendigkeit kommen, wegen des Bürgers den Menschen nicht schonen zu dürfen. Durch solchen Mißbrauch der freien Rede wird den zahlreichen, so erbitterten Feinden der Preßfreiheit eine Schadenfreude gebracht, die sie mit all ihrem Golde erkaufen würden, gäbe es nicht gedankenlose Menschen, die sie ihnen schenken. Glauben Sie es meinem Beobachten und Erfahrungen: die Feinde der freien Presse, wie jeder Volksfreiheit, benuzen nicht blos solche Ausschweifungen, in welche oft selbst die gutmeinendsten

Journalisten verfallen; sondern sie wissen auch auf heimlichen Wegen listig dazu aufzuregen, um dem Gegenstande ihres düstern Hasses auch eine Verachtung zuzuwenden, die ihm gefährlicher ist, als alle Gewalt, und verderblicher als die Feindschaft der Mächtigsten.

Zehnter Brief.

Mariahalden. Donnerstag, den 26. Juli 1832.

Gestern Abend vor Mitternacht, da ich von einer Seefahrt zurückkam erhielt ich Ihren lieben Brief. Wir wollen beide schreiben, wenn wir Stoff und Lust haben, und nicht gerade abwarten bis des Andern Brief ankömmt; das gäbe oft Aufenthalt, da ich, auf dem Lande, zwei Stunden von der Stadt entfernt, weder Ihren Brief immer am nämlichen Tage seiner Ankunft in Zürich erhalten, noch ihn auch an jedem Tage beantworten kann. Was sagt man zu den Rasereien der Bundesversammlung? Zwar ist es mir recht, daß sie die Saite so gewaltig spannen — mir war nur immer

vor ihrer Mäßigkeit bange, welche den gutmüthigen Deutschen so leicht gewinnt — doch diese Unverschämtheit, dieser Hohn und Troz bringt mich in die heftigste Leidenschaft. Jezt will ich sehen was mein Volk macht!

Seit Sonntag wohne ich hier bei der Gräfin Benzel-Sternau. Ich bin da schon so eingewohnt — es ist mir manchmal wie ein Traum! Die Gräfin ist eine sehr gute Frau, und sorgt für mich, für meine Bequemlichkeit, Diät, kurz für alles, so freundlich als Sie es nur könnten. Könnte ich Ihnen nur eine lebhafte Vorstellung von der herrlichen Lage des Gutes geben. Es liegt am Abhange eines Hügels, am See, von diesem durch den Garten getrennt, der terrassenförmig hinabsteigt bis ans Wasser. Die herrlichsten Schattenpartien, Size, Aussichten im Garten. Ich wohne im ersten Stock und sehe aus dem Bette den See und die Berge drüben. Vor meinem Fenster ist ein großer breiter Balkon, der die Breite des ganzen Hauses einnimmt, mit Orangen besezt, und die Geländer

mit Weinreben umflochten. Neben meinem Zimmer ist ein anderes mit den herrlichsten Gemälden, dann die Bibliothek, ganz wie ich sie sammeln würde, die neueste französische Literatur; ich hätte ein Jahr daran zu lesen. Alle Thüren stehen offen, und kann ich diese Zimmer, wie zu meinem Appartement gehörend betrachten. Ich lebe sehr ungenirt und bequem. Daß Conrad nicht im Hause ist, hindert mich gar nicht; er kömmt täglich drei Mal zu mir und macht alles in Ordnung. Eine Klingel führt zu den Mägden, und ein junger Mensch, der bei unverschlossener Thüre neben mir schläft, macht sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, mir in allem behülflich zu sein. Es darf auch überall geraucht werden im Haus und Garten, nur in den Zimmern nicht wo die Gemälde hängen. Morgens frühstücke ich allein, weil ich früh aufstehe, die Andern um acht Uhr gemeinschaftlich. Dann gehe ich hinauf und seze mich dazu, wie bei Ihnen. Ich werde eingeladen eine Tasse Kaffe zu trinken, nur eine; aber ich widerstehe besser als bei Ihnen. Um

neun Uhr gehe ich auf mein Zimmer, oder am See spazieren. Um ein halb zwei Uhr wird gegessen. Nach Tische schlafe ich. Um fünf Uhr gehe ich in den Garten, wo ich immer Besuche antreffe. Da wird Thee getrunken bis neun. Wenn die Fremden fort sind, wird im Zimmer zu Nacht gegessen, gesprochen, auch vorgelesen bis elf. Gestern haben wir eine Wasserfahrt gemacht vier Stunden weit, bis zur Insel Ufnau bei Rapperschwyl. Auf dieser Insel liegt Hutten begraben. Auf einen Hügel sezten wir uns ins Gras, ich auf meinen Mantel, breiteten da kalte Küche aus und aßen und tranken. Als wir uns um sechs Uhr in's Schiff sezten zurückzufahren, bekamen wir Sturm. Nachdem wir zwei Stunden bis zu einbrechender Nacht gefahren, landeten wir und legten den übrigen Theil des Weges theils zu Wagen, theils zu Fuß zurück. — So lebe ich in den Tag hinein, ohne Plan, fast ohne Wunsch. Aus Paris wird diesen Winter gewiß nichts. Wohin sonst? Ich weiß nicht. Nach Deutschland kann ich nicht, da wäre ich nicht sicher.

Es sind erschreckliche Zeiten! Ich schrieb Ihnen vorigen Winter: „Es wird mit einer großen Hängerei endigen.“ Und so wird es kommen. Campe, wenn er auch wollte, kann meine Briefe jezt gar nicht drucken lassen. Nach den neuen Bundestagbeschlüssen werden alle Buchhändler unter besondere Polizei-Aufsicht gesezt. Sie sind ruinirt, wenn sie etwas Liberales drucken lassen. Denn nicht blos das Buch wird confiscirt, sondern alle ihre Verlagsartikel werden verboten, auch die erlaubten Bücher, um sie zu bestrafen. So hat es Preußen schon mit zwei Buchhändlern gemacht, weil sie liberale Sachen herausgegeben, wurden alle ihre Schriften, ohne Unterschied verboten. Es ist mir fast lieb wenn meine Briefe, so wie sie geschrieben, gar nicht erscheinen. Ich würde meinen durch die frühern Briefe erworbenen Ruf verlieren. Die Spässe gegen meine Rezensenten sind nicht an der Zeit. Ich habe die Deutschen gelobt, und wer weiß wie sie sich jezt betragen. Was auch geschieht bleiben meine frühern Briefe (kommen keine dazu)

in Ehren. Wehren sich die Deutschen, heißt es bei Vielen: ich hätte viel dazu beigetragen, sie aufzuregen, indem ich ihnen ihren bisherigen Sklavensinn vorgeworfen. Lassen sie sich alles gefallen, ist es gewiß mein Triumph. Wenn also Campe die Briefe nicht nimmt, mache ich einen Auszug von den besten der Briefe, das zusammenstellend was jezt paßt, was ich vorhergesagt, und gebe um jeden Preis das Buch irgend einem Schweizer in Verlag. Sie leben im siebenten Himmel und lesen höchstens die Carlsruher Zeitung. Sie kennen also vielleicht die neuen Bundesbeschlüsse gar nicht. Der Freisinnige ist verboten, Welcker zum Zuchthaus verurtheilt ꝛc. Der Bote geht fort, auch fehlt es mir an Gemüthsruhe. Uebrigens bin ich gesund, und wohler als in Baden, und habe es hier so gut als bei Ihnen. Das sagt alles. Ich lebe jezt ganz das adlige Landleben, wie es Göthe in seinen Romanen beschreibt. Wäre ich so ein Geck wie er, könnte ich die erhabenste Poesie darin finden und daraus dichten. Ein närrischer Kauz von Arzt aus dem näch-

sten Dorf.. ein humoristischer Geistlicher.. ein italienischer Graf, geflüchteter Carbonaro; mehrere Polen; Maler; eine alte Dame, höchst aristokratisch, die weil sie glaubt eine schöne Stimme zu haben, in einem fort den Marseiller Marsch singt. Ein junges schönes Fräulein sagt mir naiv wie Gurli: ach, heute habe ich mich an der Brust gestoßen, grade unter dem Herzen, und ich habe einen rothen Fleck davon. Thee trinken, französisch sprechen, Zeichnen, Musik, medisiren, übrigens bei allen einige Bildung und viel Literatur. Ich, der Alte. Das ist's.

Elfter Brief.

Mariahalden. Samstag, den 28. Juli 1832.

Gestern Abend, fast unerwartet, erhielt ich Ihren Brief. Sie sind aber immer noch die alte Schmarozerin. So oft sich einer ein Vergnügen macht und weint, gleich weinen Sie ungebeten mit. Habe ich Sie dazu eingeladen? Und aus Rührung wollen Sie mit mir nach Paris, nach dem südlichen Frankreich. Das sind Träume und Schäume. Zu Paris habe ich kein Geld, und werde auch keines bekommen. Von Campe kann ich jezt täglich Antwort erhalten; aber es ist nicht daran zu denken, daß er mein Werk druckt. In der Schweiz — kein Gedanken! Ich habe mich schon darnach erkundigt. Wie

die Schweizer die potenzirten Deutschen, so sind die Schweizer Buchhändler die potenzirten Buchhändler. Ich kenne einen Professor in Zürich, ein berühmter Philolog, der die mühsamsten, in ganz Europa geachteten Werke herausgibt; er bekömmt für den Bogen fünf Gulden! Schreckliche Menschen die Schweizer. Sie müssen nur *** darüber sprechen hören. Die ungeheuersten Philister. Sie wissen gar nichts vom Auslande, und bekümmern sich nicht darum, weder in Politik noch Literatur. Sie lesen nichts als ihren Zschokke. Meine Briefe sind zwar überall bekannt, doch das ist eine Ausnahme. In den Schweizer Blättern findet man fast nichts über Deutschland, so daß ich von den neuesten Ereignissen gar nichts oder nur spät erfahre. Es erscheinen viele Blätter in der Schweiz; aber alle wöchentlich nur einmal. — Rathen Sie mir was ich thun soll für den nächsten Winter. Uebrigens sind die politischen Ereignisse abzuwarten. Im südlichen Frankreich sich aufzuhalten, ist, einschließlich der langen Reise, so kostspielig als in Paris. Auch haben Sie

vom südlichen Frankreich eine falsche Vorstellung. Es gibt wenige schöne Gegenden da. Im Winter ist das Klima zwar milder als anderswo, aber böse Winde sind der Gesundheit schädlich. Ich haushalte mit meinem bischen Gelde soviel als möglich. Höchstens werde ich mir erlauben, eine kleine Tour von zehn Tagen nach Luzern und den kleinen Cantonen zu machen. Und dann — wohin? Ach wohin!

Seien Sie nur nicht besorgt, ich möchte aus Höflichkeit meine Diät vernachlässigen. Sie kennen mich gut! Ich genire mich nicht. Aber meine Wohnung ist himmlisch. — Ich erfahre so eben, daß der Bote nach der Stadt schon Mittag fortgeht; ich muß also eilen. Eigentlich wüßte ich Ihnen auch nichts zu schreiben. Ich lebe so still und gedankenlos fort, nicht vergnügt, nicht mißvergnügt. Daß ich hier auf dem Lande nicht täglich, in Zürich selbst nicht hinreichend erfahre was in Deutschland vorgeht, erhält mich in einer unruhigen Spannung. Die wichtigsten deutschen Angelegenheiten werden in

den Schweizer Blättern mit wenigen Zeilen berührt. In Mannheim soll ein Regiment, das man gegen die Bürger gebrauchen wollte, die Waffen niedergelegt haben. Ist das wahr? Schreiben Sie mir doch was Sie Wichtiges erfahren. — Ich mache mir keine Sorge mehr, wenn zur bestimmten Zeit kein Brief von Ihnen kömmt, höchstens werde ich verdrießlich. Aber in dieser Entfernung, und eigentlich abseiten der ordentlichen Postwagen, läßt sich auf Regelmäßigkeit der Beantwortung nicht rechnen.

Die Cholera, die in Paris wieder fürchterlich gestiegen war, nimmt wieder ab; nach der gestrigen Zeitung um achtzig in einem Tage. Um so sicherer ist Paris gegen einen neuen Ausbruch im Herbst. Alsdann kömmt sie erst nach dem südlichen Frankreich. — Den Lebrett aus Augsburg kenne ich sehr gut von Stuttgart her, wo er früher war. Er hat immer viel auf mich gehalten. Er ist bekannt als ein wüthender Bonapartist. Es ist ein wahrer Fanatismus bei ihm.

Der S. ist ja jezt ganz dumm und trocken ge-

worden. Wahrscheinlich ist der Bundestag Schuld daran. Bei mir hat er dieselbe Wirkung hervorgebracht. Ich könnte jezt kein Wort schreiben, und wenn mir ein Buchhändler hundert Carolin für den Bogen gäbe. — Ich gähne sehr oft beim Thee und Abendessen, mitten unter den edlen Damen. Sie sehen daraus, wie wenig ich mich aus Artigkeit genire. Auch bin ich gesund nach Verhältniß meiner Gesundheit. Könnten Sie nur einen Blick, nur einen Blick aus meinem Fenster thun! Es ist zu schön. In den Briefen, welche die Gräfin mit ihrem Manne wechselt, werden zu mehrerer Sicherheit Personen von politischer Bedeutung durch Buchstaben oder willkührliche Namen bezeichnet. Ich heiße, seit Erscheinung des 8ten Theils, der Kurfürst von Soden. Gestern bei Tische wurde auf die Gesundheit des Kurfürst von Soden getrunken. Adieu. Der Bote eilt.

Zwölfter Brief.

Mariahalden, den 2. August 1832.

Ich habe gestern einen Brief von Ihnen erwartet, und ich glaube, daß ich schon vorgestern hätte einen erwarten dürfen.. Ich berechne eben, daß es zwölf Tage sind, seit ich hier auf dem Gute wohne und ich noch auf keinen einzigen Brief, den ich von hier geschrieben, Antwort erhalten. Wie geht das zu? Ihre Briefe von Baden sind auch immer erst am 4ten Tage in Zürich angekommen. Gewiß werden sie aufgemacht und gelesen. Das geschieht jezt überall, sogar in der Schweiz, wie mir die Gräfin gesagt. Wir müssen in der Folge uns über fremde Adressen verständigen, und zu den Brief-

Adressen eine andere Hand gebrauchen. Gestern war ich seit acht Tagen zum Erstenmale wieder in Zürich, und habe dort R. getroffen. Im Vertrauen gesagt, er hat mich ennuyirt. Er ist ein so ordentlicher Mensch und spricht an der Wirthstafel so viel und altklug und so laut mit aller Welt über Politik, daß ich ein bischen Krämpfe davon bekommen. Es ist gar nicht mehr Mode, mit fremden Leuten viel zu sprechen. — Von Campe habe ich Antwort erhalten. Es ist nichts. Er wagt es nicht in jeziger Zeit. Aber eine andere Aussicht hat sich eröffnet. Ein Buchhändler in Luzern, der wahrscheinlich von meinem hiesigen Aufenthalt erfahren, hat mir schriftlich den Antrag gemacht die Briefe zu übernehmen. Er hat mir gerade so viel angeboten als Campe. Was hilft mir das? Mit diesem Gelde könnte ich doch den Winter nicht in Paris leben. Ich werde ihm andere Vorschläge machen, und die Zeit der Unterhandlung benuzen das Manuscript ganz fertig zu machen. Bekomme ich diese Summe, dann kann ich nach Paris reisen,

und mit weniger Beschränkung gegen den frühern Aufenthalt, sorgenfrei dort leben. An eine Reise in die Schweiz denke ich jezt also gar nicht. Erstens war ich ohnedies nicht dazu gestimmt, und dann muß ich mein sehr bischen Geld schonen.

Ich werde die nächste Woche wieder in die Stadt ziehen, und zwar in den Garten von dem ich Ihnen früher geschrieben. Ich muß nahe bei der Stadt sein, erstens wegen des Copisten den ich brauchen werde; zweitens, weil ich hier auf dem Gute selten Zeitungen bekomme und ich wenig erfahre was in der Welt vorgeht; endlich weiß ich auch nicht, wie lange es sich schickt, das Gastrecht zu benuzen. Zwar bat mich die Gräfin auf's dringendste und freundlichste länger zu bleiben, und sie hat das gewiß ernstlich gewünscht — indessen mir fehlt es an Erfahrungen in solchen Verhältnissen. Ich denke vierzehn Tage hier zugebracht, das ist genug. Dazu kommen die andern schon erwähnten Gründe. — Nachdem man lange bescheiden gezaudert, hat man mich hier doch zulezt so freundlich

gebeten, etwas aus meinen neuen Pariser Briefen vorzulesen, daß ich nachgeben mußte. Ich suchte mehrere Stücke heraus, las gestern und vorgestern Abend vor, und werde heute damit fertig werden. Es hat alles großen Beifall gefunden, besonders die Predigt über die Mauth. — Von dem Drucke der neuen Briefe dürfen Sie mit keinem sprechen; Geheimniß wurde mir zur Bedingung gemacht.

Freitag, den 3. August. Auch gestern keinen Brief erhalten! Seit dem lezten sind es jezt acht Tage. Sie brauchen sich aber darum über meine Unruhe keine zu große Sorge zu machen. Wenn einer kömmt, ist gleich alles wieder verschmerzt. Gestern Abend war ich so betrübt, daß ich auf meinem Zimmer blieb und als die Gräfin herunter schickte, ließ ich ihr aufrichtig sagen, daß ich unglücklich sei, weil ich seit acht Tagen keinen Brief erhalten und sie mich entschuldigen möchte.

Dreizehnter Brief.

Zürich, den 6. August 1832.

Vorgestern am nämlichen Tage da ich meinen Brief abgeschickt, erhielt ich endlich Abends den Ihrigen. Das war nun von beiden Seiten wieder ein unnöthiger Jammer. Jezt wissen wir woran es liegt; der Brief kömmt immer am fünften Tag an. Er wird bestimmt (wahrscheinlich in Basel oder Schaffhausen) geöffnet. Daher die Verzögerung. Andere Leute haben mir das auch geklagt. Welch eine lächerliche Tyrannei! Als wenn ein Mensch, der nicht allen Verstand verloren, in diesen Zeiten so toll sein könnte, einem Briefe seine Geheimnisse anzuvertrauen. Von Baden nach Zü-

rich ist höchstens dreißig Meilen, ein Weg den die Post in ein und ein halb Tage zurücklegt, und der Brief kömmt erst am fünften Tage. Paris ist einige und siebenzig Meilen von Zürich, und die Zeitung kömmt am vierten Tag hier an!

Ich werde doch wieder draußen auf dem Gute bleiben. Ich habe eingesehen, daß es der Gräfin nicht allein angenehm ist, wenn ich bleibe, sondern daß es ihr unangenehm ist, wenn ich weggehe (ohne doch die Gegend zu verlassen.) Ich glaubte sogar Empfindlichkeit darüber bemerkt zu haben. Eigentlich hatte ich auch gar keinen Grund wegzugehen. Die unglückseligen Zeiten haben mich seekrank gemacht, und wie alle Kranke glaubte ich meinen Zustand zu erleichtern, wenn ich den Ort wechselte. — In der lezten Züricher Zeitung (ein aristokratisches Blatt) wird Europa davon benachrichtigt, daß ich mich auf dem Gute des Grafen Benzel-Sternau aufhalte. Zugleich wird erzählt: Murhard aus Cassel sei durch Zürich gereist, und Rotteck solle in der Schweiz angekommen sein. Das ist

nun alles miserable Spionerie und durch diese Zusammenstellung soll die deutsche Bundespolizei benachrichtigt werden, daß wir nach der Schweiz gekommen eine Verschwörung anzuzetteln.

Wie es mit meinem Buche steht, habe ich Ihnen im vorigen Briefe geschrieben. Zehn gegen eins ist zu wetten, daß die Briefe nicht gedruckt werden. Es kömmt gewiß innerhalb drei Wochen (und so lange dauert es bis ich Antwort bekommen kann, da der Buchhändler verreist ist) irgend ein Ereigniß, das dem Verleger den Muth nimmt das Werk zu drucken. Ich werde also auf jeden Fall den Monat August in Mariahalden bleiben und inzwischen die Briefe ganz in's Reine bringen. Alle Hausbewohner, selbst die Gräfin, haben sich erboten, mir zu copiren, wenn es mit den Briefen entschieden sein wird. — Ich habe aus meinen Briefen eine dritte Abendvorlesung gehalten. Die Leute sind ganz entzückt darüber. Die Geschichte mit Gagern und Griechenland gefiel besonders. Ueberhaupt macht das Humoristische mehr Eindruck als das

Sentimentale. Ich habe der Gräfin versprochen, meine Pariser Briefe künftig an sie zu richten. Porto, die Mühe des Antwortens und des Copirens werden Ihnen dadurch gespart.

Die Schweizer sind fürchterliche Menschen. Unsere deutschen Philister sind Athenienser dagegen. Die Liberalen sind am langweiligsten. Den Aristokraten, die jezt unterdrückt sind, gibt die Wuth noch etwas Poesie. Diese Schläfrigkeit, dieser Egoismus, diese Habsucht — es ist erschrecklich! Diese Verehrung für das Geld ist mir noch nicht vorgekommen. Die so gewinnsüchtigen Pariser sind Catonen dagegen. Deutschland gegen die Schweiz, ist wie Frankreich gegen Deutschland.

Unser geliebter Großherzog, der bürgerfreundliche Leopold, hat die Preßfreiheit wieder aufgehoben, Censur wieder eingeführt; aber die Caution hat er beibehalten! O das Freiburger Vieh! Wenn ich nur die gehörige Gemüthsruhe dazu gewinne, werde ich in der Vorrede zu den Briefen noch von den Bundestag-Ordonnanzen sprechen. Da will

ich schimpfen! Alles frühere soll Höflichkeit dagegen sein.

Ich gab Ihnen in Baden den Auftrag, im neuen Conversationslexicon den Artikel Börne zu lesen. Ich habe den Artikel in Freiburg gelesen. Er ist sehr unbedeutend, obzwar nicht gegen mich. Mich hat nur geärgert, daß man mich zwei Jahre älter gemacht, als ich bin. Ich soll 1784 geboren sein. Welche schändliche Verleumdung!

Nie war ich in solcher ungewissen Lage, was ich thun, wohin ich gehen soll und kann, als jezt. Sie sehen, daß Geld zur Zufriedenheit viel beiträgt.

Von Conrad könnte ich Ihnen schöne Geniestreiche erzählen. Neulich ist der Wildfang hier im Wirthshause Nachts elf Uhr auf's Dach geklettert. Ich habe aber heute keine Zeit die Geschichte umständlich zu erzählen. Ein Andermal. Erinnern Sie mich daran, wenn ich es vergessen sollte. Auch habe ich entdeckt, daß er einen großen Theil seines Vermögens auf Kupferstiche, Lithographien

verwendet. Er ist ein Kunstfreund, und wer weiß, ob er nicht heimlich malt. Es ist ein Genie. Kurz — wie der Herr, so der Diener. Adieu. Ihr armer Teufel.

Vierzehnter Brief.

Mariahalden, den 10. August 1832.

Ich bin sehr neugierig, wie es mit uns noch werden wird, ob unsere Wünsche zur Ausführung kommen, und wir nächsten Winter zusammen in Paris zubringen werden. Es würde mich ganz glücklich machen. Was Sie mir von Ersparungen in Paris bei gemeinschaftlicher Haushaltung reden, ist sehr dumm. Von meinen Bequemlichkeiten kann ich nichts aufopfern. Lieber ginge ich gar nicht nach Paris. Ich könnte weder Conrad noch ein zweites Zimmer entbehren. Aber allerdings würde bei gemeinschaftlicher Wohnung und besonders bei gemeinschaftlichem Essen viel gespart werden. Doch

ohne die dazu erforderliche Summe wage ich mich nicht nach Paris. Dort Sorgen zu haben, oder sich einschränken zu müssen — Sie wissen wie drückend das ist. — Ueber mein Verhältniß im gräflichen Hause könnte ich freilich umständlicher schreiben, als ich bis jezt gethan; aber das bleibt doch besser mündlicher Mittheilung vorbehalten. — In Brüssel ist es wohlfeiler als in Paris und soll angenehm genug sein. Aber so nahe bei Paris würde ich jeden Tag in Versuchung kommen, dahin zu reisen. Also wenn ich Geld bekomme, soll es bei Paris bleiben, sonst geht es nicht. Von meinem Capitale zu borgen, finde ich bei meiner leichtsinnigen Natur sehr gefährlich. Jezt weiß ich nichts mehr zu schreiben. Das ist ein langweiliger, aber dafür auch ein kurzer Brief. So geistesschläfrig, wie jezt, war ich lange nicht gewesen. Ich beschäftige mich mit Corrigiren der Briefe. Conrad schreibt ab, sehr gut und nicht langsamer als die andern Copisten auch. „Warum haben Sie mir nicht gefolgt, und haben den Conrad schon

früher abschreiben lassen?" Weil Sie mir nichts zu befehlen haben. Adieu. Schreiben Sie mir oft und viel; das ist mein einziger Trost heut zu Tage. „Heut zu Nacht" schrieb Benzel-Sternau in seinem lezten Briefe seiner Frau. Er schreibt ihr oft und viel und über Alles, wie ich Ihnen. Auch gerade so eng wie ich. Was mittheilbar, wird vorgelesen.

Fünfzehnter Brief.

Mariahalden, den 14. August 1832.

„Das war ein schöner Abend, gestern Abend!" Ich habe zwei Ihrer Briefe auf einmal bekommen, den vom 9ten und den vom 11ten. Sie sehen also, daß Unordnungen auf der Post vorgehen. Indessen wissen wir das jezt ein für alle Mal und wir wollen uns nicht mehr ängstigen. Was schadet der gute Vorsaz. Bei der nächsten Gelegenheit geht der Spektakel und die Angst doch wieder von neuem los. In Ihren Briefen sind Sie wieder die Alte: gut, dumm und ängstlich. Wie konnte es Ihnen nur in den Sinn kommen, daß ich künftig die Pariser Briefe an eine Andere schreiben soll? Kann ich

denn das, wenn ich auch wollte? Bin ich denn ein Schriftsteller wie die Andern, die nur gelesen und gelobt sein wollen? Kömmt mir nicht alles aus dem Herzen, und muß ich nicht jemand lieben, ihm meine Gedanken mittheilen zu können? Sie sollten roth darüber werden, daß Sie haben blaß werden können. Schon daß ich neulich nur aus den Briefen einiges hier vorgelesen, war mir eine wahre Pein und ich that es nur aus schuldiger Höflichkeit. Sie sind und bleiben ewig mein einziges und ganzes Publikum, und die Andern bekommen, was ich schreibe, nur vom Buchhändler zu lesen, nicht von mir. Aber daß Sie aus Conrads Dachklettern eine nagelneue Furcht gezogen, er möchte ein Nachtwandler sein, darüber mußte ich herzlich lachen. Ach Gott, ein Tagwandler ist er, so im Schlafe düstert er alle seine Wege fort. Die Geschichte war folgende. In Zürich wohnte ich im ersten Stock, der ein kleines Vordach nach der Straße hatte. Wie ich nun schlafen gehen wollte, sagte ich Conrad, er solle die Fensterladen zumachen. Nun

war aber der Laden von dem Ladenflügel des benachbarten Zimmers bedeckt und festgehalten. Das Nebenfenster lag so breit ab, daß Conrad mit dem Arme den Riegel nicht erreichen konnte. Erst sezte er sich rittlings auf's Fenster, den einen Fuß im Zimmer, den andern auf die Straße hinaushängend, und da er auch so das Nebenfenster nicht erreichen konnte, stieg er, tollkühn und leichtsinnig wie Sie ihn kennen, hinaus auf's Dach und schlich sich da fort, bis er den Riegel erreichte. Alles Schreien half mir nichts. Ich hielt in Todesangst ihn am Zipfel des Rockes fest. Es war nicht blos die Gefahr da, daß er hinabstürzte und den Hals brach, sondern auch die zweite Gefahr, daß die Wache gegenüber ihn wahrnehme und ihn für einen Dieb und Einbrecher halte, und die dritte, daß die Fremden, die im Nebenzimmer logirten, zum Fenster hinaus Diebe, Mörder schrien und um Hülfe riefen. Es lief aber alles glücklich ab. Und mit solchen Pagenstreichen ängstigt er mich alten Mann schon vier Jahre! Was thue ich?

Ueber Brüssel habe ich Ihnen meine Meinung schon gesagt. Um das Wenige, was man dort wohlfeiler als in Paris lebt, lohnt es nicht der Mühe von lezterem Orte wegzubleiben. Uebrigens bin ich es nöthigenfalls zufrieden. Nach allem aber können Sie darüber beruhigt sein, daß ich gerade nicht närrisch verzweifle, wenn ich nächsten Winter nicht in Paris sein kann. Ich werde überall vergnügt sein, wo Sie sind, wenn es nur nicht in Frankfurt ist. Uebrigens ist zu bedenken, daß ich nach Erscheinung der neuen Briefe nirgends in Deutschland sicher wäre. Wegen meiner vergangenen Missethaten würde ich wohl nichts zu fürchten haben. — Es lohnt sich nicht der Mühe, Ihnen den Artikel des Schwarzwälders zu schicken. Wahrscheinlich ist er auch gar nicht gedruckt worden. Der Conrad hat jezt viel für die Briefe abzuschreiben und ich mag ihn mit nichts Anderem die Zeit verderben lassen. Es ist merkwürdig, was der gut abschreibt. Selbst meine Fehler, die ich in der Uebereilung geschrieben, corrigirt er. Es ist ein Genie,

klettert auf das Dach und versteht Orthographie. —

Ueber Homöopathie habe ich einen Professor in Freiburg, der diese Art Heilung angenommen, oft und lang gesprochen. Ich bin sehr dafür eingenommen. Er versprach mich ganz zu heilen. Man muß aber wenigstens vier, sechs Wochen in der Nähe des Arztes bleiben, nachher kann man die Cur durch Correspondenz weiter leiten. Wie soll ich nun das ausführen? Es gibt noch an wenigen Orten Homöopathen. In Paris gar keine. Wären Sie dafür, daß ehe ich Deutschland verlasse, ich noch einige Zeit in Freiburg bliebe? Natürlich müßte ich fort, sobald meine Briefe erscheinen. Indessen wäre das erst im November der Fall. Es ist eine merkwürdige Sache mit der Homöopathie. Ich habe in Freiburg selbst einige Kranken gesprochen, die nach vieljährigen Leiden homöopathisch gründlich geheilt worden sind. Sogar Sinnesfehler, Taubheit und Blindheit, gegen welche die alte Medizin gar nichts thun kann, heilen sie. Die Homöopathen sagen: ihre Arznei-

mittel wären auch, abgesehen von der Quantität, von den üblichen in der Apotheke verschieden. Diese wirkten gemein chemisch; die homöopathischen Mittel würden aber so zubereitet, daß sie dynamisch durch eine gewisse geistige unbekannte Naturkraft wirkten. Alle homöopathischen Mittel werden nicht, wie in der Apotheke, gekocht und gemischt, sondern sie werden zerrieben, und zwar sehr lange, sechs Stunden lang, und dadurch käme die Wunderkraft heraus. Ein Homöopathe erbietet sich, jeden gesunden Menschen mit dem millionsten Theil eines Grans des einfachsten Mittels, z. B. Kochsalz, auf homöopathische Art zubereitet, krank zu machen.

Wie herrlich wäre, wenn Sie nach Zürich kämen, und wäre es auch einige Wochen da zu wohnen, und von Ort zu Ort zu wandern. Es ist gar zu schön. Man kann drei Tage lang zubringen, zu Fuß um den See zu gehen. Der schönste Fußpfad, wie in einem Garten, führt hart am Wasser. Wird er zuweilen unterbrochen, dann geht der Weg über mäßige Höhen, wo man eine noch

schönere Aussicht hat. Alle halbe Stunde ein Flecken, wo man übernachten kann. Ist man müde, sezt man sich zu Schiff. Und da hätte ich nun meine Freude daran, wenn wir noch einige Wochen, bis nach der Weinlese, am See wohnten, und alle paar Tage unseren Aufenthalt wechselten. Die kleinen Cantone könnte man auch dabei sehen.

In allen Schweizer aristokratischen Blättern steht: „Der berüchtigte Börne hält sich jezt auf dem Gute des Grafen Benzel-Sternau auf, wahrscheinlich um mit ihm zu fraternisiren." — Wenn ich einmal in Deutschland flüchtig werden müßte, rechnete ich sehr darauf, mich bei der Frau Pfarrer zu verstecken unter einem falschen Namen. Wie einmal Abends in dunkler Nacht sich jemand unter dem Namen Walther meldet, dann soll sie wissen, daß ich es bin, und ja vor den Dienstboten meinen Namen nicht aussprechen. Sagen Sie ihr das gelegentlich. — Nun Adieu. Und wenn Sie mir nicht oft schreiben, mache ich Sie blaß. Gestern hat der Graf Benzel-Sternau viel an seine Frau

von mir geschrieben. Wenn die Fortsezung meiner Propheten-Briefe erschienen zc. Ich werde ihm schreiben, es ist nöthig und schicklich.

Hier heißt es allgemein, Rotteck mit seiner ganzen Familie habe sich nach der Schweiz geflüchtet. In Heidelberg können Sie ja die Wahrheit erfahren.

Sechszehnter Brief.

Mariahalden, den 18. August 1832.

.... Bis zum Herbste hört die Cholera gewiß in Paris auf. Die Pariser Aerzte haben es gleich zu Anfang der Epidemie vorausgesagt, sie würde vor dem Herbste nicht aufhören. Aber wenn sie auch dort aufhört und unsere Aengstlichkeit hört nicht auf — wie kommen wir ohne Furcht hin? Denn es gibt nicht einen einzigen Weg nach Paris, und reiste man auch im Zickzack, der von der Cholera frei ist. Nun, können wir nicht ohne Furcht durch, so reisen wir mit Furcht. Ein paar Tage Angst kann uns beiden nicht schaden. Das wäre eine gerechte Strafe für unsere Hasenherzigkeit. Uebri=

gens bedenken Sie das: wenn meine Briefe erschei=
nen, muß ich nach Frankreich; denn in Deutschland
würde ich sicher eingesteckt. Auch in der Schweiz
würde ich sicher, wenn auch nicht eingesteckt und
ausgeliefert, doch gewiß weggewiesen werden. Die
Schweizer sind noch ängstlichere Philister als die
Deutschen, und sie geben den Befehlen der heiligen
Allianz gewiß nach, daß sie keine der politischen
Flüchtlinge im Lande dulden. Wie hier der Geist
beschaffen, können Sie am besten aus folgendem
Aufsaz eines der liberalsten Mitglieder der Züri=
cher Regierung (in der gestrigen Zeitung) ersehen.
Da heißt es unter Anderm: „.. Das freie Helve=
„tien soll kein Tummelplaz zügelloser Leidenschaft,
„unüberlegten Beginnens, kein Feuerheerd werden,
„von da aus die Fackel der Empörung in fremde
„Länder zu schleudern... Uns ziemt den Verfolgten
„zu beschüzen, aber uns mit Entschlossenheit wegzu=
„wenden von jedem Versuche, die Freiheit der
„Presse zu mißbrauchen, und uns in den Wir=
„bel von Kämpfen zu stürzen für Völker, die

„mächtiger als wir, uns nimmer bedürfen,
„und wenn sie sich selbst verlassen — ver-
„lassen zu sein verdienen.“ — Sie sehen
daraus, daß ich, wenn ich die Freiheit der
Presse mißbrauche, auch in der Schweiz nicht
sicher wäre.

Ein Tagebuch zu führen hatte ich bis jezt nicht
die mindeste Zeit, weil mich die Briefe den ganzen
Tag beschäftigen. Uebrigens hätte es mir bis jezt
an Stoff gefehlt. Mein hiesiges Leben ist sehr ein-
fach. Nicht einmal Zeitungen habe ich täglich.
Später, wenn ich die Briefe fertig habe, und den
Ort wechsle, will ich, was ich selbst räthlich finde,
ein Tagebuch führen. Der Inhalt wäre immer zu
jeder beliebigen Form der Bearbeitung zu benuzen.
— In London erscheinen jezt schon zwei deutsche
Zeitungen. — Gestern schrieb Graf Benzel-Sternau,
in Frankfurt herrsche jezt ein sehr guter Geist, und
er ließe mich das wissen, weil er denke, daß mir
das Freude machen würde. Ist das wahr? Ich
glaube, daß ich mir dann schmeicheln dürfte, durch

meine Schriften seit fünfzehn Jahren viel dazu beigetragen zu haben. Es dauert lange, bis der Same, den man in ein Volk geworfen, keimt; aber er geht auf, früher oder später. Frankfurt ist bestimmt, einst die Hauptstadt von Deutschland, der Siz der deutschen Nationalversammlung zu werden. Es muß seiner großen Bestimmung sich würdig zeigen.

Siebenzehnter Brief.

Zürich. Mittwoch, den 22. August 1832.

Ich schreibe Ihnen heute aus der Stadt, wohin ich wegen Geschäften gehen mußte. Daher, und weil die Post bald weggeht, werde ich nicht viel schreiben können. Ihr gestriger Brief hat mir große Freude gemacht. Die Unruhe zur Zeit der Briefankunft kenne ich. Ich muß mich auch auf's Sopha legen vor Ungeduld. Das that ich in Paris immer und so nämliches hier. Dort kamen die Briefe um ein halb zwölf an. Punkt elf begann mein Fieber. Oft ging ich dann in's Kaffehaus, um die Zeit mit Zeitungenlesen zu vertreiben. In Mariahalden, wo die Briefe Abends neun an-

kommen, lege ich mich auf's Bett. O die Liebe, was die einen närrisch macht! Unheilbare Krankheit! Nicht einmal die Ehe hilft immer. — Nach Freiburg zu reisen, gestehe ich Ihnen, wäre ich ängstlich. Im geraden Wege glaube ich zwar nicht, daß meine alten Brief-Sünden mir würden angerechnet werden; aber die Angeberei und Spionerie ist jezt überall zu arg, und das geringste, was mir begegnen könnte, wäre, daß ich ausgewiesen und auf diese Weise nach Frankfurt getrieben würde. Mit der Homöopathie muß ich es also jezt sein lassen. Vielleicht treffe ich in der Schweiz irgendwo einen homöopathischen Arzt. Ob diese Heilungsart mir nüzen würde (schaden kann sie auf keinen Fall), bin ich nicht gewiß. Der Arzt in Freiburg sagt selbst: wenn ein Kranker schon früher viel Medizin genommen, so wäre dies ein großes Hinderniß. Dieses ist aber bei mir der Fall. Und nach allem, was gewinne ich viel, von meinen Hämorrhoidalbeschwerden befreit zu werden, wenn ich von meinem dreitägigen Brieffieber nicht geheilt werden

kann? — Den Herbst am Züricher=See die Weinlese von Ort zu Ort durchzufeiern, ist eine herrliche Idee.

Mit dem Luzerner Buchhändler bin ich jezt im Reinen. Er hat mir meine Forderung bewilligt. Ich habe heute einen Wechsel auf Winterthur erhalten (vier Stunden von hier). Ich werde die Promenade hin machen, das Geld einzukassiren. Das alle muß ein Geheimniß bleiben. Jezt hätte ich also diese Sorge vom Hals. Es ist aber merkwürdig, wie ich mich immer wieder erhole. Es geht mir gerade wie England. Von England sagten gescheute Leute schon fünfzig Jahre lang, es müsse bankerott machen; und es ist immer noch im Flor!

Mariahalden, den 25. August.

Mein Manuscript ist also gestern abgegangen. Ich glaube, wenn ich mehr gefordert, hätte ich mehr bekommen. Der Mann war gar zu schnell und bereitwillig mit der Bewilligung und Baarbezahlung bei der Hand. Es ist nur merkwürdig, daß

ich für das angenehme Geschäft, Ihnen Briefe zu schreiben, für das ich gern noch bezahlen würde, bezahlt werde. Von den Briefen, die ich Ihnen voriges Jahr geschrieben, sind nur 31 zum Drucke benuzt worden. Im Durchschnitte hat mich diese Arbeit durch fünf Monate täglich nur eine Stunde Zeit gekostet. Den Carové, den Görres und den Narren in der Abendzeitung, der gesagt: ich stünde auf dem Punkte, wo der Mensch in den Tiger übergeht — möchte ich noch durchhecheln.

Achtzehnter Brief.

Mariahalden, den 30. August 1832.

Ihren Brief vom vorigen Samstag habe ich erst heute, also am sechsten Tage erhalten! Da wäre ja besser, ich wäre in Paris, wo ich Ihre Briefe schon am fünften Tage bekomme. Es ist recht traurig! Was Ihre projektirte Schweizerreise betrifft — so war ich noch nie in einem solchen Zwiespalt mit mir selbst, was ich Ihnen rathen soll, als in dieser Sache. Es ist ein Kampf zwischen meiner Neigung und meiner Pflicht, ein Krieg den ich zu führen gar nicht gewohnt bin. Sie haben immer mit einer Schweizerreise leidenschaftlich geschwärmt, und mich würde es unaussprechlich glücklich machen, Sie bald wieder zu sehen. Ihnen davon abrathen — da mein Rath entscheiden soll — das heißt geradezu, Ihnen ein so heftiges,

aber dabei edles Vergnügen zu versagen. Was soll ich thun? Dagegen ist ...., daß kommen kann, daß Sie gerade schlechtes Wetter haben, also die Reise vergebens machen..... dann, traue ich aber wieder meinem eignen Urtheile nicht ..... kurz ich weiß zwar was ich wünsche, doch nicht was für uns alle gut ist. Entscheiden Sie selbst. Uebrigens brauchen Sie vor Zank und Schlägen nicht bang zu sein, wenn Sie ohne meine Einwilligung hierherkommen.

Was den Druck meiner Briefe betrifft, so kann ich Ihnen durchaus nichts Näheres mittheilen. Nur so viel will ich Ihnen gestehen, daß ich Sie belogen habe. Die Briefe werden nicht in der Schweiz gedruckt, sondern weit, weit von hier. Wo? Das können Sie am leichtesten verschweigen, wenn Sie es selbst nicht wissen. Sie wissen dann nicht weniger als ich, denn ich weiß es auch nicht. Ich kenne nur den Buchhändler. Er heißt *) .... und wohnt

*) Die Punkte an diesen Stellen befinden sich im Originalbriefe. A. d. H.

in ... Aber nicht geplaudert. Also auf keinen Fall kann ich mich am Druckorte aufhalten. Mit dem Drucke wird es langsam gehen, weil nur ein Band nach dem andern gedruckt wird. Das vorige Mal wurden beide Bände zugleich gedruckt. Die Druckerei hat aber nur eine Presse. Indessen versteht sich, daß beide Bände zugleich erscheinen; aber es wird lange dauern. Es ist nichts wegzulassen, auch nicht einmal das von Robert. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich gefunden, daß es gar nicht meine Pflicht ist, die Wahrheit der Convenienz aufzuopfern. Dazu gekommen ist manches, gewöhnlich nur hier und da eine Stelle; aber über Göthe ein ganzer gedruckter Bogen. Ich hoffe, es wird genug sein. Doch auf jeden Fall arbeite ich noch vorsorglich einen großen Aufsaz aus, der mich wohl vier Wochen beschäftigen kann. Darin werden Carové, Görres und der Tiger-Rezensent in der Abendzeitung ausgelacht. Ich habe schon einen gedruckten Bogen fertig und habe meinen Spaß daran. Es ist eine ganz neue Art, wie ich noch nie gearbeitet;

es ist nämlich das erste Mal, daß ich eigentlich auf Satire hinziele, die in frühern meiner Schriften nur gelegentlich vorkam. Der Aufsaz heißt: Antikritische Belustigungen am Züricher-See, und ist in Capitel getheilt. Die fertigen Capitel heißen: 1) Die Tiger-Brücke. 2) Die Sokrates-Hütte. 3) Der 12te Bogen. 4) Eratophilos.*) Da ich aber gar nicht die Courage habe, etwas drucken zu lassen, ohne daß Sie es gesehen, werde ich, sollten wir unterdessen nicht zusammenkommen, Ihnen den Aufsaz zuschicken, ehe ich ihn in die Druckerei gebe. Ich habe noch vier Wochen Zeit.

Vor einigen Tagen sprach ich den *** aus... auf seiner Reise durch Zürich. Ich sagte ihm: ich würde vielleicht nach Heidelberg reisen (ich dachte wirklich daran), ob ich dort nichts zu befürchten hätte? Er antwortete mir: er würde mir nicht dazu rathen. Die dortige Bürgerschaft und Professo-

---

*) Der hier erwähnte Aufsaz folgt am Schlusse des dreißigsten Briefes. A. d. H.

ren suchten aus Eigennuz der Universität einen Ruf von Loyalität zu verschaffen, damit keine Regierung ihren Unterthanen deren Besuch untersagte. Sie machten darum, ohne gerade im Herzen unliberal zu sein, großes Geräusch von ihrem Monarchismus, und würden, wenn ich als bekannter Demagog hinkäme, gewiß Lärm machen, damit ich hinausgewiesen werde.

Freitag, den 31. August. Ich seze hier in Zürich, wohin ich wegen Einkassirung eines Wechsels gehen mußte, heute meinen Brief fort. — Ein merkwürdiges Beispiel von der Zerstreutheit eines deutschen Gelehrten! Den Professor Schlosser kenne ich schon seit zehn Jahren. Als wir uns im Jahre 1824 sechs Monate in Heidelberg aufhielten, besuchte ich ihn sehr oft. Voriges Jahr sprach ich ihn viel in Baden. Da ich ihn nun vor einigen Tagen hier in Zürich traf, war er sehr erfreut, und wir sprachen sehr lebhaft und freundschaftlich mit einander. Als er mir erzählte, er käme von Baden, sagte ich ihm, ich wäre auch einige Monate

da gewesen. Schlosser. Haben Sie nicht den Börne da gesehen? Ich. Welcher Börne? Schlosser. Den Schriftsteller Börne! Ich mußte laut auflachen. Seit zehn Jahren kennt er mich und weiß nicht, daß ich Börne bin! Ich fragte ihn: ob er denn voriges Jahr in Baden auch nicht gewußt, wer ich sei? Er sagte nein. Und das ist einer der ersten deutschen Historiker! — Ich werde wahrscheinlich nächste Woche nach Winterthur reisen und einige Zeit dort bleiben. Man lobt mir den Ort als einen der angenehmsten der Schweiz, wo eine sonst im ganzen Lande ungewöhnliche Gastfreundlichkeit Statt finde. Ich werde Sie davon benachrichtigen, für den Fall Sie mir etwa dahin schreiben sollen. Es ist nur vier Stunden von Zürich. Ich muß mich unter irgend einem Vorwande von Mariahalden wegschleichen, sonst läßt man mich nicht fort. Seit acht Tagen wohnt auch ein Bruder der Gräfin, aus Wien, ehemals Offizier, mit zwei Töchtern da.

Neunzehnter Brief.

Zürich, den 1. September 18[illegible].

.... Daß Sie nicht nach der Schweiz kommen können, thut mir leid, das können Sie sich denken, thöricht grämen thue ich mich nicht darüber. Das Unabänderliche ertrage ich leicht. Wenn Sie nach Paris kommen, entschädigt mich das für alles. Ueberhaupt habe ich Sie nur für den Winter nöthig, Sie sind mein Kamin. Die Cholera wird mich nicht abhalten, nach Paris zu gehen. Daß ich ängstlich bin, liegt in meinen Nerven, deren ich nicht Herr bin, aber ein ordentlicher Mann muß sich zu beherrschen wissen. Der Aufenthalt in Genf statt Paris ist gar nicht zu rathen. Es ist so theuer

als in Paris und wie mir alle Reisenden sagen, im Winter zum Sterben langweilig. Es sind dort, wie in der ganzen Schweiz, unnahbare Philister — wahre Stachelschweine. — Da Sie jezt nicht nach der Schweiz kommen, so ändert das meinen Plan. Ich wollte in Zürich, oder doch in der Nähe bleiben, weil ich dachte, Sie kämen da mit mir zusammen. Da das nicht ist, so habe ich kein Interesse mehr an meinem bisherigen Aufenthalt. Eine Reise in die kleinen Cantone zu machen, wäre mir jezt nicht möglich. Denn je besser es mir da gefiele, je mehr Verdruß hätte ich, daß Sie nicht dabei sind. Ich werde also wahrscheinlich nach Aarau gehen, wo ich Bekannte habe, dort den Rest meiner Briefe fertig machen, und dann über Basel nach Paris reisen. Wahrscheinlich werde ich gegen den 7ten oder 8ten September Mariahalden verlassen. Ich werde Ihnen zu gehöriger Zeit Nachricht davon geben.

Montag, den 3. September. So eben erhalte ich Ihren Brief vom 1ten, also schon am dritten

Tage, und neulich erst am sechsten. Wie schmerzt es mich, daß Sie wieder so ängstlich wegen Ausbleibens meines Briefes waren — es schmerzt mich, weil ich Schuld daran bin. Denn was hatte ich nöthig auf Ihren Brief zu warten, hätte ich Ihnen nicht früher schreiben können? Es soll aber nicht mehr geschehen. Aber reden Sie sich doch nicht immer gleich von Krankheit ein. Wenn ich krank bin, schreibe ich Ihnen oder lasse Ihnen schreiben. Ich bin sehr wohl und weit gesunder als ich diesen Sommer in Baden war. Es ist sonderbar, daß ich sehr oft wohler entfernt von Ihnen als in Ihrer Nähe bin. Das kömmt daher: ich kann keinen Wein vertragen. — Adieu.

B. der Tiger!

Zwanzigster Brief.

Mariahalden, den 5. September 1832.

— Ich gebe Ihnen das feste Versprechen, daß ich mich mit Paris nicht eilen werde. Ich werde nicht eher reisen, als bis Sie über die Cholera beruhigt sind. — Der Pfeilschifter in Frankfurt ist ja wieder einmal gestorben! Das wär eine der festen Säulen des Throns und des Altars. —

Ich wäre freilich gern Ende Septembers in Paris, um dort zu sein, wenn Anfangs Oktober die Kammern eröffnet werden. Das gibt diesmal ein heftiger und entscheidender Kampf. Ich hoffe, die liberale Parthei wird siegen..

... Verlassen Sie sich darauf, daß ich ganz heiter

bin. Ueberhaupt bin ich viel zu egoistisch, um lange mißvergnügt zu sein. Nur Langeweile kann ich nicht vertragen. Die habe ich aber nie, wo ich mein eigener Herr bin, und meine Umgebungen mir nach Belieben wählen kann. — X. dumm? Das ist nicht möglich. Ein Mensch der fest entschlossen ist zu heirathen, ist nie dumm. Denn wäre er vorher noch so dumm gewesen, hätte sich seine Dummheit erschöpft. Ich bin jezt ganz verflucht satirisch! — Ich sah eben zum Fenster hinaus. Es ist herrlich warmes Wetter. O sähen Sie nur den See, wie er jezt im Mondschein glänzt! Aber was ist's ohne Sie? —

In Hanau hatte sich eine Volksgesellschaft gebildet, die Graf Benzel-Sternau präsidirte. Die Polizei verbot sie. Man hätte nicht nöthig gehabt zu gehorchen, da nach der hessischen Constitution Volksversammlungen erlaubt sind. Aber der Graf rieth zum — Auseinandergehen, doch sollen sie protestiren! Und so geschah. Wer hat Recht? Sie müssen jezt meine (gedruckten) Briefe lesen, und wie

ich alles vorhergesagt, wörtlich. Man sollte glauben, ich hätte sie jezt erst geschrieben. Ich mache jezt eben die Entdeckung, daß Sie von ganz Deutschland angebetet werden — als Göttin der Furcht. Könnte ich mir nur das Satirisiren abgewöhnen!

Einundzwanzigster Brief.

Zürich. Samstag, den 8. September 1832.

Ich bin heute Mittag von Mariahalden weggezogen, und werde morgen früh nach Aarau reisen. Die Gräfin mit ihrem ganzen Hause kommen morgen früh hierher, und werden mich bis Baden begleiten, wo wir zu Mittag essen. Baden, ein sehr besuchter Badeort, liegt auf dem Wege nach Aarau, vier Stunden von hier. Ich dachte heute noch einen Brief von Ihnen zu erhalten; es war aber keiner da. Sollte morgen oder später einer ankommen, wird er mir nachgeschickt werden. — Ich muß heute sehr kurz sein. Die Gräfin hat mir ihren vierzehnjährigen Sohn mitgegeben, weil ich sie darum gebeten, da ich ihn gern habe. Er kehrt morgen mit der Mutter zurück. Da er nun lebhaft ist, stört er mich im Schreiben, und ich will

ihn auch, weil er meiner Aufsicht anvertraut, so viel als möglich amüsiren. Er spielt Schach, und nach Endigung dieses Briefes machen wir eine Parthie. Im Wagen habe ich ihm „Schmerzt dich dein Fingerlein" und noch andere schöne Lieder vorgesungen. Wenn der das seiner Mutter erzählt, wird sie sich sehr wundern. Ich sah dort bei ihr gar nicht nachtigallenmäßig aus. — Ich habe wieder mein gewöhnliches Reisewetter, nämlich schönes. Noch eine Viertelstunde, ehe ich in den Wagen stieg, regnete es. Mir leuchtet die Sonne von Austerliz. — Herr Werner sagte mir gestern, die Gräfin habe ihm gesagt: sie möchte die Dame sein, an welche meine Briefe gerichtet sind. Sie sehen, daß es überall närrische und kurzsichtige Menschen gibt. Ich bemerkte ihm: Correspondiren ist mir verhaßt. Ich kann nur einem Briefe schreiben, dem ich mein ganzes Herz mittheilen darf; außer der W. schreibe ich nie jemanden. Adieu. Mein adoptirter Sohn lärmt schrecklich.

Zweiundzwanzigster Brief.

Aarau. Dienstag, den 11. September 1832.

Ich bin, wie vorher angekündigt, Sonntag Abend hier angekommen. Ich wohne im Wilden Mann und bin selbst ein wilder Mann, weil bis heute noch kein Brief von Ihnen da ist, weder der, den Sie unmittelbar hierher geschrieben, noch der lezte, den Sie noch nach Zürich geschickt haben werden. Ich war so glücklich, gleich bei ordentlichen Leuten ein Privatlogis zu finden, das sehr schön ist, und das ich billig Wochenweise gemiethet. Dahin adressiren Sie meine Briefe, nämlich an: Ernst, Bierbrauer. Neue Vorstadt. In Aarau. — Sonntag früh kam die Gräfin mit

ihrem ganzen Hause nach Zürich und wir fuhren zusammen nach Baden, wo wir zu Mittag aßen. Ich nehme so ungern Abschied, daß ich vor dem Dessert aufstand und fortfuhr.

Hier noch einige Erinnerungen aus Mariahalden.

Die Gräfin ist vielleicht in der Nähe der fünfzig Jahre. Genau läßt sich ihr Alter nicht bestimmen, sie kann jünger sein als sie aussieht. Sie gehört zu den feinen zartgebauten Weibern, die leicht altern. Sie hat noch die wunderschönen blonden Haare ihrer Jugend. Nach einem Miniaturgemälde, das sie mir gezeigt, war sie einst schön und graziös.

Der junge Graf, ein Knabe von Verstand, Geist und Gemüth. Nervenzart, erst vierzehn Jahre alt.

Der Graf, ob dieser zwar abwesend ist, muß ich doch von ihm sprechen; denn als Herr des Hauses, als Anordner aller dortigen Verhältnisse, endlich durch seine häufige Correspondenz mit der Gräfin,

hat er täglichen Einfluß auf Mariahalden und die gesellige Lage. Er ist ein geistreicher Mann, der viel geschrieben. Früher waren seine Romane (gewöhnlich Hof-, Welt- und Staatsleben schildernd), sehr geachtet. Er Jean-Paulisirt, ich glaube nicht aus Nachäfferei; es ist seine Art. Er schreibt ungeheuer viel, vom frühen Morgen bis Abend. Briefe schreiben und empfangen ist seine Leidenschaft. Er schreibt wöchentlich seiner Frau zwei große Briefe, ganz von meiner eignen kleinen Handschrift, ganz wie meine Pariser Briefe an Sie, politischen, zuweilen literarischen Inhalts. Die Gräfin las uns oft daraus vor. Manchmal Geistreiches und Wiziges. Von mir und über mich schreibt er fast in jedem Briefe, in den allerfreundlichsten, allerschmeichelhaftesten Ausdrücken, erkundigt sich, was ich von dem und jenem politischen Vorfall hielt, was ich meine, hoffe, fürchte. Ihm zu schreiben, war meine große Pflicht. Die Gräfin sprach einige Male davon.. Aber ich konnte mich in eine Correspondenz nicht einlassen, die mir alle Zeit geraubt hätte. Erst am Tage

meiner Abreise ließ ich einen Brief an den Grafen zurück. *)

Der Bruder der Gräfin, Baron von Seckendorf, kam erst vor wenigen Wochen aus Wien, wo er wohnt, und früher Offizier war. Etwa einige fünfzig Jahre alt. Stock-Oesterreicher. Sehr artig mit mir, und ganz gewiß hat ihn die Gräfin instruirt, meine demagogischen Grundsäze und meinen Oesterreichischen Haß mit Geduld und Nachsicht zu ertragen. Wir disputirten oft, doch mit Freundlichkeit, und da ich an ihm, wie an den meisten Wienern, nicht blos geheuchelte, sondern aufrichtige Liebe für ihre Regierung beobachtete, und ich jeden Glauben achte, war ich aus Gutmüthigkeit oft so nachsichtig gegen ihn, als er aus Artigkeit es gegen mich war. Seine beiden Töchter, gemüthlich wie alle Wienerinnen.

Adieu, für heute genug. Wenn nicht bald ein

---

*) Unter dem handschriftlichen Nachlasse fand sich dieses Schreiben. S. Ende dieses Briefes. A. d. H.

Brief kömmt, fange ich wieder mein altes Kazen-geheul an.

Mariahalden, den 8. September 1832.

Hochzuverehrender Herr Graf!

So oft einer Ihrer Briefe in Mariahalden ankam, aus welchem uns die Frau Gräfin zu unserer großen Freude so viel Schönes und Gutes vertraute, standen Ihr Geist und Ihr Herz so lebhaft vor uns, daß ich leicht darüber vergaß, daß Sie abwesend waren. Daraus erkläre ich mir, warum ich Ihre gütige Erlaubniß, Ihnen schreiben zu dürfen, noch nicht benuzt, und meiner eigenen Neigung nicht schon früher nachgegeben habe. Heute aber, da ich Ihr Haus verlasse, fühle ich es lebhaft, daß ich mich auch von Ihnen trenne, und ich will nicht Abschied nehmen, ohne auch Ihnen für die ganz unschäzbare Freundlichkeit zu danken, mit der ich in Ihrer Fa-

milie aufgenommen worden. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie lange ich hier zugebracht und ich mußte diese ganze Zeit, so oft es mir zu wissen nöthig war, erst den Kalender nach dem Wochentage fragen. Ich habe bei Ihnen die schönste und seltenste Freistätte gefunden, die für meine verbannte Gesinnung, und indem ich dafür danke, danke ich für Alle die mit, die schon früher diese Wohlthat genossen, und die sie nach mir noch genießen werden.

Wie gern möchte ich über Angelegenheiten dieser Zeit, die Sie und mich, wie alle bessern Menschen bewegen, mich mit Ihnen besprechen, um von Ihrer politischen Weisheit und Ihrer Erfahrung zu lernen; aber ich muß mir dieses Glück versagen. Ich habe es mir seit vielen Jahren zur festen Regel gemacht, nie ein Wort über öffentliche Angelegenheiten an einzelne Personen vertraulich zu richten, sondern nur immer öffentlich mit der Menge zu reden. Durch Standhaftigkeit ist mir diese Entsagung leicht geworden und heute zum Erstenmale seit langer Zeit kämpfe ich wieder für meine Grundsäze. Ich weiß,

daß Briefe geöffnet werden; ich weiß, daß Männer wie Sie, die durch ihren Rang, ihre Verbindungen, durch ihren Geist und besonders durch ihre hochherzige Theilnahme an der guten Sache sich bemerklich gemacht, umstellt und umlauert werden, um zu erfahren, was ihnen Gleichgesinnte im Vertrauen mitgetheilt. Nun ist mir der Gedanke, daß auch nur ein einziges meiner Worte, nur eine einzige Thatsache, ein einzelnes Urtheil, das möge alle sehr unbedeutend sein, auch mir selbst bedeutungslos erscheinen, doch in der Encyclopädie Jener, die alles wissen, einen gewissen Sinn, eine gewisse Bedeutung erlangen; in dem Neze jener, die alle Fäden in der Hand haben, auch nur eine einzige Masche hinzustricken könnte — daß ich hierdurch einer Sache, die ich verderben möchte, nüzlich wäre; daß ich so, indem ich glaubte der Freiheit zu dienen, ohne es zu wollen, ohne es zu ahnen, wie mir zum Spotte, ein Fürstendiener würde — dieser Gedanke ist mir so unerträglich, empört so meine rechtliche Gesinnung, meinen Ehrgeiz und, ich gestehe es, selbst

meine Eitelkeit — daß mir kein Opfer zu schwer fällt, mich von dieser Furcht zu befreien. Errathen Sie, wie groß dieses Opfer ist, da ich mir im Stillen schmeichle, daß, dürfte ich mich Ihnen ganz zu erkennen geben, Sie mir einige Achtung nicht versagen würden.

Doch um das Eine, was ich schon verdient zu haben glaube, wage ich Sie zu bitten, Herr Graf — mich unter der großen Menge derer, die Sie lieben und hochachten, nicht zu übersehen, und die Ausdrücke meiner grenzenlosen Verehrung mit Güte aufzunehmen.

Dreiundzwanzigster Brief.

Aarau, den 14. September 1832.

.... O die Männer, die Männer! Treuloses, betrügerisches, heuchlerisches Geschlecht! Während ich Ihnen diese Liebeserklärung mache, schmachte ich für eine Andere. Wenn der elende Conrad nicht wäre, wären Sie jezt verrathen. Was fange ich mit diesem jämmerlichen Dummkopfe an? Könnte ich ihn nur auf acht Tage in die Dienste eines Don Juan bringen, daß er zu Brei geprügelt würde! Aber im Ernste — haben Sie je in den sieben Jahren meiner Dienstbarkeit für Sie (doch war ich dabei glücklicher als Jakob; denn ich bekam nicht allein, wie er, die Lea nicht, sondern die

Rachel auch nicht) — haben Sie je bemerkt, daß ich vor Wuth mit den Zähnen geknirscht und mit den Füßen auf den Boden gestampft? Nun, das habe ich gestern Abend gethan, um eines Mädchens Willen, oder eigentlich wegen des verdammten Conrads. Ich glaube daß ich Ihnen schon früher geklagt, schriftlich oder mündlich, wie der dumme Conrad mich nie im Zimmer mit einem Mädchen allein läßt. In Paris, so oft dieses vorfiel, kam er jedesmal mit herein, wenn er auch gar nichts im Zimmer zu thun hatte, und ging nicht eher wieder hinaus, bis das Mädchen fortging. Nun ist hier im Hause eine wunderschöne Kellnerin; nicht schön in gewöhnlicher bürgerlicher Art, sondern reizend wie eine polnische Gräfin. Und dabei die malerische Schweizertracht. Das arme Mädchen hatte mich kaum gesehen, als sie Neigung für mich gewann; das merkte ich gleich. Weil sie nun schüchtern war, wie alle schweizerischen Kellnerinnen, wollte ich ihr Gelegenheit geben mit mir allein zu sein, daß sie mir ungestört ihre Liebe erkläre. Ge-

stern Abend acht Uhr sagte ich also dem Conrad: gehen Sie hinunter und schicken Sie mir die Kellnerin herauf. Der Esel fragt mich, was ich mit ihr machen wolle? Ich sagte, das Bett wäre mir nicht hoch genug. Er: das kann ich selbst machen. Jezt thürmt er mir die Kopfkissen so hoch, daß ich im Bette nur hätte sizend schlafen können. Ich aber, der mir meinen Vorwand nicht wollte nehmen lassen, sagte mit verbissener Wuth, die Kellnerin solle mir noch ein Kopfkissen bringen, und er solle unten essen, und nach dem Essen gleich wieder herauf kommen — das hieß: nicht früher. Conrad geht hinunter, die Kellnerin kömmt herauf und Conrad hinter ihr. Er stellt sich zwischen uns beide vor dem Bette, und weil ihm die zwei Lichter im Zimmer noch nicht hell genug machen, brachte er von unten noch ein drittes Licht mit. Er ging nicht eher aus dem Zimmer bis das Mädchen mit ging. Es ist mir wirklich unerklärlich, wie ein Mensch so dumm sein kann, und ich möchte glauben, es ist von ihm gar nicht Dummheit, sondern daß er von

irgend einer Dame die mich liebt bestochen ist, auf mich Acht zu geben, und mir im Wege zu stehen. Wer mag diese wohl sein? Unter allen meinen Anbeterinnen ist nur eine die reich ist: Aurelia, und ganz gewiß ist sie es die dem Conrad Geld gibt. Aber die unglückliche Kellnerin härmt sich ab aus Liebe, so daß ich den Jammer gar nicht länger mit ansehen kann, und um mich zu zerstreuen, wahrscheinlich auf einige Tage in die benachbarten Bäder, nach Baden und Schinznach reisen werde.

Ich möchte gern das Geld, das *** für mich hat, hier beziehen, damit ich nicht in die Nothwendigkeit komme, von meinem vorräthigen Golde ausgeben zu müssen, wobei man in der Schweiz sehr viel verliert. (Am Napoleon 14 Kreuzer.) Bitten Sie also *** mir eine Anweisung hierher zu schicken. — Als der König von Württemberg von seinem Bibliothekar (Münch) gefragt wurde: Nun, wie gefallen Ihnen die Briefe aus Paris? antwortete er: Das ist eine gescheite Bestie! Das

erzählte mir jemand hier, dem es Münch selbst erzählte. —

Ich habe hier einige nicht uninteressante Bekannte, aber Aarau ist ein fürchterlich langweiliger Ort, noch ärger als Zürich. In den Wirthshäusern wird schon um 12, bei den Bürgern um 11 Uhr zu Mittag gegessen. Und gewöhnlich ißt man allein. Fremde kommen selten hierher, auch ist die Jahrszeit zum reisen schon zu weit vorgerückt. Abonnenten wie bei uns, essen nicht im Wirthshaus. Ledige Leute, Commis, Studenten, hier wie in Zürich, geben sich in Kost und Logis. Auch thut man Cichorie in den Kaffe. Ich bin das Leben müde, ich will heirathen. Der Dr. *** hier, den ich gut kenne, hat zwei wunderschöne Töchter, aber ich kann es nicht dahin bringen, daß sie mir gefallen.

Meine Hoffnung diesen Winter in Paris mit Ihnen zu sein ist sehr schwach.. Ich möchte bei Eröffnung der Kammer in Paris sein. Wer weiß ob Louis Philipp nicht bald springt. Es geschehen

seit einiger Zeit die gräulichsten Räubereien und Mordthaten in Paris. Nach meiner Ueberzeugung duldet, veranstaltet das vielleicht die Polizei, ein Schreckenssystem einzuführen. Das geht der Despotie, diese einer Revolution vorher. So war es auch vor den Ordonnanzen unter Charles X. (die Brandstiftungen in der Bretagne.) Ich hoffe, daß die Mordthaten in Paris Sie reizen werden bald hinzugehen. O ich Dummkopf! —

Professor Gans und Mauguin reisen jezt in der Schweiz umher, wenn sie mich nur irgendwo treffen. Die Landstraßen der ganzen Schweiz sind mit Agenten besezt, mit Royalistischen und Demagogischen. Mich hält man auch für einen. Nein, solche Philister als die Schweizer gibt es nicht mehr. Die Leidenschaft zwischen Aristokraten und Demokraten ist unmenschlich. Man kann durchaus mit beiden Partheien nicht zugleich umgehen, wie ich es möchte. Man wird dann von beiden Seiten weggestoßen. Meine Pariser Briefe sind in der Schweiz überall bekannt. Man rühmt meinen Pro-

phetengeist. Was sagen Sie dazu, daß die Universität in Freiburg aufgehoben? Es waren dort blutige Schlägereien zwischen Studenten und Militär. Es sind viele verwundet worden, mehrere tödlich. An den dortigen Liberalen habe ich große Schadenfreude. Ich habe ihnen alles vorhergesagt. Das Vieh blöckte mich aus. Uebrigens geht es gut; ich hätte nicht gehofft, daß es die Regierungen so auf's Aeußerste treiben. Ich fürchtete Mäßigung uns einzuschläfern. So wörtlich habe ich in meinen neuen Briefen alles vorhergesagt, daß ich mir manchmal vorkomme, als hätte ich im magnetischen Schlafe geschrieben. —

Vierundzwanzigster Brief.

Aarau, den 18. September 1832.

Ihren Frankfurter Brief erhielt ich (wie jeden, schon morgens nach sieben), wäre er heute nicht gekommen hätte ich müssen einheizen lassen. Die Morgen sind schon kalt, Nebeldick, doch im Tage ist es heiß. Auch habe ich die Sommerseite in meinem Zimmer, und den ganzen Tag die Sonne. Uebrigens, Madame, wenn Sie es nicht übel nehmen, werde ich verdrießlich über Sie, wenn sich das so länger hinzieht. Mein Leben ist Ihnen geweiht, das wissen Sie; aber es kömmt auf die Todesart an. Für Sie an Langeweile sterben — gehorsamer Diener. Hier ist es fürchterlich. Schwei=

zer könnten London und Paris zur kleinen Stadt machen, und jezt denken Sie sich gar Schweizer in einer kleinen Stadt! Der Mensch sollte doch immer seinem Instinkte folgen, dem Hofmeister den ihm die Natur selbst gegeben. Ich hatte immer, einen mir selbst unerklärlichen Widerwillen gegen alle Empfehlungen. Hier brachte ich welche mit, und habe mir dadurch Jammer und Noth zugezogen. Die Menschen quälen mich todt. Der Eine will mich alle Tage spazieren führen, und mir seine Wohlthaten ganz schön auszumalen, sagt er oft: das wäre zwei—drei Stunden weit. Ich spazieren gehen! Sie wissen, ich habe es schon besser ausgeschlagen. Ich gehe zwar in der Schweiz gern spazieren, wegen der schönen und mir neuen Gegend; aber das zu genießen muß ich allein sein. Im Angesichte der Schneebedeckten Alpen, durch den Sumpf und Sand der Unterhaltung eines Kleinstädters, eines Schulmanns, zu waden, das ist schrecklich. Einen Andern fragte ich wem das schöne Haus mir gegenüber gehöre? Jezt geht der Mann

achtzig Jahre bis zum Erbauer des Hauses zurück, erzählt mir dessen Geschichte, die seines Sohnes, durchwandert mit mir den größten Theil des achtzehnten Jahrhunderts — während der Erzählung machen wir verschiedene Besuche — so oft wir allein fährt er fort — wir trennen uns endlich — und jezt heute nach mehreren Tagen, weiß ich immer noch nicht, wem das Haus gehört, denn wir standen zulezt erst in den 90er Jahren. Ich kenne einen Dr. ***, einen in der Demagogenwelt sehr bekannten Mann, geistreich, beredt; in London und Paris wäre er einer der ausgezeichnetsten Parlamentsredner, Staatsmann geworden. Aber auch auf ihm liegt die Kleinstädterei wie ein Nebel. Er sieht keine zehn Schritte weit. Nichts als ihre erbärmlichen kleinen Cantons-Interessen. Es gibt kein Deutschland, kein Frankreich für sie, und wie das Wohl der Schweiz mit dem anderer Staaten zusammenhänge, begreifen sie nicht. So oft ich noch mit einem Schweizer von den Angelegenheiten seines Vaterlandes sprach, und wie sie

mit der allgemeinen Politik zusammenhingen, meinte man, ich wollte sie aufhezen um Deutschland beizustehen. Und daß einer Nuzen von ihnen ziehe, ohne Bezahlung, der Gedanke ist ihnen schauderhaft. In dem Aufsaze gegen einige meiner Rezensenten, von dem ich Ihnen geschrieben, sage ich, ich brauchte noch einige Bogen, daß mein Buch dick und so Censurfrei werde; ich wüßte aber gar nicht worüber ich schreiben sollte. „Ich habe zwar „manchen guten Gedanken gehabt, seitdem ich in „der Schweiz lebe, den ich gebrauchen könnte. Er„führe es aber ein Schweizer, daß ich einen Ge„danken aus seinem Lande mitgenommen, ohne ihn „zu bezahlen; er verfolgte mich bis an das Ende der „Welt, und schlüge mich todt wo er mich fände." Kurz ich ennuyire mich. Ueber meine Aarauer Leiden könnte ich ein Buch schreiben. Aber dürfte ich das wenigstens, das wäre mir noch ein Trost. Aber ich dürfte es nie. Die Geschilderten würden sich erkennen.

— — Gibt es denn kein Rattengift, womit

man alle Dichter aus der Welt schaffen kann? Kaum habe ich mich von *** erholt, befällt mich schon wieder ein anderer Poet. Heute Vormittag besuchte mich ein siebenzigjähriger Mann, ehemals ein Kaufmann, jezt im Wohlstande den Musen huldigend. Dieser Mann, wie er in seinem Gespräche verrieth, glaubte, ich wäre ehemals ein katholischer Klostergeistlicher gewesen, hätte mich aus dem Pfaffenthum herausgearbeitet und wäre endlich ein aufgeklärter Schriftsteller geworden. Wie er zu der Fabel gekommen begreife ich nicht. Vielleicht hat er einmal von meinem Judenthum gehört, und es falsch verstanden. Aber ich ließ ihn dabei, ich wäre früher Mönch gewesen. Was thut der Elende darauf? Er zieht aus seiner Rocktasche ein Packet Manuscripte hervor und liest mir eine halbe Stunde lang prosaische Aufsäze und Gedichte vor, die er gegen den Papst theils schon hat drucken lassen, theils noch drucken lassen will. Ich war gerade mit dem Briefe beschäftigt, und die Störung sezte mich in Verzweiflung. Ach! Was

steht ein Gelehrter aus, und danken Sie Gott, daß *** einen dummen Mann bekommen. Ein anderer langweiliger Freund kömmt seit acht Tagen täglich zu mir, um mich herüber in ein „Thälchen" zu führen, das „gar hübsch" und nur zwei Stunden entfernt sei. Ich aber berechnete, daß zwei Stunden hin und zwei Stunden zurück vier Stunden machen, und daß ich mich so lange nicht ennuyiren will.

— — Ich werde gestört und muß heute schließen. Sie haben mich betrogen, Sie haben mich verrathen, Sie könnten mir Gift geben, das verzeihe ich Ihnen alle. Aber wenn Sie mich je ennuyiren, dann Wehe Ihnen!

Fünfundzwanzigster Brief.

Aarau, den 24. September 1832.

..... Ich werde jezt nach Luzern reisen, Mittwoch oder Donnerstag wahrscheinlich. Aarau ist gar zu still und langweilig, Luzern aber ist erstens wegen seiner herrlichen Gegend berühmt, dann wird der gesellige Ton gelobt. Dort sind sie katholisch, lebenslustig, die Weiber gefällig. Die Tagsazung, die jezt versammelt, und viele Gesandtschaften machen den Ort lebhaft. Auch ist Theater dort. Ich werde in Luzern mehr Geduld als hier haben, das Weitere abzuwarten. Ich habe noch Silbergeld auf einige Zeit, und vielleicht findet sich Gelegenheit, nach Luzern und Basel eine Anweisung zu schicken. Was

mich beim Wechseln des Geldes in die peinlichste Verlegenheit sezt, ist folgendes; doch S. kann mir vielleicht einen guten Rath geben. Die Hälfte meiner Napoleon haben mich 34 Kreuzer gekostet, die andere Hälfte nur 32 Kreuzer. Wenn ich Leztere wechseln ließe, würde ich am Stücke 2 Kreuzer weniger verlieren. Wie kann ich aber die unterscheiden, welche mich nur 32 Kreuzer gekostet, von denen welche 34? Das ist die Frage. Was würde Rothschild in diesem Falle thun?

Ich freue mich sehr auf Luzern. Um Ihnen alle Ermahnungen zu ersparen, gebe ich Ihnen voraus folgende Versprechungen. Ich werde mich auf dem Vierwaldstädter See nicht erkälten, da ich weder Morgens noch Abends darauf fahren werde, sondern blos mitten am Tage, wo es noch sehr heiß ist. Berge besteige ich nicht. Wird das Wetter rauh, bleibe ich in der Stadt. Es soll dort eine bedeckte Brücke sein, von der man eine himmlische Aussicht hat.

Mit dem Aufsaze geht es langsam. Ich habe

zwar noch Lust daran, werde aber oft gestört, freiwillig und unfreiwillig. — Samstag Abend war ich in einer Theegesellschaft, wo mehrere hübsche und artige junge Damen waren, verheirathete und ledige. Alles wie in Paris! Zum Thee gaben sie Milchbrödchen ohne Butter. Doch auch Confekt. Talglichter. Als ich um sieben Uhr kam, war der Thee schon getrunken. Um acht Uhr ging alles fort, nur wir jungen Leute blieben bis gegen neun. Ich habe mich sehr amüsirt. Es wurde Pfänder gespielt. Unter andern folgendes: Jeder bekam einen Namen, die Männer einen weiblichen, die Weiber einen männlichen. Wer einen Fehler macht, bekömmt einen Strich mit einer Kohle im Gesicht. Dann muß dieser sagen: ich heiße N. mit einem Strich, oder mit zwei. So oft er die Striche in seinem Gesicht nicht genau angibt, oder den Namen verfehlt, bekömmt er wieder einen Strich. Zuletzt hatte ich sechs Striche und noch am andern Morgen war mein Gesicht ganz schwarz. — In ganz Aarau bin ich so bekannt, als wäre ich Bürger-

meister. Alles grüßt mich auf der Straße. Weil ich einen Bedienten und eignen Wagen habe, gelte ich hier, wie überall in der Schweiz, für einen reichen Mann. In Mariahalden, in Zürich und hier, redete man mir zu, mich in der Schweiz niederzulassen und ein Gut zu kaufen. — Das Büchelchen: Schillers politisches Vermächtniß, scheint nichts als politische Stellen aus Schillers Schriften zu enthalten, die mit meinen Ansichten übereinkommen. Ich hatte es in der Hand, es interessirte mich aber nicht. — Das Wetter ist ganz herrlich. Nur Morgens bis neun Uhr ist es oft neblig.

Lord Holland (wie ich gestern gelesen) gab seinem Sohne die Lehre: „ne faites jamais aujourd'hui ce que vous pouvez remettre à demain; ne faites jamais vous-mêmes ce que vous pouvez faire faire par un autre.“ Es gibt doch nichts neues unter der Sonne. Ich bildete mir immer ein, ich hätte diese Weisheit erfunden.

Gestern Abend war ich gerade zu Hause, als die Kellnerin in meinem Zimmer aufräumte. Con-

rad wich nicht von der Stelle. Es ist wirklich merkwürdig, und es ist schade, daß ich diese komische Geschichte nicht kann drucken lassen. — In Deutschland geht es her wie in Spanien. Ich habe Nachrichten aus Stuttgart und Mannheim. Alle Liberalen, und wer nur je gegen die Regierung etwas geschrieben, flüchtet sich. Es ist keiner mehr sicher, und ich möchte mich jezt um keinen Preis nach Deutschland wagen.

Sechsundzwanzigster Brief.

Aarau, den 25. September 1832.

Ich habe diesen ganzen Abend verwenden wollen, Ihnen zu schreiben; aber unglückselige Besuche haben mich bis diesen Augenblick halb zehn Uhr gestört. Da ich nun morgen früh nach Luzern abreise, wollte ich Sie, wenn auch nur mit wenigen Zeilen, davon benachrichtigen.

Ich habe das herrlichste Reisewetter von der Welt. So schön war es diesen ganzen Sommer nicht. Ich kann also von Luzern aus noch einen Theil der kleinen Cantone besuchen. Ich habe viele Empfehlungen, und man versichert mich allgemein, es herrsche dort ein fröhlicher Ton, besonders unter

den Frauenzimmern. Ich habe hier in Aarau mich später auch zu unterhalten angefangen. Einige Frauenzimmer, die ich kennen gelernt, haben mich sehr amüsirt.

Der König von Spanien ist gestorben. Das ist wieder einer von den Zufällen, die wie ein Bliz vom Himmel fallen, und auf die ich immer rechne. Das ganze künstliche Juste-Milieu-System Louis Philipps, das ganze Gewebe der europäischen Diplomatik wird dadurch zu Schanden gemacht. Das ist ein Gegengift der Bundestag-Ordonnanzen.

Ich kann es Ihnen nicht beschreiben, mit welcher Freundlichkeit ich hier behandelt worden. Alles liebt mich und die Weiber sind ganz vernarrt in mich. — Adieu, von Luzern bald mehr.

Siebenundzwanzigster Brief.

Luzern, den 27. September 1832.

Seit gestern Abend bin ich hier, ich, unglücklicher als Ulysses — ich fliehe mein Vaterland und finde es überall. Jener suchte es nur und erkannte es nicht, als er es endlich gefunden. Ich kam gestern nach Sonnenuntergang hier an, und sah die ersten hohen Alpen in der Dämmerung, und da dämmerte auch eine neue Welt in mir. Aber gleich darauf in meinem Zimmer las ich die deutschen Zeitungen und von dem Wüthen des losgebundenen Bundestags, und da war alles wie ein Traum verschwunden und ich lebte wieder in der flachen Wirklichkeit. Doch soll Ihnen das nicht leid thun;

ich müßte gelähmt sein, wenn ich das nicht fühlte und besser Schmerzen als Lähmung. Das Wirthshaus, in das ich eingekehrt (der Adler), das beste und vornehmste der Stadt, liegt in einer engen Gasse, aber so eng, wie in Frankfurt die Gellenhäuser Gasse. Ich ging heute ein Privatlogis zu suchen, wobei mir Freunde behülflich waren, aber es war keins zu finden. Ich muß also im Gasthaus bleiben, doch wahrscheinlich in ein anderes ziehen, das am See liegt und eine schöne Aussicht hat. Es heißt zur Wage und paßt also sehr für den ehemaligen Herausgeber der Wage. Schon diesen Morgen um acht Uhr bekam ich Besuch vom Aarauer Gesandten bei der Tagsazung, dem seine Frau meine Ankunft gemeldet, der blieb eine ganze Stunde bei mir, und hielt mich auf, auf meinem Wege „zur Grotte des Anti-Paros." Das war schrecklich und ich hätte bald nicht blos die Geduld verloren. Ein gemüthlicher geistreicher Mann; aber o Jammer! ein Dichter. Er sprach mit mir schon von seinen Gedichten, und kleine schwarze poetische

Wölkchen ziehen sich am Horizont zusammen, und morgen kann das Ungewitter losbrechen. Ach! wie oft beneidete ich einen Reisenden, der kein berühmter Mann ist, wie ich, und den keiner stört. Ich sollte eigentlich den Conrad für mich ausgeben, was recht leicht zu thun wäre. Wissen Sie, daß er Reisebilder macht wie Heine? Gestern, als er die Schneeberge sah, bemerkte er mir und lachte dabei — er freute sich seiner poetischen Flügel — „es ist sonderbar, wenn man so dem Winter in's Gesicht sieht." Und als fleißiger Künstler arbeitete er dieses Bild noch schöner aus, und vorhin, als wir zurückkamen, sagte er: „es ist sonderbar, wenn man zwei Jahreszeiten zugleich sieht." Als wir zurückkamen, sagte ich. Ich habe mich verrathen. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen gar nichts zu sagen von der Herrlichkeit dieser Gebirgswelt, an deren Eingange ich doch erst stehe. Ich meinte, das müßte Ihnen Verdruß machen, Ihnen das Gefühl getäuschter Hoffnung erneuern. Aber Sie werden sich doch freuen über die Freude eines Andern, auch

wenn Sie sie nicht theilen können. Es übertrifft die Erwartung, und es schaute mich als etwas Fremdes an, was ich doch so oft im Bilde gesehen, was ich mir alle seit vielen Jahren so klar vorgestellt. Um 4 Uhr Nachmittags sezte ich mich mit Conrad-Heine in eine Gondel und schiffte den See hinaus. Luzern liegt am Fuße des Pilatus, man glaubt seinen Gipfel mit der Hand erreichen zu können, und man braucht doch sieben Stunden hinauf zu kommen. Gegenüber liegt der viel niedrigere Rigi, so klar, daß man mit bloßen Augen das untere Wirthshaus darauf sieht. Der See glatt wie ein Spiegel, das Wetter kann nicht herrlicher gedichtet werden. Und wenn man so weiter schifft, treten die Berge und Gletscher immer näher heran, Einer über den Andern, immer Einer höher als der Vorige. Es schien mir, als kämen sie mir entgegen, als sähen sie sich einander über Schultern und Köpfe, mich vorüber fahren zu sehen. Was wir, die wir nur den Rhein, den Taunus, Heidelberg gesehen, schöne Gegend nennen, kann hier nicht

angewendet werden. Es ist wie ein Waarenlager der Natur, wo hundert schöne Gegenden aufgehäuft liegen und des Käufers warten. Da hörte ich doch ein neues Lied; aber weil Sie mir fehlten, war es eine Melodie ohne Text. Nach Sonnenuntergang, bei immer steigender Dämmerung, kehrte ich zurück. Vor mir über der Stadt brannte hell das Abendroth; wie ich nun zurücksah, wo zwischen den Bergen schon Nacht war, war es wie ein Schrecken, was ich fühlte. Es war als ginge dort die Welt unter und als wäre es die ewige Nacht, die immer näher alles verschlingend der Stadt zufluthete, die noch im Lichte des Lebens glänzte. Und das ist erst der Anfang. Uebermorgen will ich die ganze Länge des Sees bis Altdorf durchschiffen. Das sind acht Stunden. Da sehe ich Brunnen, Küßnacht, Tell's Kapelle und Platte. Das ist eine Reise von zwei Tagen. Und bei diesem Wetter, sagen mir die Schiffer, kömmt kein Sturm. Es ist auch, als fahre man über eine Eisenbahn, so wenig rührt sich das Wasser. Morgen könnte ein Brief

von Ihnen kommen, wenigstens der lezte nach Aarau. Wenn keiner kömmt, schreie ich Miau! Das sage ich Ihnen vorher. Gute Nacht!

Freitag, den 28. September. Ihren sehr lieben Brief erhalten, der mir Freude gemacht. Zum reisen ist es ja nicht zu spät, sondern das Wetter schöner als je. Man rieth mir hier an, noch nach dem Berner Oberland zu reisen; das werde ich aber doch nicht thun, sondern mich mit den nahen Parthien begnügen, die ich oben angegeben. Ich reise morgen ab und komme den dritten Tag zurück. — Ich habe schon wieder Besuch gehabt. Merkwürdig ist, daß mich die Leute hier früher besuchen, ehe ich zu ihnen gehe. — Auf dem Vierwaldstätter See ist sehr strenge Aufsicht der Obrigkeit auf die Schiffer. Man muß, um bei ungünstigem Winde Hülfe zu haben, drei Schiffsleute nehmen. Ihnen wird das Recht sein, mir aber thut das leid, weil das Fahren so theuer kömmt. Von hier nach Flüelen, am Ende des Sees, fährt man sechs Stunden, und dafür muß

man elf Gulden bezahlen. Wenn man mit dem nämlichen Schiffe gleich zurückfährt, die Hälfte. Ich aber werde von Altdorf über Zug und Schwyz zu Lande nach Luzern fahren. Die Abwechslung ist interessanter. Wären Sie nur dabei.

Achtundzwanzigster Brief.

Luzern, den 2. Oktober 1832.

Aus dem Lande Uri vom Fuße des Gotthards zurückzukommen und zu Hause zwei Briefe von Ihnen vorzufinden, das ist das große Loos mit einer Prämie. Die vergangne Nacht schlief ich in Zug. Ich wollte von da auf dem Zuger-See nach Immensee fahren, und zu Fuß durch Tell's hohle Gasse gehen, und dann von Küßnacht zu Land oder zu Wasser nach Bürglen zurück. So wäre ich diesen Abend erst angekommen. Aber ich schmachtete nach Ihren Briefen. Wie ich nun diesen Morgen erwachte, sah ich zu meiner großen Freude, daß der Himmel von Wolken bedeckt war, und das

Wetter kühl. Und in meinem Buche las ich vom Zuger-See: „außer dem furchtbaren Föhn ist auch der Nordwestwind, Arbis genannt, gefährlich.“ Des allen freute ich mich. Ich überredete mich, auf dem See könnte ich bei solchem Wetter untergehen oder mich erkälten, und es sei besser den geraden und kürzern Weg zu Lande zu machen. So kam ich schon Mittwoch hier an. Da Küßnacht nicht weit von hier ist, kann ich das Versäumte zwischen Morgen und Abend nachholen. Jezt zu Ihren Briefen....... Daß der S. lacht, das braucht Sie nicht argwöhnisch zu machen. Er hat gut lachen! Er hat einen guten Magen, und braucht seine Verdauung zu stärken keine Schaafgarbe zu saufen wie ich. Das ist das ganze Geheimniß. O lieber Freund! Hätten Sie nur die Wirthstöchter in der Wage nicht erwähnt! Sie haben alte Wunden wieder aufgerissen. Seit drei Stunden (so lange ist es, daß ich sie nicht gesehen) hatte ich sie vergessen. Ich logire nicht dort, sondern in einem Privatlogis. Als ich her kam, kehrte ich in den Adler ein, der noch

theurer ist als die Wage. Aber ich gehe dorthin essen. Sie sind schön die Wirthstöchter, aber was haben wir junge Leute davon? Man muß 65 Jahre alt sein ein halbes Lächeln, und 70 ein ganzes von ihnen zu bekommen. Mich armen Lebens-Teufel von nur 46 Jahren starrten sie wie Gletscher ins Gesicht, starr und kalt, ob zwar hold wie im Rosenschein der Abendröthe.

Den 14. Oktober werde ich auf jeden Fall noch in der Schweiz sein, um einem großen Schüzenfeste beizuwohnen, das an diesem Tage von Patrioten aus politischen Gründen veranlaßt statt haben wird. Eine herrliche Reise habe ich gemacht. Ich habe auch allerlei notirt, es später auszuarbeiten. Für den S. der die Gegend kennt, will ich nur kurz die Route bemerken. Samstag Nachmittag fuhr ich nach einem Dorfe Winkel zu Lande, das am See liegt. Von da in einer halben Stunde nach Stanzstade zu Wasser. Von dort zu Fuß nach Stanz in Unterwalden, wo ich übernachtete. Morgens ging ich nach Stanzstade zurück, und nahm dort

ein Schiff nach Flüelen. Auf dem Wege am Grütli und Tellkapelle ausgestiegen. Von Flüelen zu Fuß nach Altdorf, wo ich übernachtete. Sonntag Morgen ging ich nach Bürglen. Von da zurück nach Altdorf. Von da zu Wasser nach Brunnen. Von da zu Land über Schwyz, Goldau und Arth nach Zug, wo ich Montag Nacht zubrachte. Von Zug fuhr ich heute Morgen zu Land nach Luzern — Küßnacht, und Sarnen in Unterwalden werde ich ein Andersmal besuchen. Die beiden Blümchen, eins für Sie, eins für S. sind auf dem Grütli gepflückt. Bürglen — wie bin ich so froh, daß ich Ihnen das nicht beschreiben kann, Sie, ja Sie hätten schwarzen Neid auf mich. Das ist nicht Wirklichkeit, das ist ein Gedicht. In Bürglen ist Tell geboren und gestorben; kein Held hat eine schönere Wiege und ein schöneres Grab, wie keiner ein schöneres Leben und einen schönern Tod. Er ertrank hochbejahrt im tobenden Schächenbach, als er bei einer Ueberschwemmung ein Kind aus den Fluthen retten wollte. Von

himmelhohen Bergen rings umschlossen grünt das kleine Thal, und aus Felsen hervor, Felsen herunter tobt der Schächenbach so wild, daß man glaubt die hohen Berge hätten sich dahin gestellt, ihn zu bewachen. Und das Alle am Fuße des Gotthards! Meine Phantasie war schnell darüber in Italien, und ich seufzte ihr nach. In zwölf Stunden hätte ich unter Pomeranzen wandern können. Wie beneidete ich die Kühe, die ich vor Altdorf, und den folgenden Tag in großen Heerden kommen sah. Sie werden über den Gotthard zum großen Viehmarkt in Locarno getrieben. Das sah sehr reizend aus. Einer der Treiber ein Schwyzer jodelte herrlich, daß es zwischen den Bergen wiederhallte. Alle Treiber hatten hölzerne Melknäpfe auf dem Rücken. Die vornehmste Kuh trug eine Glocke, so groß wie der größte Kürbis am Halse. Auf meine Frage: wozu die große Glocke? antwortete man mir: die Kühe hätten ihre Freude daran. Am Halse trugen die Kühe kleine hölzerne Schämelchen, worauf sich die Treiber sezen, wenn sie melken. Die Milch

wird auf dem Wege verkauft. Als ich nach Flüelen kam, es war Sonntag, fand ich die ganze Dorfjugend, eine Schaar kleiner Tell's, mit Bogen bewaffnet, und mit Pfeilen nach der Scheibe schießen. Ich zahlte einen Bazen für einen Schuß, und traf so glücklich, daß wenn der Apfel auf dem Kopfe des kleinen Tell so groß gewesen wäre als die Scheibe, die drei Schuh im Durchmesser hatte, ich zwar den Apfel nicht getroffen hätte, aber den Knaben auch nicht; denn ich hätte ihm gerade unter die Beine weggeschossen. Mein Pfeil blieb dicht über dem Boden in der Stange stecken, auf welcher die Scheibe stand. Ich wurde von allen Buben ausgelacht und ging beschämt fort. — Meine Erwartung übertroffen hat die schauervolle Scene von Goldau. Wäre ich damals gerade dort gewesen, und man hätte mir vorher gesagt, der Berg würde einstürzen, ich hätte mich fünfhundert Schritte zurückgezogen, und ganz ruhig das Schauspiel abgewartet und wäre begraben worden. Häuserhohe Felsen wurden eine Stunde weit geschleudert. Der

Weg, auf dem man jezt fährt, und der hoch liegt, war früher ein Thal, das von Schutt und Steinen ausgefüllt worden. Ein großes Stück des Lowerzer Sees wurde davon ausgefüllt. Und jezt haben sich dort wieder Menschen angesiedelt, und ich habe sie an den Fenstern lachen sehen. — Nachmittag hatte ich starken Wind auf dem See. Ein Sturm muß da fürchterlich sein. An's Land zu gelangen, hilft einem gar nichts; die Ufer sind gewöhnlich so glatt und steil, daß kein Vogel Plaz hätte, sich dahin zu retten. Der gefährliche Wind ist der Föhn. Er war in der Luft, kam aber nicht herunter. Der Föhn ist nämlich der warme Ostwind, der aus Italien über den Gotthard kömmt. Unmittelbar kann er nicht über das flache Land und über das Wasser streichen. Er muß erst die Berge herunter in die tiefen Luftregionen steigen und das sieht man vorher. Ich sah weiße Wölkchen über den Bergen, und den Wind mit den Blättern der Bäume spielen, die hoch oben standen, doch immer konnte er nicht herunter. Aber auch bei gutem Wetter ändert

sich der Wind auf dem Vierwaldstätter See jede halbe Stunde. So oft man um eine Felsenecke biegt, ändert sich die Luft und mit ihr das Wasser. Jezt ist es glatt und grün wie eine Wiese. Gleich darauf kräuselt sich das Wasser, und bald schlägt es hohe Wellen. Auf dem Rütli war einen Tag vor mir der Dichter Uhland und hatte einen Reim in's Buch geschrieben. Zu gleicher Zeit ein Pole, der in einer langen Rede mit herzzerreißenden Klagen über sein Vaterland schreibt. Er sagt unter Andern: Die Schweiz hatte nur einen Geßler, Polen hat drei. — Alle Fremdenbücher in den Wirthshäusern sind mit komischen Klagen der Reisenden über die Prellereien der Wirthe ausgefüllt. Es ist oft zum Lachen. So las ich in Schwyz den langen Jammer eines Franzosen, der herrechnet, was er genossen, und wie viel er dafür bezahlt. Es ist eine ganze Seite des Buchs. Am Schlusse sagt er: Er müsse alles widerrufen. Er habe geglaubt, es sei von Schweizerfranken die Rede, und bei Bezahlung der Rechnung habe er gesehen, daß nur fran=

zösische Franken gemeint waren. Man braucht aber schrecklich viel Geld. Freilich muß ich Wagen und Schiff allein bezahlen, in Gesellschaft kömmt es wohlfeiler.

Mittwoch, den 3. Oktober. Heute schon wieder ein Brief! Sie sind sehr zudringlich. Freilich sind drei Briefe wöchentlich zu viel, vier wären auch genug und dabei lassen Sie es bewenden. Der König von Spanien ist schon wieder einmal gestorben, kann man jezt sehr gut mit Müllerchen im Bürgerkapitain sagen; denn jezt soll er wirklich todt sein. Es lebe der Tod! Das paßt mir sehr in meinen Kram. — Mein Weg nach Basel geht wieder über Aarau zurück, und ich werde wahrscheinlich noch einige Tage dort bleiben. In Aarau fing ich erst an mich zu amüsiren, als ich mich verliebte. Ich bin, ganz im Ernste, ohne weibliche Gesellschaft wie ein ungeschmiertes Rad; ich stöhne und krache und komme nicht von der Stelle. Wer sollte das von mir denken? Sie haben

Recht gehabt, dem Dr. *** alles abzuläugnen. Lernen Sie endlich lügen, das ist das Nöthigste in der Ehe; hauptsächlich weil ich nicht lügen kann, mochte ich nicht heirathen. Ich habe und kann hier kein Tagebuch führen. Wenn ich nach allem Sehen noch Zeit übrig habe, muß ich sie benuzen, den schon erwähnten Anhang zu meinen Briefen fertig zu machen, weil es kommen kann, daß das Manuscript nicht reicht. Das ist wieder in Stocken gerathen. In Zürich war ich mit meinen Briefen selbst beschäftigt und konnte an nichts Neues denken. So bleibe ich aus Faulheit immer zurück. Ich will mich aber bessern. S. soll mir eine Kiste mit allen den Büchern voll machen, die ich im eintreffenden Falle mir vielleicht werde schicken lassen. Ich kann Ihnen das nicht so genau bezeichnen, er muß den Verstand haben, zu wissen, welche Bücher ein Ignorant, wie ich, oft zum Nachschlagen braucht. Also Sprach- und Sachwörterbücher, Encyclopädien, Historie. Wenn in der Kiste noch Plaz übrig bleibt: Uebersezun-

gen der lateinischen und griechischen Klassiker. Wenn noch Plaz übrig bleibt, kann er Brabanter Thaler hineinlegen. Adieu. Das Wetter ist fortwährend herrlich. Gruß an alle Welt.

Neunundzwanzigster Brief.

Luzern, den 6. Oktober 1832.

Ich erhalte so eben Ihren Brief vom 2ten, also wieder erst am fünften Tage. — Ihnen, was ich gesehen in der Schweiz, umständlich zu beschreiben, dazu habe ich wirklich weder Zeit noch Ruhe. Indessen ist allerlei notirt, daraus einmal (und wenn längere Schweizer-Reisen künftig dazu kommen), etwas zu machen. Gestern fuhr ich zu Land nach Küßnacht. Nahe dort ist die hohle Gasse, wo Tell den Geßler erschossen, und eine Kapelle bezeichnet den Ort der That. In's Fremdenbuch dort schrieb ich folgende Reime:

Er faßt 'nen langen Bogen,
War keiner von Papier,
Hat aus dem Köcher gezogen
Kein Federlein wie wir

Mit feigem Proteſtiren
Unterthäniger Bitte
Mocht' er nicht Zeit verlieren —
Traf gleich die rechte Mitte.

Drauf zog das Volk mit Lanzen
Gen das monarch'ſche Prinzip,
Gen Oeſterreichs Ordonnanzen,
Den uralten Freiheitsdieb. *)

Und meinen Namen darunter. Was mir in der Schweiz wohl thut, deren Geſchichte ich jezt leſe, in Büchern und in Felſenſchrift an den Bergen, iſt der Schweiz uralter Haß gegen Oeſterreich, und wie lezteres immer zu Schanden geſchlagen worden.

---

*) In einem Notizenbuche von Börne fand ſich auch obiges Gedicht mit noch folgenden Strophen: A. d. H.

Heut ſchüzen die Koſaken
Das ſchwächlich monarchiſche Prinzip,
Und es rühmen mit ſpeiſevollen Backen
Profeſſoren ihre ewige Fürſtenlieb.

Andere mit hohlen Wangen
Reden für das Volk ein mageres Wort.
Erheb dich Volk, ſcheuch mit Bohnenſtangen
Die Lerchen deiner Freiheit fort.

Wie dieser Haß glühend war, lehrt folgende Stelle in Müllers Geschichte: „Von derselbigen Zeit an (Ende des vierzehnten Jahrhunderts) wurzelte immer tiefer ein bitterer Haß des Oesterreichischen Volks und Adels, den sie nicht geduldig nur nennen hören konnten. Keinem konnten sie vergeben, von Oesterreich in der Schweiz Gutes zu sprechen; wer seinen Helm oder Hut (wie die Herzoge zu thun pflegten) mit Pfauenfedern hätte schmücken wollen, würde von dem Volk umgebracht worden sein. Es ist aufgezeichnet worden, daß in der ganzen Schweiz kein Pfau habe sein dürfen; als einem eidgenössischen Mann, der in einer öffentlichen Schenke saß, ein Spiel der Sonnenstrahlen die Farben des Pfauenschweifes in sein Glas voll Wein gebildet, habe er sein Schwert ausgezogen und mit hundert Flüchen das Glas in Stücken geschlagen." Ja, so muß man Oesterreich hassen, oder besser — wie ich.

Die alten Heldengeschichten der Schweiz und den Schauplaz ihrer schönsten Thaten (die Ufer des

Vierwaldstätter Sees) lernen Sie am besten aus Schillers Wilhelm Tell kennen. Er hat alles der Natur und Geschichte gemäß erzählt. Schiller war nie mit einem Fuße in der Schweiz (wahrscheinlich aus Geldnoth nicht) und als er den Tell schrieb, ließ er sich die Landschaften schildern und zeichnen. Ich sah wieder, daß mehr der Dichter als der Geschichtschreiber Heldenthaten verewigt; denn mehr aus Schillers Tell, als aus der Geschichte, kannte ich der Schweizer Großthaten. In den vier Urcantonen ist kein Berg und kein Thal, die nicht durch eine große That verewigt. Diese Heldenzeit der Schweizer hat viele Aehnlichkeit mit der der Griechen und Römer, wie wohl mit der jeden Volks. Wäre die unleidliche Aufklärung nicht, zu welcher schönen Mythologie wäre nicht die alte Schweizergeschichte in diesen fünf Jahrhunderten ausgeschmückt worden. Sie hätten ihren Theseus, ihren Herkules, ihre Lukretia. Aber das Christenthum hat nicht alles verdorben. Zum Glück fiel die schönste Schweizer-Geschichte vor der Reformation und in Ländern,

die bis heute noch katholisch geblieben. Tell wird wie ein Gott verehrt. Er hat an allen Schaupläzen seines Lebens und Wirkens Kapellen, in denen Gottesdienst geschieht und wohin zu verschiedenen Zeiten gewallfahrt wird. An Kapellen, öffentlichen und Privatgebäuden sieht man seine Lebensscenen abgebildet. Er steht in Stein auf Brunnen, so auch Arnold von Winkelried und das Bild anderer Helden. Wie wohl mir das in der Schweiz thut, kein Bild eines Fürsten zu sehen, sondern nur das von Männern aus dem Volke. Auch die katholische Andacht der Leute erfreut mich. Wo auf dem Wege eine Kapelle steht, sieht man Männer, Weiber und Kinder darin, davor knien. Gestern auf meinem Wege fand ich so ein schönes Bild. Die Kapelle war verschlossen. Bauernweiber knieten vor dem Gitter, das den Blick in das Innere gibt. Eine, die vor dem Gitter keinen Plaz mehr gefunden, kniete vor der geschlossenen Thüre, genau da, wo beide Thürflügel die Spalte bilden, als könne ihr Gebet da leichter eindringen, als durch die Mauer, vor der

sie bequemen Plaz gefunden hätte. Der Weg nach Küßnacht ist herrlich. Ueberhaupt finde ich viel reizender, an den Ufern der See zu Land zu reisen, als auf dem Wasser. Die Ufer sind gewöhnlich hoch, und man hat dort eine schönere Ansicht hinab auf das Wasser und die Ufer, als auf dem Wasser hinauf und hinüber.

Ich Esel schrieb Ihnen neulich von Grütli-Blumen und vergaß sie einzuschließen. Heute thue ich es (wenn ich es nicht wieder vergesse). Verwahren Sie die Blumen gut. Sie können noch einmal neben Schwert und Dolch auf einem Criminal-Tisch prangen, wenn früher oder später unsere demagogischen Umtriebe zur Untersuchung kommen, und wir, weil wir die bestehenden Dinge umstürzen wollten, geköpft werden. Dann werden die Blümchen von dem revolutionären Grütli gegen uns zeugen.

Gestern Abend war ich in Gesellschaft bei Professor Monnard, den ich vor zehn Jahren in Paris kennen gelernt, und hier als Tagsazungs-Gesandten wieder gefunden. Da fand ich fast alle

Tagsazungs-Gesandte. Lauter Bürgerliche, doch führt der Präsident den Titel Excellenz. Die Sizungen der Tagsazung sind zwar nicht öffentlich, doch war da gar keine Geheimnißkrämerei, wie bei monarchischen Diplomaten. Ich fragte den Präsident und die Andern alles, was ich wissen wollte, was sie verhandeln, in der und jener Sache beschlossen, oder beschließen werden. Sie sagten mir alles. Bei Tische fingen alle Gesandten an eine Art Studentenlied zu singen, der Präsident (ein großer starker Mann und von diplomatischem Ansehen) sang mit. Er saß auf dem Sopha, ich neben ihm. Da verglich ich, in Gedanken, dieses diplomatische Souper mit einem Frankfurter des Bundestags, und wie sich das ausnehmen würde, wenn Herr von Münch-Bellinghausen mit Herrn von Nagler und die übrigen ein Lied sängen, und da mußte ich lachen. Es waren meistens Männer von meinem Alter, wenige über, viele jünger. Sehr artige Leute, besonders die aus der französischen und italienischen Schweiz. Es wurden drei Spra-

chen gesprochen. Meine Pariser Briefe kannten die Meisten.

Was Sie mir neulich von *** geschrieben, daß er hübsch geworden, ist merkwürdig. Es scheint, daß in dieser Zeit die Brustkrankheiten mit Schönheit endigen. Stellen Sie sich vor, ich bin auch schön geworden. Seit wie lange, weiß ich nicht. Erst vor einigen Tagen, da ich in meinem blauen Morgenhalstuche vor einem großen Spiegel frühstückte, entdeckte ich es. Wenn das die Weiber erfahren, bekommen sie alle die Schwindsucht. — Ist *** noch in Frankfurt, oder schon nach Paris zurück? Und Sie? Kommen Sie denn auch gewiß? Das Geld darf Sie nicht abschrecken. Ich ernähre Sie dort, wie man alle Blumen ernährt — mit Wasser.

Dreißigster Brief.

Luzern, den 7. Oktober 1832.

Wir wollen ein wenig plaudern. Heute ist Regenwetter, doch warm. Ich habe es noch gut getroffen mit meiner Reise. Jezt muß ich darauf sehen, schönes Wetter auch für die Pariser Reise abzupassen, denn wenn Regenwetter die Wege schlecht gemacht, ist das Reisen sehr lästig.

Kürzlich las ich in einem Pariser Blatte „Opinion de Bœrne sur Gœthe“ aus dem 8ten Theile übersezt. — Es ist auch Theater hier. Neulich sah ich eine Pantomime, Harlekin in der bezauberten Kaffemühle, was recht hübsch war. Es war zum verwundern, was in dem kleinen Hause und bei den wenigen Mitteln einer herumziehenden Truppe für schöne Metamorphosen vorkamen. Auch

ist der Erfinder der Maschinerien ein Frankfurter, ein gewisser Schnepf, der beim Theater als Dekorationsmaler und zugleich als Schauspieler angestellt ist. Er hat wirklich Genie, spielte den Harlekin sehr gewandt und seine Maschinen sind vortrefflich. Ich begreife nicht, warum man den Menschen nicht in Frankfurt anstellt. Der Direktor des Theaters, ein artiger solider Mann, und bedrängter Familienvater besuchte mich und zwar aus folgendem Grunde. Er habe gehört ich sei in Baden gewesen, und er wolle sich erkundigen, wie es seinem Sohne gehe, der bei Spindler im Hause ist. Das ist der Junge, der mir diesen Sommer abgeschrieben. Ich konnte dem Vater die beste Auskunft geben. Spindler hat den Jungen zu sich genommen, und wird bis zu seiner vollendeten Erziehung für ihn sorgen. Das ist doch schön. Das Theater ist auf einer Bodenkammer des Jesuiten-Gebäudes und man muß drei Treppen steigen in's Parterre zu kommen. Mich interessirte das Publikum, die schöne Welt. Die Weiber haben hübsche katholische Augen, aber noch

so schön, ihre harte schweizer Sprache macht sie sehr unliebenswürdig.

Montag, den 8. Oktober. Gestern besuchte ich eine Stunde von hier einen öffentlichen Vergnügungsort. Sie können sich nichts schöneres denken als die Gegend um Luzern. Es ist ganz anders wie bei uns, auch Baden, das Murgthal gibt keine Vorstellung davon. Es ist ein anderes Grün, es sind andere Berge, andere Wasser. Ich kann mir denken, wie man in der Schweiz Tage und Wochen lang zu Fuße reisen kann, ohne müde zu werden. Man hat immer ein nahes, immer ein schönes und schöneres Ziel. Immer ist ein Berg, eine Felsenwand, welche den Weg zusperren. Da wird man neugierig zu wissen, wie es hinter dem Berg, hinter der Wand aussieht; hat man sie erreicht, lockt uns wieder ein nahes Ziel, und so immerfort, und so wird man von Morgen bis Abend gelockt. Merkwürdig ist das Spiel der Wolken um die Höhen der Berge gegen Abend. Ein Nebel erhebt sich und verhüllt die Mitte des

Berges, die Spize bleibt frei, so daß sie in der Luft zu schweben scheint. Oder der Berg wird bis an die untere Region eingehüllt und zeigt dann nur einen mäßigen Hügel. So suchte ich gestern Abend (das Wetter war Sonnenhell) den Pilatus und konnte ihn nicht finden. Endlich entdeckte ich, daß er von Wolken eingehüllt war.

Gestern Abend war ich im Theater und sah Kotzebue's Kreuzfahrer. Balduin von Eichenhorst, Bohemund von Schwarzeneck, Emma von Falkenstein — es war prächtig; ich habe das seit so lange nicht gehört. Es war Sonntag, das Haus gedrückt voll. Ich hatte große Freude am weiblichen Publikum. Die ersten sechs Bänke des Parterres waren nur von Frauenzimmern besezt, und ich der einzige Herr unter ihnen. Von diesem Geplauder haben Sie keine Vorstellung. Sie sprachen alle mit einander, über die Bänke herüber, rechts, links. Sie genirten sich gar nicht vor mich, drängten sich an mich, lehnten sich über mir, um mit Nachbarinnen zu plaudern. Sie hatten keine Ahnung davon,

daß sie einen gefährlichen Reisebeschreiber unter sich hatten, der so manches auffangen könne. Es war wie die Lama's und andere sanfte Thiere oder Vögel, die in Gegenden wo nie ein Mensch gewesen, sich zutraulich dem ersten Menschen nahen und keine Furcht haben. Es ist erstaunlich was diese Luzernerinnen für Aehnlichkeit mit Jüdinnen haben. Die nämliche Physiognomie, Lebhaftigkeit, die nämliche Sprache, dieselben eigenthümlichen Worte und ganz der singende Ton jener.

Heute kurz vor dem Essen ging ich noch vor die Stadt hinaus spazieren. Da kam ich unversehens in ein kleines Thal rings von sanften Hügeln eingeschlossen. Und in dem Thale lagen wieder andere noch niedrigere Hügel. Es war ein Sopha von grüner Seide, rings an den Wänden schwellende Polster. Ich hätte mich hinein werfen mögen, man meint die Erde wäre elastisch. Ich kann Ihnen dieses Grün nicht beschreiben, es müßte Blinde heilen können. Nichts lieblicher als das Schellengeläute des Viehs, das jezt von den Ber-

gen herab ist, und überall in der Ebene weidet. Kein Mensch in der Schweiz hat es besser als eine Kuh. Sie ist der Reichthum, der Adel des Schweizers, und so viele Kühe er hat, so viele Ahnen zählt er. Sobald im Frühling das erste Gras sproßt, werden sie hinaus auf die Weide geführt. Dann werden sie zu Berge getrieben, erst in die unteren Regionen, dann in die mittleren, endlich im Sommer die höchsten Alpen hinauf. Im Herbste gehen sie so abweidend zurück.

So reisen wie es gewöhnlich geschieht in der Schweiz, möchte ich nicht. Wochen, Monate lang von einem Ort zum andern jagen, nichts voll genießen, alles nur kosten — ist das nicht thöricht? Wenn uns ein Berg, ein Thal entzückt, warum wegeilen nach einem andern Thale, einem andern Berge, blos um zu Hause erzählen zu können, daß man dort gewesen? Ich will zwar nicht, daß man der ersten schönen Gegend treu bleibe und in einer christlichen Ehe mit ihr lebe; aber von Morgen bis Abend von einer zur andern flattern, das will

ich auch nicht. Man soll in der Schweiz leben, wie ein Türke in seinem Serail. Alles Schöne ist in der Nähe, gefällig jede Laune zu befriedigen; aber man wähle eine Favoritin, und werfe, wenn man ihrer satt ist, einer andern das Schnupftuch zu. — Wären Sie vor einigen Tagen mit mir hier gewesen, und hätten sich von mir spazieren führen lassen, Sie hätten mir vor Wuth eine Haarnadel in das Herz gestoßen. Ich ging nämlich aus, auf meine Art, die Physiognomie von Luzern kennen zu lernen. Es war das herrlichste Wetter. Ich aber schlich mit unbeschreiblicher Wonne den schmalen Weg herum, der zwischen zwei hohen Mauern in einem Halbkreise die Stadt umgibt. Nichts als Mauern und Hütten. Keine Sonne, kein Feld, kein Baum. Nur eine kleine Seitenspize des zackigen Pilatus schaute in die dürre Gasse von oben auf mich herab. Es war wie eine Zunge, die er herausstreckte mich zu verspotten. Ich aber sezte mein Vergnügen fort und ließ mich nicht stören. Endlich kam ich zur Stadt hinaus in's Freie, gerieth

in eine weiche Wiese, über der von Schritt zu Schritt Steine gelegt waren, daß man trocknen Fußes hinüberkomme. Dann gelangte ich an einen Bach, über den eine Art schwimmende Brücke führte. Ein Mädchen stand darauf mit einem Ruder, das Schiff ohne Bord abzudrücken. Ich wollte hinüber; aber sie bemerkte, hier führe kein Weg. Es war ein Landhaus auf einer Insel im See, durch einen schmalen Wasserarm vom Lande geschieden. Ich mußte den nämlichen Weg über die nasse Wiese, von Stein zu Stein hüpfend in die Stadt zurück, noch einmal durch die hohen Mauern durch. Darüber ward es dunkel. Und hätten Sie darauf mich Abends beim Thee nicht ermordet, oder noch grausamer mit mir gegrollt? Ach, wie schön ist es ledig zu sein! Ich kann es nicht erwarten bis wir drei zusammenkommen, und Sie das erste Mal mit mir zanken. Ich endossire Ihren Zorn und schreibe darauf: Für mich an die Ordre Herrn S. S. — So eben erhalte ich Ihren Brief. O, wie schön daß Sie bald kommen!

Antikritische Belustigungen an den reizenden Ufern des Zürcher-See's.

(August 1832.)

I.

Die Tiger=Brücke.

Da ich schon am vierten Februar dieses Jahres auf dem „Punkte" stand, „wo der Mensch in den Tiger übergeht" — wie die Dresdner Abend=Zeitung von dem nämlichen Tage hinlänglich bewiesen — so wird der billige Leser wohl einsehen, daß, weil ich kein Säulenheiliger bin, ich diese peinliche Stellung nicht lange mehr werde ertragen können, sondern genöthigt sein werde, bald über die Tiger=Brücke zu gehen. Doch will ich es aushalten so lange als möglich und diese kurze Zeit noch benuzen,

mit jenem Rezensenten in der Abend-Zeitung, der sich Eratophilos unterschrieb, so wie mit zwei andern meiner Rezensenten, nämlich einem ungenannten Lehrjungen des Professor Görres in München, und dem Herrn Carové, licencié-en-droit in Frankfurt am Main, einige menschliche Worte zu wechseln. Später, jenseits der Tiger-Brücke, rede ich gar nicht mehr mit ihnen, sondern ich fresse sie auf.

II.

Die Sokrates-Hütte.

Sollte sich nach meinem Tode unter meinen hinterlassenen Papieren ein Bogen finden, auf dem weiter nichts geschrieben steht, als folgendes:

Suppe von durchgeschlagenen Rezensenten

— so bitte ich die Nachwelt, sich doch ja nicht zu betrüben, daß von dieser merkwürdigen Schrift nichts fertig geworden, als der Titel; denn sie ist allerdings fertig geworden und ist nichts anderes, als diese gegenwärtige Abhandlung Antikritische Be-

lustigungen. Warum der Titel verändert worden, soll der Leser gleich erfahren.

Diesen Sommer in Baden fand ein so lebhafter Verkehr von wechselseitiger Höflichkeit zwischen mir und einigen norddeutschen Damen statt, daß ich ganz schwach davon geworden war und einen Heißhunger nach tüchtigen Grobheiten bekam, sowohl nach passiven als nach aktiven. Sie waren aber nicht aufzutreiben. Endlich erbarmte sich meiner ein Freund, der meine Leiden sah und erkannte, und verschaffte mir drei Stücke Rezensionen meiner Briefe aus Paris: die schon erwähnte in der Abend-Zeitung, eine in der Neuen Hanauer Zeitung und eine dritte in der Münchner Eos. Ich verzehrte sie und fühlte mich gleich wieder gestärkt; um aber meine Kräfte völlig wieder herzustellen, nahm ich mir vor, darauf zu antworten. Ich sann auf einen romantischen Schreibsitz, der meiner gemüthlichen Stimmung und meinem zarten Vorhaben entspräche, und wählte die Sokrates-Hütte auf dem Berge, wo jeden Morgen und Abend so viele

weibliche Seufzer aufsteigen, daß selbst beim hellsten Wetter die Hütte von Silberwölkchen umflossen ist. Ehe ich hinaufging, frühstückte ich unten vor dem Conversationshause mit Chokolade und einem kleinen Aerger. Der Aerger bestand in folgendem. Ein Preuße, ein sehr lieber, ganz scharmanter Mann, der auch ehrlich war — ach die Augen, die Augen! Wenn es Menschen gibt, die der Teufel geschaffen, so war es doch immer Gott, der ihnen die Augen eingesezt: diese Fenster der Seele von Crystallscherben eines zerbrochenen Himmels — nichts vermag sie zu färben, zu trüben, zu verfinstern. Sie verrathen den geübtesten Schurken, sie lügen nicht, sie heucheln nicht; sie klagen den ungekannten Missethäter an, und vertheidigen die verkannte Unschuld. Also dieser Preuße erzählte mir: im Casino von Baden hänge eine Tafel, auf der gedruckt stände: „es ist verboten Hunde mitzubringen" und darunter mit Bleistift geschrieben: „und Preußen." Ich ärgerte mich über den feigen Bleistift — sonst über weiter nichts. Dann stieg ich langsam den

Berg hinauf, in der Tasche die gefangenen Triumviren und in der Hand mein Schreibbuch tragend. Im Gehen sann ich darüber nach, ob ich den Titel sezen sollte: Suppe von durchgeschlagenen Rezensenten, oder: durchgeschlagene Rezensenten-Suppe. Endlich kam ich zur Besinnung; aus meinem garstig verpuppten Herzen entfaltete sich meine bessere Natur und ich verwarf mit Unwillen den ganzen Titel. Nichts auf der Welt — ein Satiriker etwa ausgenommen — ist mir verhaßter als Satire; weil sie so hofhündisch hinter dem Gitter der Zweideutigkeit hervorbellt, oder von einem dunkeln Sinne verhüllt, die Vorübergehenden anfällt, und nicht den Muth hat, im Freien und am hellen Tage einem Spizbuben an die Kehle zu springen. Ich hatte jenen Titel ganz arglos erdacht. Mein körperlicher Appetit nach Grobheiten hatte mir das Bild seiner Befriedigung unter einer mir angenehmen Kochform vorgehalten. Erst später fiel mir ein: der Leser könnte denken, ich hätte ein jämmerliches Wortspiel treiben wollen mit durchschlagen

im Sinne der Kochkunst, und durchschlagen im Sinne eines Prügelkünstlers, darum unterdrückte ich den Titel.

Oben sezte ich mich auf eine — ach! der so bekannten Bänke, die vor der Hütte stehen, und holte den Eratophilos aus dem Gefängnisse, um das Verhör mit ihm anzufangen. Da bemerkte ich, daß der große starke Mann, der mir zur Seite auf der andern Bank saß, mich unverwandt ansah, und es erwachte der Argwohn in mir, er wolle mit den Augen in meinem Protokolle herumspazieren. Das störte und verdroß mich; ich stand auf und ging fort. Unten in der Promenade begegnete ich dem scharmanten Preußen, der sich zu mir gesellte, und wie gewöhnlich sich über die preußische Regierung lustig machte. Er sagte hundert artige Sachen von Herrn von Ancillon, von Herrn von Kampz, von den Prinzen von Mecklenburg, von Herrn von Wittgenstein, von dem Kronprinzen. Ich bat ihn, vorsichtiger zu sein, denn nicht allein die Wände hätten Ohren, sondern auch die Taschen (ich dachte

nämlich an einen der Triumvirn). Aber er ließ sich nicht wehren und unterhielt mich auf das angenehmste bis zum Mittagessen von lauter Dingen unter zwanzig Bogen.

Nachmittags beging ich gewohnte Diätfehler und war höflich mit den Damen. Um so rascher stieg ich den andern Morgen wieder zur Sokrates-Hütte hinauf; denn da ich mir vorgesezt, meine Rezensenten auf sokratische Manier dahin zu bringen, mir freiwillig zu gestehen, daß sie distelgenährte Sackträger sind, glaubte ich meinen Zweck nicht besser zu erreichen, als in der Nähe der Sokrates-Hütte. Aber da saß der unglückselige Mann wieder auf der Bank, sah mich wieder unverwandt an und jagte mich zum zweiten Male fort; denn unmöglich war es mir immer, in der Nähe eines fremden menschlichen Wesens zu denken, zu lesen oder zu schreiben — in der Nähe eines befreundeten noch weniger.

Ich klagte mein Leid einem Freunde, dem schon mit Dank erwähnten Rezensionenmäkler und dieser erzählte mir: der Mann auf dem Berge sei ein

Einwohner von Baden und blind. Jeden Morgen ginge er ohne Führer hinauf und bliebe da sizen bis zum Sonnenuntergange. Er wäre arm und empfinge aus dem Armenfond täglich vier Kreuzer. Da jammerte mich der unglückliche Nachtwandler und mich jammerten meine Rezensenten. Ich dachte: vielleicht sind sie auch blind! Vielleicht leben sie auch von Unterstüzung, die man ihnen gibt, nicht weil, sondern damit sie nicht sehen! Und als ich plözlich aus einem Gebüsche hervortrat, kam mir ein schönes blasses englisches Mädchen mit verweinten Augen entgegen. Ich sah ihr nach und dachte: Du armes Kind! Auf dieser weiten Erde hast Du nicht ein fühlendes Wesen, Du hast nur ein todtes Taschentuch, das Deine Thränen trocknet. Warum gingst Du so stolz an mir vorüber? Warum klagtest Du mir nicht Deinen Schmerz? Ich hätte Dich wohl nicht geheilt, aber Dir gewiß ein Lächeln mitgegeben für Deine Träume, und vielleicht hätte die Morgensonne den süßen Thau der Hoffnung von Deinen Augen geküßt! Aber Du gingst vor-

über. Ach! der Mensch kann stolz sein und kann doch weinen! Und ich ward sehr weich und lispelte in den Abendwind: hole der Teufel meine Rezensenten und mich auch! Ich will nicht mehr an sie denken.

III.

Der 21ste Bogen.

Seitdem sind sechszig Tage vorüber gegangen. Seitdem ist ein Teufel vorüber gebraust, der jubelnd Musterung hielt; und ein stiller Gott ist vorüber gesäuselt, der auf seine Vertrauten herablächelte. Ich hatte meine Rezensenten vergessen, die Knechte über ihre Herren vergessen, welche selbst mit mir verhandelten. Da geschah es, daß vor einigen Tagen, ehe ich die Handschrift zu diesen neuen Briefen aus Paris in die Druckerei abschickte, ich die Berechnung machte, ob sie zu zwei Mal 20½ Bogen hinreiche — denn nach dem gemeinen bürgerlichen deutschen Rechte wird höchst sonderbar ein Buch erst mit dem 21sten Bogen majorenn, also gerade in dem Alter,

wenn die Bücher gewöhnlich anfangen dumm oder ausschweifend zu werden. Ehe ich aber weiter gehe, will ich meine feste Hoffnung aussprechen, daß sämmtliche deutsche Censoren, wenn sie einst ihre Vormundschafts-Rechnung werden ablegen müssen — unfähig wie sie sein werden, auch nur das Mindeste von dem Geiste, um den sie ihre Mündel betrogen, zu ersezen — den Galgen zieren werden, zur Freude der Mitwelt und zur Warnung den nachkommenden Geschlechtern.

Jezt aber bitte ich einen Gelehrten, der zugleich Menschenfreund, Mathematiker und Psycholog ist — wenn es einen solchen in Deutschland gibt — mir folgendes Phänomen zu erklären. Als ich im vorigen Jahre mit meiner Handschrift zu meinen vorjährigen Pariser Briefen die Druckprobe anstellte, fand ich, daß es einige Bogen zu wenig waren. Daraus schloß ich, daß es genug sei. Und es fand sich später wirklich, daß es genug war. Dieses Mal ergab sich aber aus der Berechnung, daß ich einige Bogen mehr hatte als der Druck erforderte,

und das machte mich ängstlich, es möchte nicht hinreichen. Woher nun diese Aengstlichkeit, diese ganz verkehrte Logik der Nerven? Denn auf jeden Fall ist es eine nervöse Erscheinung. Möchten die verschiedenen Fakultäten darüber nachdenken!

Ich beschloß also, das Manuscript gerade um so viel zu vermehren, als dessen anscheinender Ueberschuß betrug; nämlich um 3 Bogen, 7 Seiten, 5 Zeilen und 8 Sylben, und die Zusäze in die X'sche Druckerei nachzusenden. Aber guter Gott! Was, worüber schreiben in dieser federschweren Zeit, wo der Scherz Leibschmerzen hat und der Ernst wie ein Toller lacht? Ich habe zwar manchen guten Gedanken gehabt, seitdem ich in der Schweiz lebe, den ich gebrauchen könnte. Erführe es aber ein Schweizer, daß ich einen Gedanken aus seinem Lande mitgenommen, ohne ihn zu bezahlen, er verfolgte mich bis an das Ende der Welt und schlüge mich todt wo er mich fände. Was aber sonst? Man hatte mich aufgefordert, etwas über die neuesten Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung zu sagen: Be-

schlüsse, welche, wie die Münchner Hofzeitung mit Recht tadelt, von den Liberalen Ordonnanzen genannt werden — sie sollten nicht so frech sein, Ordonnanzen zu nennen, was sie doch nicht den Muth haben, auch als solche zu behandeln! Aber ich werde mich wohl davor hüten. Wäre denn etwas lächerlicher, als hinter den Dampf-Protokollen der Bundesversammlung herhinken, die auf ihrer eisernen Bahn hundertmal schneller die Freiheit erreichen, als es sich nur je unsere schnellste Hoffnung geträumt? Gewiß nichts — außer sich ihnen in den Weg zu stellen, um sie aufzuhalten. Doch worüber sonst schreiben? Ich war in großer Verlegenheit. Da ereignete sich gestern, daß, als ich nach dem Frühstücke zur Thüre hinaus ging, und wie jeden Morgen bei diesem Gange, die Hand in die Tasche meines Schlafrocks steckte, darin nachzusuchen — ich den licencié-en-droit Carové herauszog. Ich eilte so schnell als es die Umstände erforderten in mein Zimmer zurück, den licencié zuvor in Sicherheit zu bringen, und spießte ihn einst-

weilen, daß er sich nicht wieder verkrieche, wie einen Schmetterling mit der Nadel an den Vorhang fest. Er konnte auch in der That recht gut den kleinen Fuchs vorstellen.

Als ich nun ruhig da saß und überlegte, wie der 21ste Bogen auszustopfen, fiel mir bei: wie wäre es, wenn ich den licencié, den kleinen Jesuiten und den Eratophilos wieder vornähme? Und dabei blieb es. Ach! es entgeht keiner seinem Schicksale. Jene drei Rezensenten, die ich schon vor zwei Monaten in den Lethe zurückgeworfen, weil ich das Nez schon gar zu voll hatte — sie mußten schon längst im Ozean der Vergessenheit angekommen sein — schwammen wieder Strom aufwärts, ließen sich zum zweiten Male fangen, und jezt schuppe ich sie, wie der Leser sieht. Sollte aber Herr Staatsrath Stägmann in Berlin, der alle Polen, welche Paskewitsch übrig gelassen, auf seinem metrischen Reibeisen grausam aufgerieben und dafür zum Lohn mit der Abfassung des deutschen Preßgesezes-beauftragt worden — sollte er, wohl eher aus Bosheit

als aus Tugend, so wenig Rücksicht auf die heilige Anna nehmen, daß er die Majorennität der Bücher auf fünfzehn Bogen herabsezte — ich wäre der unglückseligste Mensch von der Welt; denn ich hätte mich um den 21sten Bogen ganz vergebens bemüht. Doch, hoffe ich, es geschieht nicht. Heilige Anna, bete für mich!

IV.

Eratophilos.

Eratophilos, als er sich eines Abends in Vespertinen's Schlafzimmer von meinen Briefen aus Paris unterhielt, erzählte von mir: „Dieser Mann, „den wir selbst näher gekannt haben, der uns vor „einem Jahrzehend ein liebenswürdiger, wiziger, „geistreicher Autor schien, den wir beinahe Freund „nannten — eben dieser Mann zeigt sich jezt plözlich „an dem andern Pole der Humanität, an dem Punkte, „wo der Mensch in den — Tiger überzugehen „droht." Das ist die schändlichste, unerhörteste Ver-

läumdung von der Welt! Doch lache ich der Tücke des Denuncianten; denn ich kann aus seinen eigenen Angaben mein Alibi beweisen. Meine Rechtfertigung hängt jezt blos davon ab, daß sich in der Druckerei, wo dieses angenehme und nüzliche Buch gedruckt wird, ein langer Strich vorfinde, etwa von der Größe von acht vereinigten Gedankenstrichen. Ist er vorhanden, beliebe ihn der Sezer aus dem Kasten zu nehmen und ihn so zu sezen, daß er eine Zeile allein einnehme. Dann stelle er links des Striches ein a und rechts ein b. So:



Gut. Jezt ist meine Unschuld dargethan. a ist der Pol der Humanität, b der andere Pol der Humanität, wie es Eratophilos, der Freund des Lieblichen, sehr unlieblich ausgedrückt; denn eigentlich muß es heißen, der entgegengesezte Pol der Humanität, oder besser der Pol der Unhumanität. Nun behauptet Denunciant, ich stünde auf dem Punkte, wo der Mensch in den Tiger übergeht; ein Punkt aber hat keine räumliche Ausdehnung;

stehe ich also auf dem Punkte, wo der Mensch in den Tiger übergeht, folgt mathematisch daraus, daß ich auf dem Punkte der Menschheit stehe, das heißt, daß ich ein Mensch bin. Ich bitte sämmtliche Polen-Comité's in Deutschland, Frankreich und England und jeden andern, der von dem Polarwesen etwas versteht, mir aufzupassen, ob ich nicht falsch schließe. Bin ich ein Mensch, stehe ich am Pole der Humanität, oder auf a; stehe ich auf a, wie kann ich zugleich auf dem Punkte stehen, wo der Mensch in den Tiger übergeht, da der Tiger auf b oder am Pole der Unhumanität stehend, von den Menschen nicht durch einen Punkt, sondern durch die ganze Axe a b getrennt ist? Eratophilos sagt zwar, ich drohe erst in den Tiger überzugehen. Aber jede Drohung ist nicht ernstlich gemeint. Vielleicht wollte ich mich nur necken mit jenen feigen Machthabern, die ihr Zittern für Geberden gefährlichen Zornes möchten erscheinen lassen, deren Kraftanstrengungen ihre Schwäche verrathen, und die keinen wahren Muth haben, nicht einmal zum Bösen, sondern nur

den Affen des Muthes: den Uebermuth. Und wäre es mir mit meiner Drohung, ein Tiger zu werden, auch Ernst gewesen, ist denn Gefahr dabei? Ich kann nicht durch einen Sprung Tiger werden, sondern ich muß, zum Tiger zu gelangen, erst die lange Linie a b zurücklegen — ein weiter Weg, auf dem ich, ehe ich das Ziel erreichte, zwanzig Mal von der Polizei arretirt werden könnte. Also ist Eratophilos ein Verläumder, oder ein Narr, der auf dem Punkte steht, wo der Mensch in den Esel überzugehen droht.

Aber wer ist dieser Eratophilos? Europa weiß es nicht, und ich elender Europäer weiß es also auch nicht. Doch habe ich Vermuthungen hierüber und ich will sie nicht verschweigen. Eratophilos in Dresden mag wohl jenes blutreiche und geistarme Edelmännchen sein, das ich vor zehn Jahren in Paris kennen gelernt. Ist es der, die, das — denn er gehörte zu allen drei Geschlechtern — dann steht es ihm wohl an, mir vorzuwerfen, daß ich auf dem Punkte stünde, wo der Mensch in den Tiger über-

geht — ihm, der tausendmal ärger als ein Tiger, mir im Verlaufe eines Winters zehnmal meuchelmörderisch nach dem Leben getrachtet! Denn was ist der Zahn eines Tigers gegen die Waffe, mit der mich Eratophilos tödten wollte? Als zarter, gemüthlicher, mit spanischen Romanzen geäzter, höchst vermaledeiter Dichter, wählte er eine romantische hochtragische Todesart für mich. Ich sollte, wie Hamlets königlicher Vater, durch die Ohren vergiftet werden; zwar nicht durch geschmolzenes Blei gleich nach dem Einschlafen, sondern durch ein viel tödtlicheres Gift kurz vor dem Einschlafen — durch ein höllisches Gemisch von Prosa und Versen. Er kam mit heuchlerischer Freundlichkeit zu mir und las mir seine ungedruckten Werke vor. Kaum hatte er fünf Minuten gelesen, als ich Zuckungen um den Mund, Leibschmerzen und Neigung zum Erbrechen spürte. Ich ahnete nichts Böses und ließ Thee kommen. Eine Woche später kam Eratophilos wieder und sezte seine Vorlesungen fort. Gleich stellte sich das Uebelbefinden wieder ein. Da merkte ich

sein teuflisches Vorhaben. Das Lesen verhindern konnte ich nicht, doch Gott ist groß und ich ward gerettet.

Ich thue gar nichts Ueberflüssiges, wenn ich meinen Lesern beweise, daß Gott groß ist. Wenige unter ihnen, und das sind die Bessern, haben es vergessen; die Andern aber haben es nie gewußt. O Ihr schwachen thörichten Menschen! Wie oft trauert Ihr, da wo Ihr jauchzen solltet! Wie oft murrt Ihr gegen das Schicksal und beklagt als Unglück, was doch nur Glück war, und wofür Ihr dem Himmel hättet mit heißen Thränen danken sollen! Erfahret von mir, wie weise die Vorsehung alles zu unserm Besten lenkt, und wie ich es selbst an mir erfahren.

An einem windigen, naßkalten Novembertage des Jahres 1813 — es war ächt deutsches Philister-Wetter — zog das k. k. österreichische Heer, das siegreich von Leipzig kam, durch meine Vaterstadt Frankfurt am Main. Ich stellte mich in der Straße vor einen Buchladen und sah sie vorüberziehen. Hoch klopfte mir das Herz und ich schwitzte vor

Entzücken. Wie bewunderte ich diese k. k. österreichischen Haselstöcke, mit welchen man die französischen Adler todtgeschlagen! So schwizte und bewunderte ich zwei Stunden lang. Endlich ging ich nach Hause. Nachdem ich eine halbe Stunde in meinem Zimmer war, kam das Mädchen und sagte mir etwas. Aber ich war so in Gedanken versunken, daß ich sie nicht hörte. Darauf donnerte mein Bruder in's Zimmer und fragte mich, warum ich nicht zum Essen käme, es hätte schon drei Mal geschellt. Ich ging herunter. Am Tische saß ein bei uns einquartirter k. k. österreichischer Privatcommissär. Ich sah, daß er sein Geschäft verstand, aber auf das was er sprach, achtete ich nicht. Er soll, wie man mir später erzählte, sehr gegen die k. k. österreichische Polizei losgezogen haben. Nachdem meine Eltern und Geschwister mehrere Fragen an mich gethan, auf die ich nicht geantwortet, kam es an den Tag, daß ich taub geworden sei. Ich hatte mich erkältet, es war ein zurückgeschlagener Patriotismus. Ich legte mich in das Bett, trank erstaun-

lich viel Hollunder-Thee und blieb liegen bis den andern Morgen. Als ich erwachte, hörte ich das Käzchen miauen. Mein Gehör war wieder hergestellt, aber nur mit der Hälfte seines frühern Gehalts; es war gleichsam pensionirt. Auf dem linken Ohr blieb ich taub und bin es geblieben bis auf den heutigen Tag. Wie traurig war ich damals! Wie unglücklich fühlte ich mich! Wie verwünschte ich den k. k. österreichischen Befreiungskrieg! Was ich damals sah, was ich las, gefiel mir nicht; mein einziger Trost war das was ich hörte, weil es nicht censirt werden konnte. Und von diesem Troste wurde mir die ganze Hälfte entzogen. Ich murrte über mein Mißgeschick. Aber zehn Jahre später, da ich in Paris, wie oben erzählt, mit Eratophilos zusammentraf, rettete mir meine halbseitige Taubheit das Leben. Darum ist Gott groß!

Als nämlich Eratophilos ein drittes Mal zu mir kam, seine Vorlesungen fortzusezen und seine Vergiftungsversuche zu erneuern — ausweichen konnte ich nicht, denn es war in meinem eigenen Zimmer —

setzte ich mich so, daß ich ihm das linke taube Ohr zuwendete, durch welches das Gift nicht eindringen konnte. Je weniger ich verstand, je mehr lächelte ich Beifall zu, so daß Eratophilos sehr vergnügt war, denn er dachte sehr bald seinen boshaften Zweck zu erreichen. Auf diese Weise ward ich gerettet, und von dem bereits verschluckten Gifte sind keine üblen Folgen zurückgeblieben, als leichte Zuckungen im Gesichte. Doch auch von diesen, wie mich ein homöopathischer Arzt vor kurzem versicherte, könnte ich mich auf homöopathischem Wege bald heilen. Er rieth mir, aus Eratophilos Schriften ein zweisylbiges Wort zu nehmen, dieses mit Byron's sämmtlichen Werken zu vermischen, und von dieser Mischung jeden Tag, zwei Stunden nach dem Frühstücke, einen Buchstaben zu lesen. Wenn ich gleich nach dem ersten Gebrauche einschliefe, wäre das, wie bei allen homöopathischen Kuren, ein sehr günstiges Zeichen. Ich werde es versuchen, und habe mir zu diesem Zwecke aus Eratophilos Schriften das Wort Tiger gewählt.

Und ein solcher gottloser Giftmischer wagte mich öffentlich anzuklagen, daß ich auf dem Punkte stehe, wo der Mensch in den Tiger übergeht, und das dumme Vespertinchen hat ihm das geglaubt und hat es weiter erzählt! O liebes Vespertinchen, Du warst zwar immer ein Gänschen gewesen, aber für so dumm hätte ich Dich doch nicht gehalten! Aber es ist Deine Schuld nicht; Dein Vater, der Hofrath, hat selbst nicht viel Verstand.

Druck von Kaufmann in Mannheim.



